

Basler Stadtbuch







Basler Jahrbuch

1897.



Herausgegeben

von

Albert Burckhardt, Rudolf Wackernagel

und

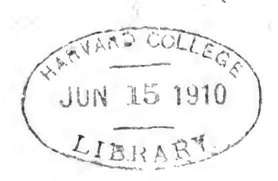
Albert Geßler.



Basel.

Verlag von R. Reich, vormals C. Detloffs Buchhandlung.

1897.



Druckerei der Allgem. Schweizer Zeitung.

Vorwort.

Die Herausgeber des Basler Jahrbuches treten dieses Mal vor ihren verehrten Leserkreis mit einem Bande, der eine ganze Reihe von Biographien enthält. Da tritt uns zuerst das Bild unsres berühmten Mitbürgers, des Naturforschers Ludwig Rütimeyer, entgegen, welches gewiß vielen Lesern eine ebenso wehmütige als willkommene Erinnerung an den selig Entschlafenen sein wird. In einer andern Abhandlung wird das bescheidene aber doch segensvolle Wirken des Basler Landpfarrers Sebastian Spörlin geschildert und damit der Nachweis geliefert, daß auch in unserem Gebiete Pestalozzi Verehrer und Nachahmer gefunden hat, die seine Ideen zu Gunsten der Volksschule auf der Landschaft zu verwerten bestrebt waren. In eine künstlerisch nicht sehr ergiebige Periode, in welcher man aber auch für Meister zweiten Ranges um so dankbarer ist, führt die Lebensbeschreibung des Hans Heinrich Glaser, der zur Zeit des dreißigjährigen Krieges in Basel als fruchtbarer Illustrator thätig gewesen ist und so der Nachwelt ein gutes Stück alten Basler Lebens vermittelt hat. Dem sechzehnten Jahrhundert gehört die Abhandlung über Sebastian Schertlins Aufenthalt in Basel an und zwar der Epoche des schmalkaldischen Krieges, während welcher eine Menge flüchtiger Glaubensgenossen in der evangelischen Schweiz Schutz und Zuflucht gefunden und auch dieselbe mehrfach in große Verlegenheit gebracht haben.

Neben den vier Biographien erscheinen sodann noch drei weitere Arbeiten, von denen die eine als Wegleitung zu dem Stadtplan des Matthäus Merian dienen will, die andere die schweren Schicksale der Gemeinde Biel-Benken während des dreißigjährigen Krieges beschreibt und die dritte die Geschichte des Basler Avisblattes (1729—1844) behandelt und so den Leser einen höchst interessanten Blick in das Basler Stillleben des vorigen Jahrhunderts thun läßt.

Auch dieses Mal bildet die sorgfältig zusammengestellte Jahreschronik den Schluß des Jahrbuches.

Zu all dem kommt noch eine Reihe von Illustrationen als erwünschte Beigabe, so das gelungene Porträt Rütimeyers und zwei Arbeiten Heinrich Glasers, vor allem aber zwei Radierungen Wilhelm Balmers Landschaftsbilder aus Basel und Umgebung.

So senden wir denn mit dem aufrichtigsten Dank für alle diese litterarischen und künstlerischen Beiträge, die uns auch dieses Jahr wieder geworden sind, den neuen Jahrgang aus mit der Hoffnung, daß derselbe auch jetzt wieder einem freundlichen Leserkreis begegnen möge, welcher diese anspruchslose Gabe heimatlicher Geschichte und Kunst mit Freuden bei sich aufnimmt, und welchem von Herzen ein glückliches neues Jahr wünschen

Basel, im Dezember 1896

Die Herausgeber.

Inhaltsverzeichnis.



Carl Ludwig Rütimeyer.

Von

L. E. Iselin.

„Mit Rütimeyer[1]) ist eine Forscher- und Gelehrtennatur edelster Art dahingeschieden, ein Mann voll der fruchtbringendsten Gedanken und von wunderbarer Kraft und Zähigkeit der Arbeit.“

„In der Nachwelt wird Rütimeyer fortleben und man wird, um ihm die richtige Stellung anzuweisen, ohne Uebertreibung sagen,

---

[1]) Die Quellen zu diesem Lebensbild sind nächst Rütimeyers gedruckten Werken, Berichten und Gedächtnisreden, vor allem Briefe und verschiedenartige schriftliche Aufzeichnungen desselben, welche mir in freundlichster Weise von seinen nächsten Angehörigen zur Verfügung gestellt wurden, besonders auch die im Manuskript hinterlassenen „ungeordneten Rückblicke auf den der Wissenschaft gewidmeten Teil meines Lebens,“ deren letzte Bemerkung vom 3. Juni 1895 datiert ist. Außerdem lagen mir folgende Nekrologe vor:

1. Zur Erinnerung an Herrn Prof. L. R. Personalien, Leichenreden, Grabreden.
2. Prof. Dr. C. Schmidt (Basel): K. L. R. Beilage zur Allg. Zeitg. München, 29. Mai 1896.
3. C. Schmidt: L. R. Separat-Abdr. aus den „Basler Nachrichten“ 3. bis 7. Dezember 1895.
4. Dr. C. Schmidt: L. R. als Gebirgsforscher. Jahrb. des Schw. Alpenklub. XXI. 1896.
5. R. B. (Prof. Rud. Burckhardt, Basel): Prof. L. R. Sep.-Abdr. aus der „Allg. Schweizer Zeitung“ 1895. Nr. 281, 282, 283.
6. His (Prof. Dr. W. His, Leipzig): L. R. Sep.-Abdr. aus „Anatomischer Anzeiger“ XI. 16. Jena 1896.

daß seit Konrad Geßner die Schweiz neben Agassiz keinen andern Zoologen bis heute hervorgebracht hat, der im Auslande so großen und nachhaltigen Einfluß gewann wie Ludwig Rütimeyer."

In diese schwerwiegenden Sätze fassen zwei wissenschaftliche Fachgenossen und zugleich kompetenteste Beurteiler ihr Urteil über Leben und Lebenszweck von Prof. Ludwig Rütimeyer zusammen.[1]) Dennoch kann man sich nicht verhehlen, daß gerade in dem engern Vaterland, ja selbst in der eigenen Vaterstadt nur ein beschränkter Kreis von Gebildeten die Bedeutung dieser ungewöhnlichen Persönlichkeit erkannte, und daß vollends eine richtige Würdigung und Wertung derselben zu seinen Lebzeiten nur bei verhältnismäßig Wenigen gefunden wurde. Den geologischen Fachmann und weltberühmten Paläontologen einem weiteren Leserkreis nahezubringen, ihn, der durch die relative Abgelegenheit seines wissenschaftlichen Arbeitsfeldes, durch die wenig populäre Art seiner Diktion und seines Styls und selbst durch die Eigenart seiner Person bei Lebzeiten zwar nicht unnahbar aber doch vielfach unmeßbar war, das wäre jetzt nach seinem Tode ein für den Schreiber dieser Zeilen gewagtes und auch wohl aussichtsloses Unterfangen. Gewiß wird es ja auch von diesem großen Toten gelten: **Stat magni nominis umbra.** Aber es bleibt eine Pflicht der Dankbarkeit, der sich seine zweite Vaterstadt nicht entschlagen darf, den Ertrag seines Wirkens

7. Prof. Dr. C. Keller (Zürich): L. R. Nachruf aus „Neue Zürcher Zeitung" 1895, Morgenbl. Nr. 336, 337, 339, 341.
8. H. G. St. (Dr. H. G. Stehlin, Basel): L. R. im „Correspondenzblatt für Schweizer Aerzte" XXV. 1895.
9. Nekrolog über L. R. in „Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik" von Prof. Dr. F. Umlauft. XVIII, 18. Wien 1896.
10. A. H. B. (A. Hoffmann-Burckhardt, Basel): Prof. Dr. L. R., Mitglied der Sektion Basel des S. A. C. in „Alpina, Mitteilg. des S. A. C." IV, 2. Zürich 1896.

[1]) Prof. Dr. W. His in Leipzig und Prof. Dr. C. Keller in Zürich a. a. O.

für Hochschule, Gemeinwesen und Geistesbildung noch einmal zusammenzufassen und zu überblicken, bevor die charaktervollen Züge dieses Antlitzes aus dem vergeßlichen Gedächtnis des gegenwärtigen Geschlechtes völlig entschwunden sind. Haben seine wissenschaftlichen Arbeiten durch ihre Originalität nach der Art von Schlaglichtern gewirkt und dem forschenden Geist unbekannte Gebiete beleuchtet, unbetretene Pfade aufgewiesen, also vor allem anregend und wegleitend gewirkt, so bietet auch so mancher Zug in seinem Lebensbild Anregung und Orientierung für die ernste und hohe Aufgabe der Erziehung und vor allem der Selbsterziehung. Nach zwei Seiten aber hat vielleicht der Verstorbene jetzt noch eine besondere Mission zu erfüllen, nach der Seite einer tieferen ästhetischen Naturerfassung und nach derjenigen einer ethisch abgeklärten Naturbeurteilung. Auf beides scheint seine Person und seine Arbeit hinzuweisen.

Karl Ludwig Rütimeyer war von Geburt (26. Februar 1825) ein Berner und blieb bernischer Einfachheit, bernischem Dialekt und bernischen Freunden zeitlebens treu; sein Klassiker war Jeremias Gotthelf oder, wie er sich ausdrückte, „Bitzi.“ Dem Empfinden nach fühlte er sich jedoch weit mehr mit dem romanischen Wesen verwandt als mit dem germanischen. „Obschon in dem finstern Emmenthale aufgewachsen, lacht mir das Herz im Innersten, sobald ich Olivenbäume vor mir habe, wie wenn es Träume einer alten Heimat wären, die in Wirklichkeit treten.“ Eine Abneigung gegen das, was er germanisch nannte, haftete ihm bis ins Alter an als eine Art Vorurteil und hat vielleicht seiner Anerkennung in Deutschland, jedenfalls seinem Verkehr mit Deutschen gewisse Hindernisse geschaffen. Aber obschon er gelegentlich meinte, daß mehr romanisches als germanisches Blut in seinen Adern fließe, entstammte er thatsächlich, und zwar väterlicherseits wie mütterlicherseits, einer alten stadtbernischen Bürgerfamilie. Daß bei den Rütimeyer,

wo seit fast 300 Jahren Geschlecht um Geschlecht Staat und Republik Bern Pfarrherrn geliefert hat, naturwissenschaftliche Begabung ein Familienerbteil war, ist nicht bekannt, eher könnte geschichtlicher Sinn als Erbstück genannt werden; immerhin ist es bemerkenswert, daß außer Ludwig noch zwei seiner Brüder ausgesprochenes Talent für Naturbeobachtung besaßen. Dagegen erhielt er vom Vater (Albrecht Rütimeyer) starken Willen, von der Mutter (Marie Margaretha Küpfer) Gemütstiefe und künstlerischen Formensinn.

Liebe zur Natur oder, wie er sich eher ausdrückte, Gefühl des innigsten Zusammenhangs mit der Natur war ihm angeboren. Das zeigte sich schon in seiner frühen Kindheit in einer Weise, welche allerdings erst später bedeutungsvoll erschien. Mehrmals wurde das zur Einsamkeit und Nachdenklichkeit geneigte Büblein vermißt und dann nach langem Suchen irgendwo in einer Blumenmatte gefunden, in einem Hochwald von Doldenkräutern sitzend oder in dem Dunkel einer Haselhecke dem glänzenden Spiele eines Bächleins zusehend. Schon seit seiner Jugend übte der erste Schnee eine zauberhafte Wirkung auf ihn aus. Der knospende Wald, die blühende Wiese, das fallende Laub hatte für ihn eine ganz besondere Sprache. Aber diese rein individuelle Anlage wurde durch Umgebung und Erziehung bedeutungsvoll gefördert und ausgebildet.

Seine ganze Jugendzeit brachte er im Pfarrhaus in Biglen zu. Es waren glückliche Jahre freudigster, ungehemmtester Kraftentfaltung und Geistesentwicklung, an die der Alternde immer gerne, aber nie ohne leise Wehmut, als an ein verlorenes Paradies der Kindheit zurückdachte. Der Pfarrer war zum Teil auf das Einkommen aus dem landwirtschaftlichen Betrieb der Pfrundgüter angewiesen, es fehlte daher dem Pfarrhofe weder Scheune noch Stall. Unter den Augen des Kindes spielte sich das ganze, ab-

wechslungsreiche Leben des Landmanns ab, das im engsten Zusammenhang mit dem Naturleben steht. „Selbstverständlich, daß dabei allmählich alle Landarbeit mitgemacht und manche Fertigkeit erworben wurde, die sich später, wenn auch in ganz anderer Weise, höchst hilfreich erwies. Bei allen großen und kleinen Aufgaben jeder Jahreszeit, Heu- und Getreideernte, Dreschen im Herbst, Holzfällen und Holzhauen im Winter, wurde tapfer mitgeholfen und selbst allerlei Handwerksarbeiten in den Werkstätten des Schreiners, des Drechslers, des Buchbinders, selbst in der Schmiede bis zu einem gewissen Grade erlernt.“ (Es fallen uns bei diesem Anlasse jene realistischen Bilder ein, welche Rütimeyer zur Verfügung hatte, um großartige Naturvorgänge zu veranschaulichen: der Gletscher „hobelt“ das Gestein; das fließende Wasser „sägt“ seine Schluchten; das Meer ist „die mächtige Hand, die mit unbeschreiblicher Gewalt die Schaufel führt“ und alle Trümmer wegräumt; „wie Splitter einer schlecht gestählten Axt“ liegen die Trümmer des Festlandes bis weit ins Meer hinaus zerstreut u. s. f.)

Ebenso wichtig wurde die weitere Umgebung. Biglen, ein mehr lieblich als großartig gelegenes Pfarrdorf des Emmenthales, ist Mittelpunkt eines großen über Berg und Thal ausgedehnten Sprengels. Das war die Veranlassung zu vielfachen weiten Amtsgängen in allen Jahreszeiten, wobei der kleine „Ludi“ den Vater begleiten durfte. Nicht gerade den Mittelpunkt aber doch den Höhepunkt dieses Excursionsgebietes bildete die etwa 2500′ hohe, aussichtsreiche „Hundschüpfen,“ von welcher die zahlreichen Thäler und Schluchten der Pfarrgemeinde und der Nachbargemeinden ausstrahlen. Selbst im tiefsten Winter bei meterhohem Schnee wurde sie besucht und „mit ahnungsvoller Andacht schweifte der Blick nicht nur über die ausgedehnte Fernsicht, welche uns vom Vater jeweilen sorgfältigst erklärt wurde, sondern auch in die Labyrinte von Wald und Fels, die dort zu Füßen lagen. Vollkommen unmerklich

erwachte auf solchen Wanderungen und vor allem auf diesem Centralpunkt unseres jugendlichen Gesichtskreises das Interesse, das später zu geologischen Studien führte; die Keime der späteren Arbeit über Thal- und Seebildung, die doch während einer Anzahl von Jahren nicht nur in der Schweiz, sondern in der gesamten geologischen Litteratur als ein wichtiger Ansporn zur Losreißung von Schulansichten und insofern als bahnbrechend anerkannt wurden, stammen durchaus aus jener Zeit. Fast alljährlich kam dazu eine größere, mehrtägige Reise mit dem Vater, meist in die inneren Kantone, wo es an Strapazen meist nicht fehlte."

Dreizehn Jahre blieb so Ludwig Rütimeyer ein Kind der Familie und der Natur. Bis dahin wurde er von seinem Vater privatim unterrichtet. Im Jahre 1838 trat er in das untere Gymnasium (Litterarschule) und 1841 in das obere Gymnasium in Bern und es ist vorwiegend die Erinnerung an diese Zeit, welche ihn gelegentlich zu sehr hartem Urteil veranlaßte über „das Unglück und Elend einer öffentlichen Schule, wo ja von frühe an alles, was von Persönlichem, von Typischem, von Geistigem und Selbsteigenem aufkeimen möchte, methodisch platt geschlagen und womöglich zertreten und ausgerottet wird." Jedenfalls wurde in diesen Jahren etwas und gewiß nicht durch eigene Schuld versäumt, nämlich die Ausbildung des schriftlichen Ausdrucks. Es bildet einen wesentlichen und Rütimeyer selbst gar wohl bekannten Nachteil seiner Schriften, daß ihnen ein flüssiger Styl abgeht. Zwar hat die Sprache Rütimeyer's große Schönheiten, vor allem einen gewaltigen Reichtum an lebendigen und phantasievoll gewählten Bildern. Außerdem hat sie eine Eigenschaft, welche man bei Homer bewundert, durch kurze, aber überaus treffende Epitheta anschaulich zu wirken (z. B. „das schüchterne und wohlgelittene Reh," das „greisenhafte" Gebirge des St. Gotthard, „erkaltete Lavafelder einer früh erloschenen Gesittung" u. a. m.). Allein sie ist von

Haus aus durchaus rhetorisch angelegt und darum am wirksamsten im lebendigen Vortrag oder an jenen Stellen in seinen Schriften, wo die Schilderung zum Naturgemälde, die wissenschaftliche Belehrung zur tiefsinnigen Verkündigung geworden ist. Diese Sprache ist Bergwasser, das sprudelt und schäumt und kraftvoll, zuweilen majestätisch, einherbraust, aber seltener glatt und klar durch weiche Ufer läuft und den tiefen Untergrund deutlich sehen läßt. In jenen kleinen Gelegenheitsschriften, die so recht aus dem Vollen geschöpft sind, wo eine wahre Flut von Gedanken, Beziehungen und Ausblicken auf ihn ein- und von ihm ausströmte und doch weder Zeit noch Geduld hinreichend zur Verfügung stand, alles fein säuberlich und sozusagen pedantisch zu ordnen, leiden die Perioden häufig durch zu große Länge, Umständlichkeit und Unruhe. Gewiß ist das alles ja wieder ein ehrendes Denkmal, wie wenig sich diese Natur erschöpfen konnte: aber die Nachteile, welche solche Schreibweise für das Verständnis und besonders für die allgemeine Verbreitung seiner Schriften mit sich brachte, waren ihm, wie gesagt, durchaus offenbar.

Bot die Schule in diesen Jahren wenig Förderung, so kam solche dafür auch diesmal von der Natur. Nach den sechs in Bern zugebrachten Schultagen wurde die Rückkehr nach Biglen am Samstag nachmittag fast stets zu einer interessanten Entdeckungsreise über Berg und Thal benützt, und da begann nun die Pflanzenkunde rein auf dem Wege der Beobachtung ohne eigentlichen Lehrer, bloß unter Anleitung des älteren Bruders. Sie wurde bald so eifrig betrieben, daß eine Preisaufgabe über die Kompositen der Umgebung von Bern von dem jungen Litterarschüler gelöst wurde. Später wurde dann dieses Studium auf der Universität Bern und in Paris fortgesetzt, hernach immerwährend durch Beschäftigung mit der botanischen Litteratur vertieft und auf der Reise als schönste Erholung praktisch betrieben. Das Ergebnis war unter

Andern ein eigentlich erst bei seinem Tode bekannt gewordenes umfangreiches Herbarium, das durch seine sorgfältige Führung und seinen hohen wissenschaftlichen Wert dem Fachmann Erstaunen und Bewunderung abnötigte. Größer aber war der Gewinn noch nach einer andern Seite. Wenn Rütimeyer später die Entdeckung machte, daß er im Vergleich zu den Leuten, welche anderswo die Wissenschaft in Händen hatten, besser erzogene Augen habe, so hing seinem eigenen Geständnis nach, diese Uebung rasch und sicher zu sehen, mit seinem eifrigen Botanisieren in seiner Gymnasialzeit enge zusammen. Aber noch eine andere für den zukünftigen Geologen höchst wichtige Kunst wurde in jener Zeit begonnen und wiederum sozusagen ganz unabhängig von Schule und Lehrer erlernt, das Freihandzeichnen. Eine ungewöhnliche und wirklich künstlerische Begabung besaß Rütimeyer, wohl als Erbteil seiner Mutter, einer Schülerin des Malers König, zweifellos, und Künstler zu werden war vielleicht der tiefste Wunsch seines Herzens. Noch im Jahre 1877 gestand er beim Anblick der wundervollen Uebungsmittel in den School Rooms des Kensington Museums: „In solchen Räumen weiß ich, daß ich — wenigstens ein Stümper von — Maler oder Bildhauer geworden wäre; noch jetzt könnte ich um solcher Hilfsmittel willen Maler oder Künstler werden." Aber auch nach dieser Seite hin mußte er sich den Weg selbst bahnen. Durch Einsicht in die Skizzen des bekannten Panoramenzeichners Gottlieb Studer in Bern angeregt begann er selbst, erst nach solchen Vorlagen, später nach der Natur, das Berg- und Kartenzeichnen. Hinfort wurde auf allen Exkursionen das Zeichenbuch sein unentbehrlicher Begleiter, und das dort wie auch auf allen spätern und größern Reisen gesammelte Skizzenmaterial bildete die wichtige Grundlage für viele jener weittragenden geologischen Schlüsse über Thal- und Seebildung, über die Naturgeschichte des Rigi u. s. w. Aus dem Jahr 1844 schon liegt eine große topographische Karte

des Quellengebietes der Hundschüpfen in ungefährem Maßstab von 1 : 20,000 vor, gezeichnet von dem kaum 19-jährigen Jüngling, nicht bloß eine Arbeit von großer Sauberkeit und Geschicklichkeit sondern, was Erfassung des Typischen und Präzision der Darstellung anlangt, eine einfach bewundernswerte Leistung, die denn auch später bei der Redaktion der Dufourkarte zur Vergleichung beigezogen wurde. Viel höher stehen dann freilich jene Zeichnungen von Knochen und Skeletteilen, welche die so wichtigen Tafeln seiner zoologischen und paläontologischen Werke bilden und wo peinlichste Genauigkeit mit vollendeter Anschaulichkeit vereint ist; am hübschesten ist aber wohl eine Reihe von mit größter Zierlichkeit und feinstem Geschmack ausgeführten Landschaftszeichnungen, welche zum Teil in seinem Werke über den Rigi eine, freilich höchst unvollkommene, Reproduktion erfahren haben.

Im Jahre 1843 immatrikulierte sich Rütimeyer alter Familientradition gemäß und nach dem Wunsche seines Vaters, doch nicht gegen eigene Neigung, an der theologischen Fakultät der Universität Bern und widmete etwa 4 Semester der Theologie, obschon er von Anfang an auch Vorlesungen der naturwissenschaftlichen Abteilung besuchte. Damals galten in Bern überhaupt Naturwissenschaft und Theologie in keiner Weise als jene unversöhnlichen Gegner, wie sie einige Jahrzehnte später angesehen wurden. Dazu verhalf in allererster Linie die ausgezeichnete Persönlichkeit des Geologieprofessors Bernhard Studer. Seine frische anregende Lehrform, verbunden mit ungezwungenster Freiheit des Verkehrs mit seinen Studenten, und nicht zuletzt die praktische und zugleich interessante Art, auf Exkursionen die Natur des Vaterlandes seinen Schülern zur Kenntnis zu bringen, gewann ihm alle strebsamen Elemente (auch die theologischen) der akademischen Jugend. Daß der junge Rütimeyer unter den eifrigsten war auf jenen, oft recht strapazenreichen und angestrengten, immer aber genuß- und lehrreichen Berg-

fahrten, ist selbstverständlich, entsprach ja dies doch nur dem Zug seines Herzens und einer bisher schon gepflegten Liebhaberei. Dennoch empfand er das Theologiestudium durchaus nicht als eine Last; er hatte anregende Professoren (Schneckenburger, Lutz), deren Vorträge er nach eigenem Geständnis mit ebenso großer Teilnahme als Hochachtung verfolgte, und bekennt noch im Jahre 1889 gelegentlich, daß er mit Dankbarkeit darauf zurückblicke.

Ist es bei einer Natur wie Rütimeyer, die alles intensiv und gründlich erfaßte, von vorneherein wahrscheinlich, daß auch jene Geistesbeschäftigung nicht spurlos an seinem spätern Leben vorüberging, zumal er selbst gelegentlich jene Eindrücke sehr tief und unendlich zähe nennt, so liegt die Frage nahe, in welcher Weise sie nachgewirkt haben. Gewiß wäre es durchaus verfehlt, daraus seine reservierte, kritische Haltung gegenüber dem sogenannten Darwinismus, speziell die Ablehnung der Selektionshypothese, abzuleiten; in diesen Fragen entschied bei ihm ausschließlich die Naturbeachtung und der sorgfältige Verstandesschluß. Vor dem Ineinanderschleifen naturwissenschaftlicher und theologischer Argumente wie vor der Gleichwertung von Psyche und Physis hegte er bis zuletzt einen wahren Abscheu. Wohl aber darf man damit in Verbindung bringen das Interesse, welches er den Geisteswissenschaften stets entgegenbrachte, die Pietät auch in wissenschaftlichen Dingen, endlich jene feine Art, mit der er etwa am Schlusse seiner Arbeiten andeutet, daß hinter den gelösten Problemen des Kopfes noch andere ungelöste und höhere des Gewissens seien. Aber auch nach ganz anderer Seite trat zuweilen, freilich nur im engsten Familienkreise oder bei Anlässen, welche ihm sehr nahe gingen, der einstige Theologe hervor. Man wird, um von Intimerem zu schweigen, den Nachruf an einen geliebten Schüler oder die Gedächtnisrede beim ergreifenden Tode eines Klubgenossen nicht lesen können, ohne den Eindruck zu erhalten, daß der große Naturforscher nicht bloß

ein Echo sondern auch Worte hatte für die innerlichsten und heiligsten Regungen.

Was ihn zuletzt ganz zum Studium der Natur hinüberführte, das war der immer mächtiger werdende Zug zur Erforschung der freien Natur, ein Zug, der in keiner Weise angelernt sondern „wie Morgenhauch in die offenen Pforten des Erkennens, Ahnens und Fühlens eindrang" und, wie er anderswo bekennt, „das mir innewohnende spezifische Gefühl und Ahnen, daß ich im Studium der Natur am reichsten und fruchtbarsten die Wahrheit finden werde, die überall zu finden ist." „Damit — so drückt er sich aus — entrichtete wenigstens ein Glied der Familie, die während drei Jahrhunderten dem Gemeinwesen fast ausschließlich Geistliche geliefert hatte, den Tribut an die zunächst stehende Mutter Natur." — Indessen war diese Entscheidung aus mancherlei Gründen nicht leicht durchzusetzen. Nur auf die warmen Empfehlungen seiner geologischen wie theologischen Lehrer und nur unter der Bedingung, daß Medizin als sicherndes Brotstudium völlig absolviert werde, gab der besorgte Vater die Zustimmung zu diesem Berufswechsel. Aber gerade durch diese außerordentlich große Aufgabe wurde seine ganze Energie angespornt und seine ungewöhnliche Arbeitskraft entfesselt und beschäftigt. Im Jahre 1847 schon löste er eine akademische Preisfrage über die geologischen Verhältnisse des Gebirges zwischen Emme und Thunersee und referierte noch als Student der Medizin das Jahr darauf über die Resultate seiner Untersuchungen auf der Naturforscher-Versammlung in Solothurn zur nicht geringen Verwunderung ausländischer und inländischer Fachgelehrten. Nachdem er 1848 das propädeutische und 1850 das medizinische Examen bestanden hatte, erwarb er sich durch Publikation jener geologischen Arbeit den medizinischen Doktortitel.

War Rütimeyer in diesen Jahren — was er übrigens sein ganzes Leben lang gewesen ist — zielstrebend, so doch nicht ein

Streber im übeln Sinne, der seine schönsten Jugendjahre bloß der Studierstube und der Karriere geopfert hätte. Eifriges Mitglied des Zofingervereins genoß er das Vertrauen seiner Kommilitonen in dem Grade, daß ihm in bewegter Zeit (1848) das Präsidium der Sektion Bern und später das des Gesamtvereines übertragen wurde. Auch dem Turnen war er nicht abhold und konnte sich an einer fröhlichen Turnfahrt gerne beteiligen, besonders wenn sie ihn in Berührung brachte mit seinen lieben Bergen. Die eigentliche Erholung, obgleich doch nur eine neue Art Anregung und Anstrengung, bildeten auch damals die mannigfachen geologischen Ausflüge in die Berge des Oberlandes, wobei nach dem Grundsatz möglichst geringen Geld- und Zeitverbrauches an Entbehrung und Strapazen oft Thörichtes geleistet wurde. In der Erinnerung an jene Zeiten schrieb R. im Jahre 1852 aus Palermo:

„Es ist mir von der Mutter Natur ein Vorrecht eingeräumt worden; wie jenem mythologischen Helden neue Kraft gekommen, wenn er seine Mutter, die Erde, mit den Fersen berührte, so fand auch ich noch jedesmal die ursprünglich eigene Kraft, wenn ich mich in meiner eigentlichen Heimat befand, auf Berg und Hügel, wo ich meine ersten Siege gefeiert, wo ich mich selbst kennen gelernt, wo ich mein Besitztum erwarb. Ja, Wildheit kann ich es nennen, jene Liebe, welche schon frühe mich hinaufführte auf unsere grünen Berge. Ich gebe ganz Italien für einen wilden Lauf durch Wald und Feld, über Stock und Stein, auf unseren langen Höhen des Emmenthales oder auf den zackigen Gräten des Oberlandes."

Man wird aus solchen Aeußerungen unschwer erkennen, wie diese fast schwermütige Anhänglichkeit an die heimische Natur seinem ganzen Wesen jene kräftige, erdgeborene Originalität verlieh, welche einen bleibenden und wichtigen Faktor seines Lebens ausmachte; sie bildete auch das unzerstörbare Residuum seines Patriotismus bei ihm, der die vaterländischen Zustände und das schwei-

zerische Volkstum nichts weniger als ideal fand; sie allein bewahrte ihn vor einem Kosmopolitismus, zu welchem er in jungen Jahren stark hinneigte; sie erhielt schließlich den weltberühmt gewordenen Gelehrten seinem engeren Vaterland.

In diese Studienzeit fällt ein an und für sich unwichtiges Ereignis, das für das Gemüt des jungen Mannes bedeutungsvoll wurde, die Uebersiedelung der Familie aus Biglen nach Bern, wo der Vater die Stelle eines Vorstehers des Waisenhauses übernommen hatte. R. geriet dadurch in regen und engen Verkehr mit jungen Lehrern der Anstalt und pflegte mit ihnen eine gehaltvolle Freundschaft. Er, der bei einem im Grunde recht weichen Gemüt sein Bestes so leicht in die schweigsame Brust zu verschließen geneigt war, teils aus Selbstgenügsamkeit und gewissermaßen zur Wahrung seiner eigentlichen Individualität, teils aus Furcht vor Mißverstand und Unverstand — er konnte dort im Kreise Gleichgesinnter in vertraulicher Rede sich aussprechen oder im frohen Lied sich ausklingen.

Und er hatte thatsächlich ein solches Bedürfnis nach gehaltvoller Geselligkeit, wie er auch späterhin, besonders im Alpenklub und in engerem Beisammensein mit Kollegen der Universität bewies. Freilich, je enger der Kreis derer wurde, bei denen er volles Verständis nach jeder Seite voraussetzen durfte und je weniger unbefangen der Gelehrte der Mitwelt und diese ihm gegenüberstand, um so mehr zog er sich zurück, seine tiefsten Gedanken und Empfindungen nur noch der verständnisvollen Gattin oder gar nur noch dem schweigsamen Papier anvertrauend.

Völlig klar tönte seine Seele aus in Kindesherzen, und darin liegt ja indirekt ein schönes Zeugnis für die Lauterkeit seiner Seele. Umgang mit naiven Kindesherzen zählt er zu den hervorragendsten Bildungsmitteln. Schon im Waisenhaus, später besonders auf seinen Erholungsstationen fand er seine kleinen Lieblinge, einen auf-

geweckten Knaben, ein anmutiges Mädchen, für die er eine wunderbare Fülle von frischer Liebenswürdigkeit, fröhlicher Schalkhaftigkeit, bezaubernde Güte hatte: diese wiederum hingen an ihm mit der innigen Hingebung, deren eben nur Kinder fähig sind. Ihn versetzt ein solches Kind „in eine Wunderwelt von Unschuld und Poesie und ungetrübtester Realität alles dessen, was ja bald nur noch als Traumwelt und verlornes Paradies oder als Märchenwelt für Kinder angesehen wird. Da ist noch ein Himmelreich in ganzer Fülle: ahnungslose Reinheit, Unschuld, Freundlichkeit, Geduld, Liebe und sonnigstes Gemüt. Sollte das nicht größte und reinste Himmelssaat und Gottesgabe sein, solche Sonnen auf die arme Erde auszustreuen?“

Floß diese große Empfindsamkeit für das Kindesgemüt aus dem eigenen Herzen, so hatte sie doch auch in seiner theoretischen Lebensanschauung ihren bemerkenswerten Platz. R. hat oft die Ansicht geäußert, daß die reichste und schönste Entfaltung des seelischen und leiblichen Lebens in die Jugend falle und hat hiefür mancherlei Argumente beigebracht aus der Entwicklungsgeschichte des Individuums (sogar der Tiere) und der Völker. Seine Meinung wird am besten beleuchtet durch folgende Sätze, die man in seiner Betrachtung über die Grenzen der Tierwelt findet:

„Wer erinnert sich nicht mit Schmerzen, was er selbst an Bestem und Zukunftsreichstem besaß, da er noch Kind und die Not des Lebens ihm fremd war! Wie frühe erreichen gerade die reichsten, die ächt schöpferischen Kräfte des Menschengeistes, Phantasie und Poesie, ihre Gipfelpunkte oder bleiben gar zurück, um uns nur den Rückblick, die Reflexion zu hinterlassen; wie manche Manneskraft wurde oft lange vor der Zeit, sei es durch Leidenschaft, sei es im Kampfe um oft recht eitle Forderungen der Familie, erdrückt, und schleppt sich durch die zweite Hälfte des Lebens nur als Ruine fort!“

Auch für ihn hatte mit dem fünfundzwanzigsten Lebensjahr die Jugendzeit ihren endgiltigen Abschluß gefunden. Die Sorgen um die Zukunft drängten sich an ihn heran und drohten seine Lebensentwicklung unheilvoll einzuengen. Da die Verhältnisse der großen Familie andauernde Opfer für die Ausbildung dieses einen Gliedes nicht gestatteten, so schien die Fortbildung in Frage gestellt. Der erste mutige Versuch des jungen Doktors, sich als Hilfsarzt in Interlaken etwas zu erwerben, endigte thatsächlich nach einer Woche mit Desertion ins Hochgebirge, in die Abgelegenheit des Pfarrhauses von Guttannen. Hier hatte auch er seine Vorbereitungszeit in der Einsamkeit. Wenn noch irgend ein Zweifel in ihm war, welchen Beruf er wählen sollte, der Entscheid ist hier gefallen. Hier an der Brust der Alpenwelt lauscht er auf ihren Herzschlag. Hier beobachtet er mit innerem Beben, wie mit dem Nahen des Winters die wilden, ungebändigten Naturkräfte erwachen und in ihre uralten Rechte eintreten. Hier hört er aus den tosenden Stürmen des Hochgebirges wie aus dem leise fallenden Schnee heraus die oft überhörte Stimme der Natur: alles ist vergänglich! Tagebuchaufzeichnungen über diesen vierzehntägigen Aufenthalt, wo es in einem schneereichen September natürlich nicht fehlte an Stürmen auf Berggipfel und verwegenen Klettereien im Grimselgebiet, beweisen, mit welch tief poetischem und doch zugleich wissenschaftlich prüfendem Geist er der Natur gegenübertritt, verraten aber auch, welche Kraft und Plastik der Darstellung ihm schon damals zur Verfügung steht.

(Guttannen, 5. Sept. 1850.) „Die Herbstnacht ist hereingebrochen; feucht stürmt der Föhn durch das wilde Thal hinab von der Höhe der einsamen Grimsel und wälzt stets neue Nebelmassen aus dem Schoße der Gebirge hinaus in das offene Gelände des Aarethals. Schwarze Wolken hängen tief hinunter an den kaum noch erkennbaren wilden Felsgestalten, welche auf allen Seiten sich

auftürmen, und geisterhaft schleicht die weiße Lawine still, leise durch die Tannenwälder zum Thalgrund. Kein Licht funkelt in der dunkeln Nacht, kein Stern glänzt aus der dunkeln Wolkendecke hervor; kein Leben giebt sich kund. Kalter Stein bedeckt in tausend und tausend Trümmern die von ewigem Schnee getränkten Alpwiesen; ein fernes Glöcklein nur klingt einsam durch die Nacht von weidendem Vieh, das kümmerliche Nahrung zwischen dem Steingetrümmer sich sucht. Sind denn hier Wohnungen der Menschen? Bin ich nicht allein da oben in der Felswüste? Nein, ich bin allein in der grausen Einöde! Kalter Schnee dringt aus den finstern Gräben allseits zu mir heran; dunkle, nächtliche Nebel umhüllen mich; die Natur in ihrer ganzen finstern Allmacht dringt auf mich ein: ich bin der ihre, ich bin in ihrer Gewalt, mit mächtiger Hand greift sie in mein Innerstes. Ist denn dies die Natur, die in lieblicher Weise oft die reizendsten Bilder ihrer Fülle, ihrer Anmut, ihres Lebens uns enthüllt, und uns so unser eigenes Leben erst durch das ihre erheitert und würzt? Nein, es ist die langsam tötende, langsam vernichtende, langsam wirkende, die das ganze schreckliche Gewicht der Vergänglichkeit des scheinbar Unendlichen, Felsenfesten, der Vergänglichkeit alles, alles Lebenden auf sich trägt. Die tiefen Furchen, welche ihre Stirne, die schwarzen Felswände, durchziehen, prägen sich unmittelbar der meinigen ein; es ist das Alter, es ist der Tod, der hier waltet, die Natur, die hier wie nirgends ihre erdrückende Größe entfaltet, die aber hier wie nirgends in allen Spuren zu lesen zwingt: „Auch das Größte ist vergänglich.“ Ich stehe vor dieser zerstörenden Allgewalt. Was hilft mir mein Geist, der an andern Orten diese nämliche Natur zu bewältigen glaubte? Höhnend ruft es in mir: „Du bist Staub und Erde; es bleibt dir nichts, nichts! Wo bleiben hier Kunst und Wissenschaft, der Stolz und Triumph des Menschen, mit denen er die Welt zu besiegen meint? Nicht Lachen, nein, herber Hohn,

kalte Angst über unser Nichts ist die Antwort. Die Stürme von Jahrtausenden stillen, gewaltigen Waltens der Natur an diesen Felsen, werden sie an dem so stolzen Gebäude, das der kleine Mensch sich aufgebaut, so lange zu arbeiten haben? Werden die Ruinen so ehrwürdig sein, solche Eindrücke fordern? Nein, nichts, nichts bleibt uns, wenn nicht die Unsterblichkeit, nur sie vermag einen hellen Lichtstrahl zu senden in die finstere Nacht, die uns umgiebt."

(Guttannen, 7. Sept. 1850.) „Horch, was schlägt ans Fenster in der dunkeln Nacht? Wilde Stürme brausen durch das Thal, der Winter nimmt tobend Besitz von dem kaum noch vom Sommer ihm entrissenen Gebirge. Nebel jagen wild um die finsteren Felsenhäupter, welche in schwindelnder Höhe wie dunkle Geistergestalten emporsteigen, und aus der grausen, wilden Nebelnacht fällt leise, leise, unbemerkt in der tobenden Windsbraut, die Blume nieder, welche den Sarg bedeckt, welcher die ärmlichen Hütten der Menschen hier unten mehr denn acht Monden des Jahres einhüllt. Leise, leise fällt draußen in der Nacht der erste Schnee. Durchzuckt dich nicht ein grauser Gedanke, lebendig begraben zu werden in dieser Wohnung des Schreckens? — Kaum vermag die milde Sonne des kurzen Sommers in seltenen Augenblicken dem drohend aufgetürmten Gebirg den Anblick des Friedens zu geben; nur wenige Wochen sind die steilen Gehänge von dunkeln Grün bedeckt, über dem sich immer drohend die schwarzen, nackten Mauern tausendjähriger, wildgeborstener Felsen aufbauen, welche alltäglich den Würmern, welche drunten im engen Thale hausen, Tod und Verderben drohen, welchen immerfort, wie ein verborgener Feind, in der grauen Schlucht die Lawine lauert, jederzeit bereit, sich auf das harmlose Dörfchen verderbenbringend loszustürzen. Mögest du nie dich freuen der rosigen Farbe der Felsen im sommerlichen Abendglanz; ein Winter genügt, und sie stürzen, alles zertrümmernd, in die bebaute Tiefe.

Lasse nicht dich blenden von der Unschuldfarbe der glänzenden Firnen; sie entsenden die schlangenähnlich lauernden Lawinen, welche jeden Frühling, während unten in der Ebene die Natur ihre größten Reize entfaltet, ihre Beute in verzweiflungsvollem Kampf zwischen Tod und Leben in ihren Armen gefangen hält und jeden Augenblick die kalte Umarmung bis zum Erstickungstod zu steigern bereit ist. Und schon fliegen die Boten des kaum verdrängten Winters durch das Land; aus seinen verstecktesten Schlupfwinkeln, von seinen Thronen im Hochgebirge, wo südliche Glut ihn nicht zu verdrängen vermag, stürzen sie sich hervor auf die alte ersehnte Beute. Die Natur hat ihr Feierkleid verloren; sie trauert bereits im dunkeln Braun der Wiesen, im grauen Schwarz der Felsen, und zitternd vernimmt sie die mächtige Stimme der Sendlinge ihres eisigen Beherrschers. In nachtschwarzen Nebeln jagen die Winde um die greisen Häupter der Felsen, schon erdröhnen von ihrem Stoß die kaum gesicherten Wohnungen der Menschen, dichter Regen ergießt sich auf die kaum getrockneten Felder, der Frost des Winters verdrängt alles Leben von den erst eingenommenen Alpen, und mitten durch das Getümmel, im unsteten Licht des wild dahinirrenden Mondes, blicken weiß die bisher schwarzen Felsenköpfe hernieder; ihr ernster Blick, der Blick der Leiche mahnt das Thal an den nahenden Tod. Bis morgen vielleicht deckt ein weißes Tuch alles sichtbare Leben. Freundliches Dörfchen im Wiesengrün, wird dies dein Leichentuch sein oder wirst du morgen noch erwachen aus dem ruhigen Schlummer?"

* * *

In den nächsten Jahren war es Prof. B. Studer, der dem jungen Gelehrten die Wege vorzeichnete und zugleich ebnete. Schon im Herbst 1850 konnte er nach Ueberwindung verschiedener Schwierigkeiten eine größere Studienreise antreten, vorerst nach Paris, der

damals berühmtesten Pflegestätte naturwissenschaftlicher Studien. Indem er dort alle Gelegenheiten zu zoologischer, geologischer und auch zu medizinischer Ausbildung gewissenhaft ausnutzte und mit seiner Zeit ebenso sorgfältig umging wie mit seinen Mitteln, indem er ferner durch Empfehlungen seines Lehrers und durch eigene Hilfeleistungen verschiedener Art mit den hauptsächlichsten Vertretern des geologischen und zoologischen Wissens daselbst, Elie de Beaumont, Vicomte d'Archiac, Duvernoy, Ch. Martins u. a. in Verkehr trat, erreichte er in $1^1/_2$ Jahren eine bedeutende wissenschaftliche Selbständigkeit. Im Herbst 1851 wurde der Aufenthalt unterbrochen durch eine geologische Forschungs- und Sammlungsreise und einen zweimonatlichen Aufenthalt in Nizza, im Frühling 1850 durch einen kurzen aber fruchtbaren Besuch in London und Leyden beschlossen. Noch bedeutsamer vermehrte sich sodann der Gesichtskreis des jungen Naturforschers, als ihm bald darauf, wiederum durch Empfehlung seines verehrten Lehrers, die verantwortungsvolle Aufgabe übertragen wurde, als ärztlicher Berater einen jungen kranken Herrn von Effinger aus Bern nach Süditalien und Sizilien zu begleiten. Obschon die Rücksicht auf den leidenden Zustand seines Gefährten dem feurigen, wissensdurstigen Geist eine tägliche Selbstentäußerung auferlegte, war doch der Gewinn für Erdkunde und Gesteinskunde sehr bedeutend. Es stände über diese, wie auch über die meisten späteren Reisen ein reichliches, vielfach sehr anziehendes Material zur Verfügung, da R. gewohnt war, seine Eindrücke sofort schriftlich, sei es in Notizen, sei es in Briefen, zu fixieren und ebendadurch zu verarbeiten; indessen soll hier bloß ein Dreifaches hervorgehoben werden, was besonders charakteristisch ist für die Art seiner Selbsterziehung: vorerst die skrupulöse Ausnutzung der Arbeitszeit, die meist bis Nachts 12 Uhr ausgedehnt wurde und wobei die Strapazen weiter Märsche ebensowenig in Betracht fielen als die kaum minder anstrengenden tagelangen Beobachtungen

in zoologischen und paläontologischen Sammlungen; sodann seine originelle, durchaus von Schablone unabhängige Art des Studiums, so daß er z. B. in Nizza die reiche Fauna des Fischmarktes zum Objekte seiner Untersuchungen machte und dabei (nach eigenem Geständnis) jene scharfe Auffassung von Knochenformen sich aneignete, durch die er später berühmt war; endlich die ideale Auffassung von der moralischen Freiheit des Geistes als dem höchsten Ziele menschlichen Strebens, dem er durch gewissenhafteste Selbstprüfung, sowie durch gehaltvollen Gedankenaustausch mit Freunden nahe zu kommen suchte.

An dieser Stelle liegt die Frage wohl nicht allzufern, ob nicht R. in dieser Periode seines Lebens eine viel großartigere Wirksamkeit, wenigstens als Endziel, vor sich geschaut hat, als sie ihm thatsächlich später zu Teil wurde. Damit in Verbindung steht die andere Frage, die ihn persönlich mehrmals auf's tiefste bewegt hat, ob er nicht auf einem größeren Wirkungsfeld und von einer höheren wissenschaftlichen Warte aus noch Bedeutenderes vollbracht hätte, als er wirklich geleistet hat.

Die erste Frage läßt sich leichter beantworten. Unstreitig hat das großartige wissenschaftliche Leben in Paris und besonders in London, wie auch der Verkehr mit den berühmtesten Meistern seiner Wissenschaft einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Allein er ließ sich durch das Blendende großstädtischer Institutionen nicht leicht imponieren und erkannte auch deutlich die Gefahren, welche gerade für gewissenhafte, sorgfältige Arbeit in denselben liegen. Freilich dem Zauber einer Welt voll Geist und Anregung, Schönheit und Reichtum konnte sich der aus kleinen Verhältnissen herausgetretene phantasievolle Jüngling nicht völlig entziehen, aber gegen die Bezauberung war er durch die unauslöschlichen Eindrücke der Heimat gefeit. Erinnert es nicht an das wunderbare Lied jenes Fortunato (in Eichendorff's Marmorbild), vor welchem das verwirrende

Blendwerk der Nacht in das Nichts versinkt, wenn er nach einer farbenreichen Schilderung eines Pferderennens in Versailles, wo der Reiz eines Daseins voll Schönheit, Luxus und Reichtum verführerisch sich entfaltete, mit dem Bekenntnis schließt:

„Ein Schluß bleibt, Ein Gedanke überwiegt, Ein Grundton des bisherigen Lebens bleibt, er heißt: Heimat, wie bist mir so lieb! Ueber die glänzenden Zimmer des königlichen Schlosses, über die Blumenbüsche, über die schönen Bildsäulen hinaus ragt der blaue Himmel und bringt mir die frischen Lüfte der Heimat. — Heimat, wie bist mir so lieb! Warum, das kann ich kaum sagen; allein die Worte enthalten alles, was ich fühlen und denken kann; sie füllen das ganze Gemüt aus, sie lassen keine Leere. Ja, dieser Eine Gedanke schließt alle Lücken, welche alle die reiche Befriedigung hier noch lassen würde. Er ist mir alles, Heimat umfaßt alles, inneres und äußeres Sein und Leben. Still, verborgen, arm aber frisch, frei und warm will ich bleiben; ich will in die Heimat zurückkehren!"

Man darf ruhig sagen, dieses Heimatbedürfnis, verbunden mit einer Anzahl von persönlichen, häuslichen und amtlichen Verhältnissen, welche demselben entgegen kamen, hat R. seinem Vaterlande bleibend erhalten, und das Heimatgefühl hat ihm einen weiteren Wirkungskreis bis zu einem gewissen Grade ersetzt.

Unter den angedeuteten weiteren Motiven muß vorerst, der Reihenfolge der Ereignisse entsprechend, seine im Jahre 1855 erfolgte Verehelichung mit der Schwester seiner Schwägerin, mit Jungfrau Laura Fankhauser erwähnt werden, eine Verbindung, welche ihn nicht nur eine reichbegabte, hingebende und verständnisvolle Lebensgefährtin gewinnen ließ, sondern durch sie zugleich ein zweites Heim und, was er besonders wertschätzte, eine zweite Jugend- und Kindeszeit im trauten Familienkreise des ihm überaus sympathischen Pfarrpaares Fankhauser. Ihr schönes Landgut in Oberburg

bei Burgdorf wurde für ihn die liebste Erholungsstätte, denn da fand er außer Familienleben, das Beste, was seines Erachtens der Mensch von weltlichen Gütern erreichen könne, Bildung auf dem Boden guter Tradition und Landleben veredelt durch Geschmack und Kultur.

Weniger befriedigend gestalteten sich anfangs seine eigentlichen Berufsverhältnisse. Zwar wurde ihm schon im Jahre 1853, d. h. bald nach seiner Rückkehr aus Italien, eine außerordentliche Professur für vergleichende Anatomie an der Universität Bern angeboten, allein unter für ihn sehr drückenden Abhängigkeitsbedingungen. Auch waren die Besoldungsverhältnisse derart, daß er noch den naturwissenschaftlichen Unterricht an der Real- und Industrieschule übernahm und dadurch sehr belastet wurde. Kurz, seine Stellung in Bern war so unbefriedigend, daß er sich zu Anfang des Jahres 1854 brieflich an seinen berühmten Kollegen Sir R. Murchison in London wandte und anfragte, ob er sich einer projektierten wissenschaftlichen Expedition nach dem Himalaja unter Schlagintweit anschließen könne. Erfreulicher war das Interesse, das man seinen öffentlichen Vorträgen naturbeschreibender Art („Schilderungen von Bau, Form und Farbe unseres Kontinents auf einem Durchschnitt von England bis Sizilien") in Bern und deren ebenfalls 1854 erfolgten Veröffentlichung entgegenbrachte. Als ob es nur eines solchen äußeren Anstoßes bedurft hätte, begann man gleichzeitig an der Akademie in Lausanne und am eidgenössischen Polytechnikum sich für den talentvollen Naturforscher zu interessieren. Schon hatte er auf die Offerte einer Lehrstelle für Geologie und Paläontologie in Zürich privatim seine Bereitwilligkeit erklärt, als, bevor die definitive Wahl durch den Bundesrat erfolgt war, von Basel aus im August 1855 der Ruf an ihn erging, die neugegründete Stelle an der Universität für Zoologie und vergleichende Anatomie anzunehmen. Es waren besonders die Professoren Peter Merian und Wilhelm Vischer,

beide mit R. bei früheren Anlässen bekannt geworden, welche diesen für ihn wie für die baslerische Hochschule ehrenden Ruf vermittelt hatten. R. zögerte nicht, obschon damals noch die Besoldungen in Basel als sehr klein bekannt waren und er darum noch den naturgeschichtlichen Unterricht an der Gewerbeschule zu erteilen hatte, diese Lehrstelle anzunehmen. Ihn zog Basel besonders an durch die Aussicht, hier selbständig und unabhängig, getragen vom Vertrauen der Behörden und von der Achtung wohlwollender Kollegen, unbeengt von kleinlichem Cliquenwesen oder politischen Parteiungen, seine Kraft ganz der Universität und der Wissenschaft widmen zu können. Dieser Wunsch, der zugleich sein persönlicher Vorsatz war, ging thatsächlich in Erfüllung. R. fand von Anfang an freundliches Entgegenkommen von seiten der hervorragendsten Lehrer der Hochschule, außer den genannten besonders von C. Jung, Schönbein, Miescher und Wackernagel. Er erhielt ferner in Peter Merian wie einst in Prof. B. Studer zugleich einen vorbildlichen Lehrer und älteren Freund. Auch seine Familie fühlte sich am neuen Wohnort, wo Anverwandte und Bekannte nicht fehlten, bald heimisch; sein Sohn, der zu seiner Freude heranwuchs, fand hier seine Freunde und später seine Zukunftsstellung. Als R. im Jahre 1867 in ehrenvoller Weise das Basler Bürgerrecht erteilt wurde, war thatsächlich Basel seine zweite Heimat geworden. Darum konnte R., der dauernde Trennung von der Heimat eigentlich als innere Hemmung empfand, später nicht anders, als Offerten und Berufungen nach auswärts abweisen (1868 nach Bern, 1875 nach Zürich), auch wo ihm dies im Hinblick auf größeres Wirkungsgebiet und bedeutendere Hilfsmittel (1878 Dorpat) momentan recht schwer wurde.

Schwieriger ist jene andere, oben aufgeworfene Frage zu beantworten, ob dieser so reich mit Wissen und Geist ausgestattete Gelehrte nicht weit mehr hätte erreichen können an irgend einer

Zentralstelle der Wissenschaft, zu welcher ihm ja bei geringer Bemühung seinerseits der Weg durchaus offen gestanden hätte. Sie wird sich vielleicht überhaupt nicht, jedenfalls bloß im Hinblick auf das, was er unter den thatsächlichen Verhältnissen geleistet hat, lösen lassen.

R. war beides, Lehrer und Gelehrter, und beides ganz, aber das letztere unstreitig mit größerem Erfolg. Einer seiner ehemaligen Schüler [1]) giebt ihm das Zeugnis, daß die Thatsachen der Anatomie und der Naturgeschichte der Wirbeltiere, die sich, seit den Zeiten Daubentons und Blumenbachs aufgespeichert haben, in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts schwerlich irgendwo in solcher Vollständigkeit, geschweige denn in so glänzender Darstellung zusammengestellt worden sind, wie bei ihm. Aber gerade für solchen Reichtum und solche Gründlichkeit des Wissens waren viele seiner Zuhörer nicht hinlänglich vorbereitet. R. wußte dies wohl und schreibt gelegentlich aus Oxford, freilich unter dem Eindruck des Moments: „Studenten in Oxford und ‚Studenten‘ in Basel! hilf Himmel, welch entsetzlicher Kontrast!“ Größer war wohl noch das Mißverhältnis zwischen dem Dargebotenen und dem Empfangenden bei seinem Unterrichte an der Gewerbeschule, der ihm übrigens im Jahre 1869 abgenommen wurde. Am meisten empfand er an seinen Schülern den Mangel an Beobachtung; das bildete für sein Temperament eine stete Versuchung zur Ungeduld und bot gelegentlich Anlaß zu sarkastischen Aeußerungen über Stadtkinder. Dennoch war nach einer Seite, und gerade nach der wichtigsten, der erzieherischen, sein Einfluß überaus groß und zwar auf Studierende wie auf Realschüler. „Gleich bei Beginn ihrer Studien bekamen seine Schüler durch ihn den Eindruck, es sei etwas großes und heiliges um die Wissenschaft, und wer sich ihrem Dienste widmen

---

[1]) H. G. St. a. a. O.

wolle, der habe dies mit reinem Sinn und unter Aufwendung seiner besten Kräfte zu thun. Dieser Eindruck ist für die edler denkenden unter R's. Schülern ein dauernder geblieben, und er ist für manchen derselben zu einem die fernere Lebensführung bestimmenden Leitsterne geworden." [1])

Sein Vortrag war so charakteristisch, daß man auch aus andern Fakultäten Gelegenheit suchte, in seinen Vorlesungen zu hospitieren. R., der mit großer Fertigkeit französisch, italienisch und englisch sprach und z. B. gelegentlich in London vor einem sehr erlauchten Kreis von Fachgelehrten einen englischen Vortrag hielt, vermied fast peinlich die eigentlich hochdeutsche Aussprache und ließ, obschon er in einem grammatisch korrekten Gutdeutsch vortrug, im Tonfall der Vokale und in der rauhen Wiedergabe der Gutturale durchaus sein bernisches Idiom durchklingen. Dieser, durch Tonfarbe, durch Länge und Zahl der Satzperioden, endlich durch unruhige Gestikulation scheinbar unbeholfene Vortrag war nun aber getragen von einer eigentlichen verborgenen Glut der Begeisterung, wurde gehoben durch die lebendige rhetorische Form und unterstützt durch die kunstreich zeichnende Hand, so daß ihm jede Schwerfälligkeit benommen war.

Schwieriger ist es naturgemäß an dieser Stelle seine Bedeutung als Gelehrter zu würdigen und man wird hier lieber kompetenteren Beurteilern das Wort lassen. R. ging auch als Gelehrter seine eigenen Bahnen. Die Probleme waren ihm weder durch die wissenschaftliche Zeitströmung noch durch irgend eine Autorität zugewiesen, sondern traten an ihn heran, teils im Zusammenhang mit seiner eigenen Entwicklung wie die Probleme über Thal- und Seebildung, teils auf mehr zufällige Weise wie diejenigen der Pfahlbauten und die Egerkinger Fauna, sowie die Untersuchungen über

---

[1]) His a. a. O.

fossile Schildkröten, indem ihm Funde und Sammlungs-Objekte zur Bestimmung vorgelegt wurden. Aber seine ganze, ungewöhnliche Kraft, unermüdlichen Fleiß und peinlichste Sorgfalt setzte er nun an die Lösung dieser Aufgaben und führte sie in immer neuen Anläufen und immer neuen kleineren Abhandlungen durch zwei bis drei Jahrzehnte hindurch in einer solchen Weise und mit solchem Geiste aus, daß nicht bloß seine Arbeit als Muster von Zuverlässigkeit und Genauigkeit anerkannt wurde, sondern oft dadurch der Forschung ganz neue Richtungen eröffnet wurden. Beispielsweise begnügt sich R. nicht etwa damit, die vorgefundenen Knochensplitter, Ueberreste vom Speisetisch der Pfahlbauer, zu bestimmen und daraus ein Bild der Tierwelt jener Periode zu entwerfen, sondern er zieht daraus Schlüsse auf das Verhältnis von Wildtier und Haustier und hieraus wieder auf den Kulturzustand der Menschen; andrerseits erweitert sich ihm die Untersuchung zur Forschung über das Verhältnis der damaligen und der jetzt lebenden Haustiere und zuletzt überhaupt zu einer vollständigen Entwicklungsgeschichte der Huftiere. Das alles aber geschieht nun nicht in bloß theoretischer oder schematischer Weise, sondern gestützt auf ein großes Material von Knochen und Fossilien, das er teils auf seinen Reisen in fremden Museen beobachtet, teils in Basel mit großer Mühe und unter Beihilfe von Gelehrten und sogar von hochstehenden Persönlichkeiten des Auslandes angesammelt hatte. Als Beweis, wie sehr dabei größter Scharfsinn mit kühner Kombinationsfähigkeit verbunden war, diene der Schluß, welchen er aus einem in den Pfahlbauten gefundenen Knochensplitter des wilden Schwanes zieht: Da der wilde Schwan sich in unseren Gegenden bloß im kalten Winter zeigt, so beweist jener Fund, daß die Pfahlbauten auch im Winter nicht verlassen waren. Ebenso fein und kühn wird aus dem Umstand, daß wenig, und durchaus keine zerbrochenen, Knochen des Hasen gefunden wurden, nicht bloß etwa gefolgert, daß dieses

Tier nicht gegessen wurde, sondern daß auch bei den Pfahlbauern wie anderwärts religiöse Scheu solches verbot. Wie scharf er beobachtete und wie richtig er kombinierte, zeigte sich gelegentlich auch daran, daß er aus unbedeutenden Bruchstücken auf besondere Tiergestalten schloß, deren Ueberreste dann später in reichlicher Menge aufgefunden wurden und seine Aufstellungen glänzend bestätigten. Und wie er jedes Problem zu Ende dachte, das geht unter anderem daraus hervor, daß er die lange Kette prähistorischer Rinder verfolgt bis auf ihre Abkömmlinge in der Gegenwart und so die wissenschaftlichen Grundlagen zu einer sichern Unterscheidung, speziell der schweizerischen Viehrassen, darbietet, welche sogar für die rationelle Viehzucht von Bedeutung geworden ist. Den größten Aufwand von Mühe hat er eigenem Geständnis nach auf die Bestimmungen der sogenannten Egerkinger Fauna verwendet. Wenn man jene im Museum aufgestellte Sammlung von kleinsten Zahnreihen und Einzelzähnen fossiler Säugetiere aus einer längst entschwundenen Erdperiode betrachtet und sich sagt, daß daraus für ihn eine ganze Tierwelt entstand von höchst eigenartigen Formen und daß dadurch wichtige Zusammenhänge zwischen der Tierwelt der neuen und der alten Welt für die Tertiärperiode bewiesen wurde, wenn man schließlich bemerkt, wie auch diese sehr kühnen Ergebnisse die Anerkennung der bedeutendsten Autoritäten in Europa und Amerika fanden, so kann man auch rein vom Laienstandpunkte aus sich der höchsten Bewunderung nicht enthalten.

Zoologie als Natur-Geschichte im vollen Sinn des Wortes aufzufassen und den Fäden nachzuspüren, welche heutige mit früheren Generationen von Geschöpfen verbindet, das betrachtete R. als die eigentliche, dringende Aufgabe des Naturforschers. Diese hat er zunächst gelöst an der Hand der Pfahlbaufunde für die Haustiere. Er ist und bleibt der Begründer einer wissenschaftlich-anatomischen Rassenlehre; er hat die Haustiergeschichte auf den richtigen Boden

gestellt und sie wie kein zweiter gefördert. Die also gewonnenen Ergebnisse bildeten für ihn dann den Anfang und die Aufforderung zum Studium der Verwandtschaftsbeziehungen der Rinder und zuletzt zu der Abstammung der gesamten Huftiere, indem auch die ausgestorbenen Arten benutzt und die Paläontologie zu Rate gezogen wurde. Auf die gleiche Weise, also an der Hand der Erdgeschichte, erklärte er dann auch die heutige Verteilung der Tierwelt, die Tiergeographie. [1])

Außer mit Tiergeschichte befaßte sich R. auch, freilich viel weniger eingehend, mit Menschheitsgeschichte. Die Forschungen über schweizerische Schädelformen, welche er im Verein mit seinem Freunde Prof. His besonders an dem Material bündnerischer Beinhäuser unternommen hatte, und ihre Ergebnisse bilden zum Teil noch jetzt die Grundlage für die Archäologie und die Geschichtsanschauung über die ältesten Alpenvölker; doch hat R. dem Schreiber dieser Zeilen noch im letzten Lebensjahre geäußert, daß seine Arbeiten auf diesem Gebiete der Ergänzung und Umarbeitung bedürftig seien. Von den Untersuchungen endlich, welche der Erdgeschichte im engern Sinne gewidmet sind, besonders von den Studien über Thal- und Seebildung bezeugt ein maßgebender Beurteiler,[2]) daß heute noch die Probleme der Gestaltung unserer Erdoberfläche an der Hand derselben diskutiert werden. „Die Thäler sind keine bei der Gebirgserhebung gewaltsam aufgerissene Klüfte, es sind die Rinnen, welche das fließende Wasser allmählich sich selbst gegraben; die Seen, ein naturhistorisches Geheimnis, sind ephemere Erscheinungen, kleine Episoden in der Geschichte rasch wachsender Thäler.“

Der ganze Reichtum seines Wissens und seines Geistes offenbart sich wohl am deutlichsten in zwei kleinen Abhandlungen:

[1]) Nach Keller a. a. O.

[2]) Prof. C. Sch. in den „Basl. Nachr.“

„Ueber die Herkunft unserer Tierwelt“ und „Ueber die Grenzen der Tierwelt.“ Von jener sagt der erste deutsche Paläontologe, Prof. Zittel in München: „Obwohl seit dem Erscheinen jener meisterhaften Skizze das paläontologische Material durch neue Entdeckungen in Europa und noch mehr in Nord- und Südamerika mindestens verdoppelt wurde, so brachte diese unerwartete Vermehrung doch in den meisten Fällen nur eine Bestätigung der von R. auf beschränkte Erfahrung gestützten Anschauungen.“ Die zweite Schrift ist besonders darum bedeutungsvoll, weil darin R. ausdrücklich Stellung nimmt zum Darwinismus. Nirgends zeigt sich deutlicher die absolute Selbständigkeit und Gewissenhaftigkeit seines Forschens als der genannten Richtung gegenüber, die sich bekanntlich in gewissen Vertretern als wissenschaftlich unfehlbar geberdete. R. war bei seinen Untersuchungen über die Geschichte der Wirbeltiere rein auf dem Wege der Beobachtung zur Erkenntnis der Veränderlichkeit und Umbildungsfähigkeit der Arten gekommen, so daß Darwin im Jahre 1865 schrieb: „Ich denke, Rütimeyer, für den ich große Hochachtung empfinde, ist auch mit uns,“ und daß man behauptet hat, R. habe wohl am meisten zur Befestigung der Entwicklungslehre in der Schweiz gethan. Der eigentlichen Darwin'schen Theorie gegenüber verhielt er sich aber durchaus kritisch, wie er denn zeitlebens einen wahren Horror hatte vor der Zwangsjacke jeglicher Theorie. Demnach trat er nicht bloß den Anmaßungen und Fälschungen eines E. Häckel mit großer Schärfe entgegen, sondern er verwies auch die Selektionshypothese, d. h. die Annahme eines Fortschrittes zum höchsten nur durch natürliche Auslese, in das Gebiet der privaten Ansichten und ließ sich von keinem Zetergeschrei irre machen.[1]) In seiner erwähnten Abhandlung über die Grenzen der Tierwelt bezeichnet er die Grenze nach unten, zwischen Tier und Pflanze,

---

[1]) A. B. a. a. O.

als eine abstrakte Konzession an unser Auge, das sich außerhalb von Schranken auf allen Gebieten des körperlichen wie des geistigen Erkennens so unbehaglich und verlassen fühlt.“ Dagegen erscheint ihm die Grenze nach oben, zwischen Tier und Mensch, viel schwieriger zu bezeichnen; das ist „eine nicht nur Wissen, sondern auch Gewissen fordernde Frage.“ „Das Forum ist das Herz der Menschheit und unhörbar, aber deshalb doch vernehmlich (sei es früher, sei es erst im Augenblicke, da der Leib des Individuums auf immer einschläft) erwacht die Stimme, welche ihm sein körperliches Leben deutet, tief aus dem Innern eines Jeden, welcher es wagt, fromm, das heißt ohne Egoismus, und dankbar, das heißt der eigenen Unzulässigkeit geständig, das ihm für kurze Zeit geschenkte Licht der Welt in sich zu kehren.“ Ob nun auch sichtbare, feste körperliche Grenzen nach oben fehlen, so giebt doch die mannhafte Prüfung des eigenen Geisteslebens den sicheren, allerdings auch individuellen Maßstab, sein Verhältnis zum Tiere abzumessen. Der Unterschied zwischen Mensch und Tier ist das Maß, in welchem er die Pflicht ausübt: „nosce te ipsum!“ Der Kampf ums Dasein aber hat den Drang nicht menschlicher, sondern tierischer gemacht; das „Drängen nach Bewußtsein, nach innerer Erkenntnis ist die wahre Triebfeder, welche aller Schöpfung per aspera ad astra forthilft.“

In der Stellung als Vorsteher der naturwissenschaftlichen Anstalten verband sich aufs schönste die Thätigkeit des Gelehrten mit derjenigen des Lehrers. Als R. 1855 die Professur für vergleichende Anatomie und Zoologie antrat, fand er eine kleine vergleichend-anatomische Sammlung von etwa 1000 Nummern vor. Bei seinem Rücktritt im Jahre 1893 konstatiert der Bericht einen Bestand von 6000 Präparaten, darunter 700 Skelette und 1400 Schädel. Dieses Resultat scheint groß schon im Hinblick auf die beschränkten Mittel, welche zur Verfügung standen (früher 1300, von 1877 an 1800 Fr. für Unterhalt und Bedienung);

es tritt aber erst in das richtige Licht, wenn man erwägt, daß die systematische Vergrößerung, die einsichtsvolle Ergänzung und Anordnung dieser Sammlung fast völlig das Werk Rütimeyers ist, eines Fachmannes ersten Ranges auf diesem Gebiete. Darum ist es begreiflich, wenn R. auf diese seine Schöpfung stolz war und es bitter empfand, daß sie, hauptsächlich infolge ungünstiger Aufstellung viel zu wenig zur Geltung kam, und wenn er darum nicht müde wurde, für dieses vielfach unersetzliche Urkundenmaterial der historischen Zoologie würdigere Ausstellungsräume zu verlangen. Ebenso verständlich ist aber auch die Befriedigung, die er empfand, und von der ein Brief Zeugnis ablegt, als er im Jahre 1877 beim Besuch im britischen Museum entdeckte, daß für Osteologie der Schildkröten und Rinder die Sammlungen in Basel reichhaltiger und vollständiger waren als diejenigen der Weltstadt.

Seit dem Jahre 1883, d. h. nach dem Tode Peter Merians fiel ihm auch die Aufsicht, was ziemlich gleichbedeutend war mit der Besorgung, der naturwissenschaftlichen Sammlungen im Museum zu. Bestrebt, die Traditionen seines großen Vorgängers in jeder Hinsicht zu befolgen, opferte er dieser neuen Pflicht viel Zeit und Kraft. Man möchte sagen zu viel, wenn man erwägt, wie unter dieser Arbeit seine Gesundheit Schaden litt und wie dabei eine Menge rein mechanischer und manueller Arbeit durch einen Gelehrten verrichtet wurde, welche anderwärts das Abwartspersonal auszuführen hat, z. B. Umstellen der ausgestopften Tiere, Schutzvorrichtungen gegen Staub, Schimmel und Insektenfraß bei denselben, Dislokationen von Teilen der mineralogischen Sammlung u. s. w. Auch bei dieser Verwaltung verfolgte übrigens R. ganz bestimmte und zweifellos bedeutsame Ziele, erstlich die Lostrennung von kleinen Unterrichtssammlungen für die Universitäts- und Vorlesungsräume von dem Hauptkörper der öffentlichen Schau- und Lehrsammlung im Museum, ferner die Vereinigung der bisher getrennten Samm-

lungen fossiler und ausgestopfter Tiere und deren Neuaufstellung nach dem Gesichtspunkt der Tiergeschichte und der Tiergeographie, endlich Vereinigung der geologischen und der mineralogischen Sammlung zu einer Anstalt. Es ist klar, daß dies eine völlige Veränderung, aber auch einen großen Fortschritt in unsern Sammlungen bedeutet. Wenn er dieses sein Ziel zum großen Teile nicht erreichte, so war gewiß nicht Mangel an Energie und Ausdauer schuld, sondern vor allem die Beschränktheit der Räume und die Kürze seines Lebens. Wie er aber auch hier Treue im Kleinen geübt hat, davon geben auch die mit peinlicher Genauigkeit geführten Abrechnungen über die gewährten Kredite, sowie die mit altmodischer Umständlichkeit doppelt in Reinschrift hergestellten Jahresberichte einen kleinen Beweis.

In vielfacher Weise stellte er sein Wissen und seine Gelehrsamkeit in den Dienst öffentlicher, vaterländischer oder bürgerlicher Interessen. Dem schweizerischen Alpenklub diente er besonders in den ersten Jahren seines Bestehens durch wertvolle Abhandlungen, die in den Jahrbüchern des Vereins veröffentlicht wurden, sowie durch mehrere Itinerare, am meisten aber wohl dadurch, daß durch ihn Fragen von weittragender Bedeutung in den Vordergrund gerückt und so der Verein vor dem naheliegenden Abweg bewahrt blieb, bloß in alpiner Gymnastik und Bergsport aufzugehen. Speziell der Basler Sektion des Alpenklubs leistete er lange Jahre seine Dienste als Oberbibliothekar und manche selten gewordenen Helvetika wanderten da aus seiner Privatbibliothek stillschweigend in die Sektionsbibliothek. Aber er fühlte sich auch in der Gesellschaft, welche ihm dort geboten wurde, wohl wie selten sonst und blieb bis in die späten achtziger Jahre ein regelmäßiger, gern gesehener und auch recht gemütlicher Klubgenosse. Die Jahrbücher dieses Vereines geben ferner Kunde von seiner unverdroßenen Thätigkeit an dem im Ganzen wenig gewürdigten Werke der Rhonegletscher-

vermessung, das den Zweck hat, die jährlichen Schwankungen der Gletscherbewegung zu konstatieren, um daraus Aufschlüsse über die Veränderungen jenes Gletschers und der Gletscher überhaupt zu erhalten. Den vorläufigen Abschluß dieses großartig angelegten Unternehmens, für das er zuerst die Teilnahme des schweizerischen Alpenklubs, hernach die des schweizerischen Bundesrates gewinnen mußte, erlebte er nicht; er schrieb noch die Einleitung zu der längst geplanten größeren Publikation über die Ergebnisse der ersten zwanzig Beobachtungsjahre, aber der fertige Druck kam ihm nicht mehr zu Gesicht.

Auf andere Bethätigungen kann nur hingewiesen werden. In der Naturforschenden Gesellschaft Basel hielt er in den 40 Jahren seiner Mitgliedschaft 66 Vorträge; die schweizerisch-paläontologische Gesellschaft half er gründen. Entsprechend baslerischen Traditionen übernahm er akademische und populäre Vorträge in der Aula, im Bernoullianum, sogar in den Arbeitersälen. Als Mitglied des Sanitätskollegiums nahm er genaue Messungen und Untersuchungen des Grundwassers vor, machte dabei auf das kostbare Wasserreservoir in Klein-Basel aufmerksam und gab den Anstoß zur Errichtung des Pumpwerkes in den Langen Erlen.

Still und zurückgezogen war sein P r i v a t l e b e n. Auf gesellschaftliche Unterhaltungen hielt er nicht viel, weil er sie als Zeitverlust taxierte. Kam aber ein besonderer Familienanlaß, so entzog er sich nicht, sondern wußte, meist durch einen wunderschön zusammengestellten Strauß von Feldblumen und eine damit in seine Verbindung gebrachte Rede, früher wohl auch durch Gedichte, die bei aller Anspruchslosigkeit der Form durch ihre Gemütstiefe und wahren poetischen Gehalt an die Hebel'sche Muse erinnern, seiner Teilnahme sinnigen Ausdruck zu geben, und wenn irgendwo sein Rat oder seine Hilfe nötig war, so reute ihn weder Zeit noch Mühe. Seinen freilich mehr passiven als aktiven Familiensinn bekundete er sonst am meisten im Verkehr mit seinen Eltern, besonders in Haus und Familie

seiner Gattin, wo er, da der würdige Patriarch des Hauses erst im 90. Lebensjahre starb, bis in sein höheres Alter das ihn wahrhaft beglückende Bewußtsein hatte „Kind des Hauses" zu sein. Dort bei den einfachen Arbeiten in Haus, Garten und Feld, an denen er eifrig teilnahm, konnte man sehen, welch' wahrhaft fröhliche Natur dem im Banne seines Pflichtenkreises oft etwas unnahbaren Professor in der Heimatluft seines geliebten Emmenthales eigen war. Später zog er sich mehr auf den Familienverkehr mit den nächsten ihm gebliebenen Angehörigen zurück. Außerordentlich hoch und dankbar schätzte er ein ihn von der Studentenzeit bis in seine letzten Tage mit einem Altersgenossen in Bern verbindendes, unwandelbar inniges Freundschaftsverhältnis.

Zu Hause führte er ein Leben voll intensiver Geistesarbeit und energischer Gedankenkonzentration; gegen Störungen jeder Art war er empfindlich, sie wurden ihm darum von der verständnisvollen Gattin möglichst ferngehalten. Dabei war seine Lebenshaltung schlicht, fast bescheiden. Von Jugend auf zur Einfachheit erzogen, machte er höchst geringe Ansprüche an Bequemlichkeit und Annehmlichkeit des Daseins; die Atmosphäre altbürgerlicher Solidität sagte ihm am besten zu. Die eigentliche Werkstätte seines Schaffens war seine, mit wenigen aber guten Landschaftsbildern und einigen lieben Photographien ausgestattete Studierstube, worin die nicht sehr große, aber erlesene und vortrefflich geordnete wissenschaftliche Bibliothek stand und sein mit Briefen aus allen Weltteilen übersäeter Schreibtisch. Eine gewisse körperliche Erholung bildeten tägliche Spaziergänge nach irgend einem schönen Punkte in der nähern oder fernern Umgebung oder auch nach dem Standort einer interessanten Pflanze, einer seltenen Blume. Ueberhaupt waren Blumen von Feld und Wald, diese schlichten, anmutigen Kinder der Natur, ein Lebenselement für ihn; sie schmückten zu jeder Jahreszeit sein Zimmer und verliehen ihm einen Hauch stiller

Freundlichkeit. Geistigen Genuß und damit Erholung fand er vor allem in der Musik, d. h. im Anhören bedeutender Tondichtungen, sowie im Lesen guter französischer und englischer Litteratur. Ein paar Beispiele mögen die Universalität seiner Bildung, aber auch zugleich die emsige Weiterbildung beleuchten.

Bei seinem ersten Aufenthalt in Italien äußert er sich nirgends über Kunst und Kunstwerke; am Serapistempel in Pozzuoli sieht er nur die Spuren der Bohrmuscheln und schreibt 1852: „Italien läßt mich kalt und teilnahmlos." Etwa zwei Jahrzehnte später aber lesen wir: „Michel Angelo und Raphael, ihr seids, die ihr den Gottesgedanken am reinsten verstanden habt; ja, wenn dem Menschlichen vergönnt ist, ein Göttliches zu spüren, so habt ihr es erreicht! O Italien, du um vier Jahrhunderte entlegenes Eden u. s. w." Von da an fehlen nie in seinen Briefen Aeußerungen, welche von kunstgeschichtlichem Studium und Verständnis zeugen, und sie allein schon würden beweisen, daß R. nicht umsonst Kollege des berühmten Basler Kunsthistorikers gewesen ist. — Als er 1879 in der Bretagne weilte, schrieb er gelegentlich, wie er jetzt zur Erholung Kants „Kritik der reinen Vernunft" und Lotzes „Mikrokosmus" studiere. — Im Jahre 1873 las er mit ausführlichen Excerpten das Buch von Dr. Fr. Strauß: „Der alte und der neue Glaube" und schloß seine scharfe, aber treffende Kritik über dieses „Beispiel dessen, was man an Impietät und Undankbarkeit leisten kann gegen Kräfte, durch welche wir doch schließlich alle aufgewachsen und zu dem wenigen geworden sind, was wir sind," mit dem Satze: „Ich meinerseits bedanke mich also des höflichsten für diese neueröffnete Herrlichkeit und muß sogar gestehen, daß ich lieber bei der Bergpredigt bleibe als bei Nathan."

Die zuletzt erwähnte Mitteilung gestattet nun auch einen Schluß auf ein Gebiet, über das R. sich zwar selten aussprach, das er sich aber ebenso entschieden für sein praktisches Verfahren reservierte, das

religiöse. Es wäre profan, den Schleier der Ehrfurcht wegzuziehen, mit dem R. selbst vor der Welt sein Innerstes zumeist verbarg, obschon er z. B. sich des Kirchenbesuches nicht schämte. Dennoch ist die Frage, wie dieser Naturforscher sich zum christlichen Glauben verhalten habe, weder eine müßige noch eine neugierige, führt sie doch auf die tiefsten Wurzeln der Kraft zurück, aus denen vor allem seine Gewissenhaftigkeit erwachsen ist. Daß er sich mit dem religiösen Problem philosophisch auseinandergesetzt hat, ist bei ihm selbstverständlich; doch hielt er nicht viel auf metaphysische Schlüsse und Aufstellungen. Das unmittelbare Element, in dem die Religion lebt, ist und bleibt ihm Gefühl und Gefühlsgewißheit. Das religiöse Fühlen kann sich „nach eigenem Bedürfnis seinen Weg suchen, in kühnem Höhenfluge dem Denken vorauseilen und sich auch in solche Geheimnisse von Welt und Gott versenken, für die das philosophische Denken auch nicht eine irgendwie wahrscheinliche Lösung zu geben weiß.“ Aus diesem Grunde ist er einer bloßen Vernunftreligion abhold. Aber auch eine unbestimmt pantheistisch gehaltene Religion, in welcher der Unterschied zwischen Materie und Gott aufgehoben wäre, scheint ihm unzulässig, obschon es allerdings gelte — und zwar in ernsterer Weise als das gewöhnliche Christentum zugebe — auch die Materie zu vergeistigen und zu ewigen Gütern umzugestalten in Weltbeherrschung und Weltverklärung. Allein „so lange wir Personen sind, zwingt uns dies, über der Materie ein persönliches summum numen zu postulieren, das wir anbeten dürfen und wo alles Unheilige nicht Stand hält und daher ein Reich der Gnade möglich ist.“ Schließlich sei noch ein Urteil über die Bibel angeführt, das auch in seiner Leichenrede seinen Platz gefunden hat: „Was daran Gottes- und was Menschenwort ist, darüber wird dich die Stimme Gottes in deinem Innern, das Gewissen, nie im Zweifel lassen, und wie das Gewissen, so wird also auch dieses Buch dein Richter sein. Oeffnest du es nie, ohne zu bedenken,

daß darin dein Gott zu dir spricht, der Allwissende, der ins Verborgene sieht, so wird es dir helfen, auch des Allgütigen, unsers Vaters im Himmel, Kind zu bleiben."

Vierzig Jahre durfte R. in fast ungeschwächter Kraft an der Basler Hochschule und zur Förderung von Wahrheit und Erkenntnis thätig sein. Obwohl es Jahre stiller Gelehrtenarbeit waren und R. sich in keinerlei Weise hervordrängte, vielmehr wissenschaftlichen Kongressen und großen Gelehrtenversammlungen möglichst aus dem Wege ging, so lenkte sich doch je länger je mehr die Aufmerksamkeit der naturwissenschaftlichen Kreise auf die Person des bescheidenen Gelehrten. Besonders boten verschiedene Reisen, welche er in den Jahren 1872 bis 1883 nach Italien, Frankreich, England, Holland und Deutschland unternahm, Anlaß zu Ehrungen seiner Person, obwohl er selbst da so lange als möglich incognito reiste. Als er 1874 Südfrankreich besuchte, wurde mit großer Umständlichkeit seinethalb eine für die Jahreszeit außerordentliche Frühjahrstour in die Pyrenäen veranstaltet. In den Sammlungen von Lyon, Turin, Bologna und Pisa durfte er schalten und walten nach Belieben. Besonders gefeiert wurde er auf einem Aufenthalt in England im Frühjahr 1877. Er schrieb darüber aus London: „So ängstlich ich so lange als möglich mein Incognito zu bewahren suchte, so fahnden nun die Geologen und Paläontologen, die Zoologen, die Archäologen, die Alpenklubisten nach meiner kostspieligen Zeit." Er wurde mit ehrenvollen Einladungen förmlich überschüttet; die Geological Society ordnete ihren Präsidenten ab, ihn zu bewillkommnen, ebenso die Zoological Society und das Commitee of the Scientifick Club. Die Royal Society veranstaltete eine Soirée im Burlington House zu seinen Ehren. Am Dinner der Geological Society nahm er den Ehrenplatz ein und „manches Gesicht, das mich anfangs von Fuß bis zu Kopf musterte, unterläßt dies nun sorgfältig. Im britischen Museum kommt man mir

mit Thüröffnen eiligst entgegen, wo ich in meinem Incognito lange zu parlamentieren hatte.“ Man räumte ihm dort ein eigenes Arbeitszimmer ein; aus sonst geschlossenen Räumen wurden ihm sechzig entsetzlich schwere Steinschädel vom Himalaja zur Untersuchung herbeigebracht; der aufmerksame Verwalter bot Tag für Tag sein ganzes Kontingent von Leuten auf, um ihm Alles vom Keller bis zum Dach herbeischleppen zu lassen. „So kann ich hoffen, nun in gewissen Kapiteln, namentlich Wiederkäuern, Meister zu sein. Ich denke nicht, daß gegenwärtig Jemand besser in diesem Kapitel zu Hause sein wird, und eine Linie von Geschöpfen durch und durch gearbeitet zu haben, ist immer für einen so entsetzlich beengten Knirps, wie ich es durch alle meine Verhältnisse bin, doch eine Genugthuung. An der Hundschüpfen dachte ich nicht, daß ich für die Himalaja-Fossilien je ein Urteil würde abgeben können, das in England und Indien zu beachten sein würde. Und doch ist das nur Effekt von Fleiß und Gewissenhaftigkeit.“

Eben während jenes Aufenthaltes fand auch eine persönliche Zusammenkunft mit Darwin statt, mit dem er schon lange in brieflichem Verkehr stand. „Wir sprachen über alles mögliche, über die Schildkröten der Galapagos-Inseln, aber hauptsächlich über Agassiz. Es ist kein geringes Examen einem solchen Manne Rede zu stehen! — Ich gehe morgen zum Lunch zu Darwin und nachmittags zu Owen nach Richmond. Dies zu thun erforderte allerdings ein Leben von Arbeit, aber ist auch ein Lohn in der ernsten Geschichte dieses Lebens; denn ernsthaft stimmt es, mit solchen Männern in Verbindung zu treten und eine, wenn auch zu größter Bescheidenheit auffordernde Genugthuung ist es, sich von einem kleinen Graben des Emmenthales in den Verkehr mit so weltgebietenden Männern hinaufgearbeitet zu haben.“ — Wie wenig er sich aber auch damals von solchen Ehrenbezeugungen bestechen ließ, beweist unter Anderm der sehr bezeichnende Umstand, daß er

eine besonders vornehme Abendgesellschaft, wo er mit wissenschaftlichen und mit politischen Größen zusammenkommen sollte, durch einen Ausflug nach Oxford vermied, weil das doch nur eine bloße Schaustellung sei und er sich nicht extra dafür einen neuen Hut kaufen wolle.

Am Ende seines Lebens war R. Mitglied von mehr als vierzig wissenschaftlichen Gesellschaften des In- und Auslandes; er gehörte der Akademie von Petersburg und München an, war korrespondierendes Mitglied der anthropologischen Gesellschaft in Berlin, wirkliches Mitglied der Société impériale des sciences naturelles in Moskau, Ehrenmitglied des schweizerischen Alpenklubs, 1889 Ehrenpräsident des internationalen zoologischen Kongresses in Paris u. s. w. Basel hatte ihm 1867 das Ehrenbürgerrecht, 1875 den Titel eines Doktors der Philosophie geschenkt. Bei Anlaß seiner 25-jährigen Wirksamkeit als akademischer Lehrer, vereinigten sich Behörde, Universität, Alpenklub, naturforschende und akademische Gesellschaft und sehr viele private Freunde und Gönner, um dem verdienten Gelehrten öffentlich bei einem festlichen Bankett ihren Dank zu bezeugen. Es geschah dies außerdem in einer ebenso sein Wohlbefinden wie seine Wissenschaft fördernden Weise, indem ihm ermöglicht wurde, Reisen zu wissenschaftlichen und Erholungszwecken, die früher immer hastig und knapp ausgefallen waren, reichlicher und bequemer auszuführen. Diese Anerkennung, sowie das stete freundliche Entgegenkommen der Oberbehörde behielt er zeitlebens in dankbarer Erinnerung.

Mit den Jahren war ein großer Teil seiner Freunde und Mitforscher gestorben. R. hatte ihnen meist irgendwie einen Nachruf gewidmet. Dazu drängte ihn die Pflicht der Pietät und das Gefühl von öffentlicher Dankbarkeit, dann aber auch das Bedürfnis, Eindrücke bedeutender und in diesem Falle persönlicher Art auf ihre Ursachen zu prüfen und zusammenzufassen. Er handelt also auch

hier gewissermaßen als Naturforscher und sucht den Mann wiederum in den Schauplatz seiner Arbeit und unter das Gewicht der von ihm übernommenen Pflichten zu versetzen und das Lebensresultat an den Lebensbedingungen zu messen. Dabei hat er — und das zeigt wieder, wie die Maßstäbe, die er an das Menschenleben wie an die Wissenschaft anlegt, zuletzt ethischer Art sind — ebensoviel Bewunderung für das schlichte Heldentum der unverdrossenen Pflichttreue, des opferfähigen Bürgersinnes und des ehrlichen Strebens nach Wahrheit, wie für den Heroismus geistiger Größe, überragenden Wissens und universeller Bildung. Nicht bloß ein Darwin, ein Agassiz, ein Peter Merian, sondern auch ein Albert und Friedrich Müller, ein L. Imhoff, ein Andr. Bischoff-Ehinger und Bernoulli-Werthemann sind der Ehre der Würdigung durch R's. Geist und Feder teilhaftig geworden. In der Rede am Grabe von Peter Merian, dem Manne, der in der Bewunderung Rütimeyers gleich hoch stand wie in der Dankbarkeit, erhebt sich die Sprache Rütimeyers zu monumentaler Größe und Feierlichkeit; gewaltig und wuchtig schreiten die Sätze einher, und der Nekrolog wird zur Epopöe. Im Nachruf an seinen Freund und Gehilfen, Dr. Fr. Müller, durch dessen 1895 erfolgten Tod ihm, wie er schreibt, „seine rechte Hand und die Hälfte der ihm noch gebliebenen Kraft gebrochen wurde," sieht sich der Vereinsamte wehmütig um nach Helfern, welche die entstandenen Lücken ausfüllen werden. Doch erlebte er gerade in diesen letzten Jahren die Genugthuung und Freude, daß aus Basel selbst zwei Naturforscher erstanden, die Herren Dr. P. und F. Sarasin, welche für seine Arbeiten, wie für seine Pläne volles Verständnis und volle Sympathie zeigten. Sie wurden aus diesem Grunde und um der persönlichen Hochachtung und Freundschaft willen gegen ihren einstigen Lehrer, hinfort großartige und verständnisvolle Förderer seiner ihm so wichtigen naturwissenschaftlichen Sammlungen. Ihre sehnlich erwartete Rückkehr

aus ihrem fernen Forschungsgebiet und die erhoffte Neuordnung des Museums selbst zu sehen, war ihm dagegen nicht mehr gestattet.

Früher als der sonst so kräftige und durch körperliche Bewegung gestählte Körper zu fordern schien, verließ er dieses irdische Uebungsfeld seiner geistigen Kraft; nicht zu früh für den, der darin „die letzte und gute Zugabe zur Laufbahn des Menschen" erblickte. Zu rasches und zu angestrengtes Steigen hatte schon vor einer Reihe von Jahren seiner Gesundheit den ersten Stoß versetzt. Durch wiederholte Erkältungen, denen er bei seinem Aufenthalte in den unheizbaren Sammlungsräumen stets ausgesetzt war, wurde die Widerstandskraft des Körpers nach und nach vermindert. Das konnte ihm, dem scharfen Beobachter, nicht entgehen. Zuweilen stimmte es ihn tief herab, wenn er sah, wie nach und nach seine Natur die frühere Beweglichkeit und Elastizität verlor; aber dann bemühte er sich wieder umsomehr, die Freiheit des Geistes und dessen Unabhängigkeit vom gebrechlichen Körper zu bekunden. Nur notgedrungen, Schritt für Schritt zurückweichend, beschränkte er sein Arbeitsgebiet und zuletzt seine Arbeit, indem er einzelne Vorlesungen an Herrn Prof. Zschokke abgab. Seine Reisen, die früher stets mühsamen Forschungen gewidmet waren, wurden nun Erholungsreisen. In Begleitung seiner Gattin besuchte er ihm liebgewordene Gegenden am Mittelmeer und an den italienischen Seen, von allem angeregt und allen, mit denen er in Verkehr trat, Anregung spendend. Mancher warme Sonnenstrahl milden Friedens und stillen Glückes erhellte noch jene Zeiten, aber die Sonne, die so verklärend den Lebensabend beschien, war die untergehende. Die Kuren in der Schweiz, die Aufenthalte im Auslande brachten nicht mehr eigentliche Kräftigung. Mit schwerem Herzen, aber in klarer Selbstbeurteilung reichte er sein Gesuch um Entlassung von der Stelle eines aktiven Universitätsprofessors ein. Sie wurde ihm auf Neujahr 1894 in ehrenvoller Weise gewährt und zugleich, seinem Wunsche entsprechend, die Bestätigung

im Amte als Museumsvorsteher und Mitglied der Bibliothekkommission. Am 25. Februar 1895 feierte er in stiller Zurückgezogenheit mit seiner Gattin in Nervi seinen siebzigsten Geburtstag, aber Behörden, Universität und die Gesellschaften, denen er in Basel angehört hatte, ließen es sich nicht nehmen, wenigstens schriftlich, dem ferne Weilenden ihre dankbare Anerkennung für seine vierzigjährige Thätigkeit auf dem Boden von Basel und ihre herzlichen Wünsche für seine Wiederherstellung auszusprechen. Allein schon hatte sich die Bergtanne zum Falle geneigt; noch ein paar jener Erschütterungen, welche das Wurzelwerk von der Mutter Erde losreißen, und ihr Ende ist herbeigekommen. Diese Erschütterungen blieben nicht aus. Der rasche Hinschied seines liebsten, ältesten Großkindes, der Tod seines treuesten, langjährigen Mitarbeiters Dr. Fr. Müller, neue asthmatische Beschwerden und endlich zunehmende Herzschwäche führten, ohne daß seine geistige Kraft erheblich vermindert gewesen wäre, am 25. November 1895, sanft und ruhig sein Ende herbei, das Ende eines Lebens voll ungewöhlicher Begabung und ungewöhnlicher Wirkung, vor allem aber voll Lauterkeit, voll Pflichttreue, voll Idealismus.

* * *

Der Ueberblick über das Leben von Ludwig Rütimeyer und die Würdigung desselben wäre unvollständig, wenn der Blick nicht ausdrücklich noch auf zwei Stellen hingelenkt würde, wo der Naturforscher dem menschlichen Empfinden und Erkennen neue, jedenfalls wenig beachtete Perspektiven geöffnet hat. Vor allem läßt sich bei ihm jenes Naturbeobachten erlernen, das zum Naturempfinden wird, oder wie oben gesagt wurde, eine tiefere ästhetische Naturerfassung.

R. hat zwei sogenannte populäre Werke geschrieben: „Der Rigi. Berg, Thal und See. Naturgeschichtliche Darstellung der

Landschaft" (1877) und „Die Bretagne. Schilderungen aus Natur und Volk" (1883). Beide sind gewissermaßen Dankopfer an die Natur, die ihm Stärkung des Geistes und Körpers gegeben, Quittungen über erhaltene Wohlthaten. Beide sind aber auch von dem Bestreben erfüllt, andere auf dieselbe Höhe der Empfänglichkeit für Naturoffenbarung und der Fähigkeit für Naturempfinden zu führen, auf welcher der Beschreibende selbst steht. Man wird nicht sagen können, daß eine solche Belehrung überflüssig sei in einer Zeit, wo das Reisen zur allgemeinen Passion geworden, landschaftliche Schönheit ausgeboten und mit Liebhabereifer aufgesucht wird, wo aber andrerseits die ganze Hast modernen Verkehres sich auch in der Erholung äußert, wo das Beschauen selten zum Anschauen wird, von Naturschönheit mehr genascht als genossen wird, wo die Vielheit der Gesichtsbilder nach Art der Nebelbilder wirkt, wo der sogenannte Naturgenuß oftmals nichts anderes ist als der Reiz der Neuheit oder die Befriedigung, sich imponieren zu lassen, wo selbst der Tourist oft nur seine Schuhe mit dem besuchten Gebirge bekannt zu machen beabsichtigt. Die Lehren, die nun R. dieser Zeit giebt, sind etwa diese: Wir müssen wieder der Natur selbstlos, vertrauensvoll, kindlich ins Auge blicken, um den Reiz ihrer Schönheit zu empfinden. Vertiefung des Herzens, Abkehr vom Augenblick, Vergessen der eigenen Person sind die Grundvoraussetzungen aller Empfindung des Großen und Idealen. Solches sind die subjektiven Bedingungen zum Naturempfinden. Andere liegen im Objekte, in der Natur selbst. Den Eindruck der Schönheit weckt bloß das Landschaftsbild, das einfach ist und von individuellem Charakter; sonst drängt sich das Begehren nach Erklärung vor, neben welcher jene Andacht nicht bestehen kann. Schön wirken in der Landschaft darum vor allem die Seen. Sie heben die Berge auf einen schimmernden Zauberschemel, der uns der Alltäglichkeit entrückt und uns erhöht; sie befähigen uns, den ganzen

Eindruck in einem Guß zu empfangen und idealisieren gleichzeitig das Objekt der Anschauung. Berge dagegen und Thalhintergründe wecken eher Ahnung als Andacht; sie wirken entweder erhaben, wenn wir mit der Ruhe der Ueberlegenheit ihnen gegenüberstehen oder abschreckend, wenn wir mit der Demut unserer Kleinheit uns beugen. Den Reichtum der Landschaft empfindet bloß ein Auge, welches fähig ist, die Eigentümlichkeit und die Mannigfaltigkeit der Linien aufzufassen. Sehr verschieden wirken die Thäler, das eine ernst wie ein einfacher Choral voll Reinheit und Milde, das andere von Farbe, Glanz und Leben sprudelnd, wie ein Oratorium oder wie eine lebensvolle Symphonie. Aber der geistig Regsame sieht nicht nur, er sieht verständig oder wenigstens mit der nie ruhenden Absicht zu verstehen; ihm wird darum die Naturbetrachtung zur Naturbeobachtung und weiter zur Naturgeschichte. Dieser Zusammenhang ist ein tief innerlicher. Wer mit scharfem beobachtendem Auge und mit Besonnenheit die Züge einer Landschaft betrachtet, dem erzählen diese nicht bloß von der Zeit, sondern auch von den tiefgreifenden Erlebnissen, welche ihr solche eingruben, der vermag auch deren Geschichte zu ahnen, vielleicht zu deuten.

Das sind einige Gedanken, zum Teil in wörtlicher Wiedergabe aus den zwei genannten Schriften, besonders aus dem ersten Kapitel des „Rigi.“ Man erkennt daraus den Weg, den R. einschlägt, um den Beschauer und den Leser von der bloße Betrachtung der Natur zum Verständnis derselben hinüberzuleiten; er schärft ihm das Auge für das, was eigentlich jeder sehen kann, aber zumeist nicht sieht; dann gestaltet er durch bloßen Vervollständigung die Schilderung zur Erklärung. Wie tief er dabei eindringt, das tritt an einer sehr schönen Stelle hervor, wo er den Unterschied zwischen dem Landschaftsbild der Schweiz und demjenigen der Bretagne feststellt: „Er besteht darin, daß die Linien der Landschaftsscenen der Schweiz ausschließlich von Schwerkraft im nächsten Sinne des

Wortes reden, von Kräften, die von der Masse unseres eigenen Planeten ausgehen und sich im Sinken und Heben von Gebirgen und in der Arbeit fallenden Wassers äußern. Die Linien in den Gemälden der Bretagne sind nicht minder von der Wirkung von Schwerkraft herzuleiten. Aber alles sagt, daß es die Schwerkraft eines anderen Gestirnes war, welche hier den Bleistift oder vielmehr den Meißel führte. Während dort seit ältesten Zeiten der Bergstrom und der Sturzbach immer steilere Linien ziehen, war es hier die horizontale Strömung, welche die Bahn des Mondes der Wasserhülle der Erde aufnötigt oder die Flut, die jeweilen das Festland in der Tiefe, bis zu welcher der Planet der Erde deren Ozean in Aufruhr zu setzen vermag, der Oberfläche des Meeres gleich zu machen suchte."

* * *

Es ist nur zu begreiflich, daß man bei einem Naturforscher von solcher Bedeutung und solcher Weite der Bildung auch nach seiner Weltanschauung fragt, zumal seine Stellung zum Darwinismus zu den widersprechendsten Vermutungen geführt hat. Eine irgendwie systematische Darstellung derselben hat freilich R. nirgends gegeben. Das hätte durchaus seiner Zurückhaltung widersprochen, die er überall da beobachtete, wo er über das engere Gebiet seiner Wissenschaft hinausging. Daß er aber zu einer solchen Gesamtanschauung sich hindurch gearbeitet hat, das ist bei seiner vielfachen Beschäftigung mit philosophischer Litteratur nicht bloß zu erwarten, sondern wird auch durch manche, oft recht absichtliche Aeußerungen in seinen Schriften und Briefen erwiesen.

Erkenntnistheoretisch ist er durchaus von Kant abhängig, sowie von dessen Nachfolgern, Lotze und Schopenhauer. Nicht bloß bleibt er sich der Grenzen des menschlichen Erkennens stets bewußt,

sondern er wird auch nicht müde, darauf hinzuweisen, wie unser Wissen subjektiv bedingt ist. „Unsicher ist durchweg unser Sehen, von subjektiven Voraussetzungen abhängig das Verstehen. Volle Erkenntnis ist unwahrscheinlich, so lange eben Körperlichkeit uns noch gefangen hält.“ Dem theoretischen Materialismus, der damals vielfach unabtrennbar schien von der Entwicklungslehre, war er ebenso feindlich wie dem praktischen. „Die Geschichte der Natur ist nur die Geschichte der fortschreitenden Siege des Geistes über den Stoff.“ Darum ist auch die Naturwissenschaft nicht, wie damals ziemlich allgemein behauptet wurde, die einzige und höchste Wissenschaft, sondern sie muß nach seiner Ansicht „unter allen Wissenschaften, welche die Ergebnisse der Schöpfung zum Gegenstand haben, sowohl in Absicht auf ihr Objekt als auf ihre Mittel, als die geringste gelten.“ Auch er teilt die Meinung Schopenhauers, daß in der Lehre von der bloß physischen, nicht moralischen Bedeutung der Welt die eigentliche Perversität der Gesinnung zum Ausdruck komme. Darum legt er an das Wissen selbst ethische Maßstäbe: „Ohne Begeisterung, d. h. ohne Sehnsucht nach dem Ewigen und ohne Hoffnung, daß unser eigener Anteil an dem Siege des Geistes über den Stoff die Herrschaft jenes bleibend befestigen werde, gedeiht keine Wissenschaft.“ Der eigentliche Wissenstrieb hängt zusammen mit der Ahnung, daß in Stoff und Form etwas Höheres thätig sei, das zu erkennen nicht nur den allem Unbekannten zugewendeten lebendigen Geist gelüsten, sondern selbst unser Gefühl mit Frieden erfüllen und ein edles Motiv unseres Willens werden kann.“ Die Einheit der physikalischen Urgesetze scheint ihm Ausfluß der moralischen, ewigen Gesetzgebung; jedenfalls giebt es höhere Gesetze als Sonne und Erde; darum kann man auch hoffen, daß Kunst und Wissenschaft sich dereinst verschmelzen und selbst mit der Religion sich harmonisch verbinden werden. Diese ethische Naturbeurteilung faßt er selbst in einer Ge-

dankenreihe zusammen, welche zwar „jenseits der Naturforschung aber nicht jenseits des Naturforschers" liegt:

„Wie die Geburt des Körpers den Austritt aus dem engenden und nivellierenden Verband der bloßen Dividualität als das größte Ereignis in dem Leben des körperlichen Menschen bezeichnet wurde, so ist wohl die Geburt des nicht mehr bloß rezeptiven, sondern des selbstthätigen und daher notwendig reflektiven Bewußtseins, die wenigstens teilweise Befreiung von den körperlichen Banden des Intellektes, das größte Ereignis in der ganzen organischen Natur. Allein auch dieses ist sicherlich nicht das letzte Ziel des Daseins. Das größte Ereignis in dem gesamten Bereich des Werdens bleibt doch wohl die Geburt des Guten, des selbst von der Erkenntnis, sofern diese noch an Individuation gebunden bleibt, befreiten und damit sogar von Zeit und Raum abgewendeten Handelns, jene Wiedergeburt, ohne welche sich doch selbst der Fortschritt zum Schönen und zum Wahren kaum verlohnte."



Eine Wanderung durch Basel im Anfang des 17. Jahrhunderts.

I. Teil.

Von
Albert Geßler.

Jeder Besitzer der im Jahr 1894 erschienenen prächtigen Wiedergabe des Stadtplanes von Matthäus Merian hält dieses Stück in großen Ehren. Manche haben es aufspannen lassen und haben so das originelle Bild unserer Stadt beständig vor Augen; andere ziehen von Zeit zu Zeit die einzelnen Blätter hervor und studieren mit emsigem Fleiß Haus um Haus, Platz um Platz, Gasse um Gäßlein. Allen diesen Freunden des Merianischen Werkes ist gewiß schon einmal der Wunsch nahegetreten: Wer doch einen zuverlässigen Führer durch diese Straßen und Gassen hätte! So eine Art Bädecker für das Basel des schließenden 16. und des beginnenden 17. Jahrhunderts, das wäre, was man brauchen könnte; eine solche Erläuterung erst würde das schöne Bild Merians zu einem wahrhaft lebendigen machen.

Ein solcher Führer existiert.

Selbstverständlich ist er nicht ein schön rot gebundenes handliches Buch, das jedem im Laden zur Verfügung steht. Es ist nicht einmal ein gedrucktes Buch. Aber handschriftlich giebt es einen Führer durch das Basel Matthäus Merians, wie man ihn

sich ausführlicher nicht wünschen könnte, eine Art Adreßbuch der Stadt, und mehr als das, eine Beschreibung jeder Straße, jedes Hauses, jedes Thores, jedes Mauerstückes, jeder Brücke, jedes freien Komplexes in unserer Stadt. Und zwar ist es der berühmte Arzt Felix Platter, der uns diese Stadtbeschreibung geliefert hat. Sie ist ein Teil jenes auf unserer Universitätsbibliothek stehenden, mit der Signatur λ III. 3 versehenen kostbaren Bandes, in welchem Felix Platter selbst sein Leben erzählt, seine Hausrechnung darlegt und drei seiner Reisen an fürstliche Höfe schildert. Wir haben aus diesem Bande im Jahrbuch auf 1893 die rührend einfache „Histori von Gredlin" abgedruckt. Damals haben wir es beklagt, daß noch immer nicht der ganze Inhalt dieser Handschrift veröffentlicht sei; er ist es auch noch heute nicht, so interessant es z. B. wäre, gerade die Stadtbeschreibung in einem guten Abdruck in Händen zu haben.

Diese Beschreibung steht auf 34 Blättern und ist der am schwierigsten zu lesende Teil des ganzen weitläufigen (306 Blätter umfassenden) Manuskriptes. Es ist nämlich nicht eine Reinschrift, sondern die einzelnen Seiten bestehen aus lauter zusammengeklebten Zetteln. Platter scheint zur Anlegung dieses genauen Verzeichnisses aller Gebäulichkeiten der Stadt von Haus zu Haus gegangen zu sein, und die Notizen, die er da — wohl in den einzelnen Häusern selbst — nahm, hat er dann vereinigt, so flüchtig, wie er sie aufgezeichnet hatte, nicht denkend, daß ein späteres Jahrhundert daran Interesse finden könnte. Das so zusammengeleimte Manuskript hat im Laufe der Zeit sehr gelitten, es ist an den Rändern zerbröckelt, vielfach geflickt und darum an manchen Stellen völlig unleserlich. Wir haben uns deshalb oft statt an das Original an die Abschrift halten müssen, welche der Arzt Claudius Passavant, ein Urgroßneffe Felix Platters, im 18. Jahrhundert von allen ihm erreichbaren deutschen Platterschen Manuskripten hat anfertigen lassen.

Es liegt nun natürlich die Frage nahe, zu welchem Zwecke Felix Platter seine Stadtbeschreibung angelegt habe. Darauf giebt uns eine andere Schrift des unermüdlich thätigen Mannes Antwort. Als Nr. λ III 5ª besitzt nämlich unsere Universitätsbibliothek einen weitern Felix Platterschen Handschriftenband, in welchem er „Siben regierende pestelentzen oder sterbendt ze Basel“ beschreibt, die er selbst erlebt hat und in deren fünf letzten er als Arzt „vilen geratten vnd gedient“ hat. Es sind dies also Aufzeichnungen über Pest-epidemien, schätzbare Beiträge zur Geschichte der Medizin. Sechs von diesen Schilderungen sind in großen Hauptzügen hingeworfene Bilder von den Verheerungen der schrecklichen Krankheit, mit Her-vorhebung einzelner Hauptzahlen und vieler Namen. Dies mochte dem gewissenhaften Stadtarzt aber nicht genügen; in der Beschrei-bung der siebenten „Pestilenz“ geht Platter deshalb von Haus zu Haus, überall genau notierend, wie viele von den Inwohnern von der Seuche ergriffen, wie viele gestorben, wie viele verschont geblieben sind. Um nun dieses genaue Verzeichnis überhaupt machen zu können, bedurfte Platter zuerst einer Liste aller Häuser und ihrer Bewohner, und da eine solche nicht existierte oder wenigstens nicht so existierte, wie er sie brauchte, so hat er, bevor er an die eigent-liche, die medizinische Arbeit ging, die Stadtbeschreibung verfaßt, die uns heute interessiert.

Die siebente „Pestilenz“ nun fällt in die Jahre 1609 bis 1611; wir gehen also wohl nicht irre, wenn wir das Jahr 1609 als Entstehungszeit der Stadtbeschreibung annehmen, ein Datum das dem Jahre 1615, in welchem Merian seinen Plan gezeichnet hat, so nahe liegt, daß wir ohne Bedenken die beiden Schilderungen, die topographische Platters und die künstlerische Merians, in Be-ziehung setzen dürfen.

Unter Platters Leitung den Freund und Kenner des Merianischen Planes durch unsere Stadt zu führen, soll nun unsere Aufgabe sein.

Wir haben sie uns leider stark beschränken müssen, da das Jahrbuch einem einzelnen Aufsatze nicht allzu vielen Raum gewähren kann. Wir geben nämlich nicht die ganze Stadtbeschreibung; wir führen den Leser, der sich Merians Plan neben das Buch legen mag, durch die einzelnen Straßen und sagen dazu mit Platters Worten, was diese Straßen als Ganzes betrifft. Einzelne Häuser und Bewohner, die — wie schon gesagt — bei Platter in aller Vollständigkeit aufgezählt sind, führen wir nur dann an, wenn das Haus einen bestimmten Namen hat und deshalb schnell auffindbar ist, oder wenn die Bewohner Namen tragen, die noch heute in Basel vorkommen. Wir wissen recht wohl, wie interessant es sein müßte, jedes bei Platter angegebene Haus mit der heute an seinem Platze stehenden Gebäulichkeit zu identifizieren, ferner einen jeden der vielen Bewohner urkundlich nachzuweisen. Eine solche streng wissenschaftliche Arbeit würde aber jahrelanges Studium erfordern und dann nicht mehr ins Jahrbuch passen. Wir geben also nur das Hauptsächliche, mit Verzicht auf historische Anmerkungen und begnügen uns damit, jedenfalls alle Straßen, dann die wichtigeren Häuser möglichst genau festzustellen. Dazu bedienen wir uns des dem Facsimile des Merianischen Bildes beigegebenen Uebersichtsplanes mit seiner praktischen Einteilung in leicht auffindbare Vierecke; als zweites Hilfsmittel zur Orientierung haben wir das „Nummern- und Adreßbuch der Stadt Basel“ vom Jahre 1862 verwendet, jenes ausführliche Verzeichnis aller Häuser, welches auch von den Bearbeitern des obengenannten „Uebersichtsplanes“ gebraucht worden ist. Die Nummern bei den Häusern sind diejenigen in Platters Beschreibung; wo wir kurz dazu setzen: „heute Nr.“ ist mit dem „heute“ das 62er Adreßbuch gemeint.

Auch bei dieser auszugsweisen Wiedergabe des Platterschen Werkes haben wir noch lange nicht die ganze Stadt behandeln können; eine solche Arbeit hätte den uns zugemessenen Raum weit

überschritten; wir mußten uns einstweilen auf die Vorstädte beschränken und gedenken im nächsten Bande die Fortsetzung, im übernächsten den Schluß zu liefern. Was wir heute geben, ist ungefähr ein Drittel des Ganzen.

Zum Technischen unserer Bearbeitung der Platterschen Stadtbeschreibung haben wir zu bemerken, daß wir da, wo wir Platter selbst sprechen lassen — und das ist mit thunlichster Vollständigkeit geschehen — eine buchstabengenaue Wiedergabe des Originaltextes angestrebt haben. Da dieser aber, wie schon eingangs bemerkt, an vielen Stellen total verdorben ist, haben wir hie und da die Passavant'sche Kopie [1]) beigezogen und haben die Verwendung dieses handschriftlichen Bandes stets angegeben. Er ist nämlich durchaus nicht immer zuverlässig, trotzdem der Kopist des 18. Jahrhunderts, der ihn geschrieben hat, vieles, was heute im Original zerstört oder doch undeutlich geworden ist, noch vollständig klar vor sich gehabt hat. Das vorige Jahrhundert hat aber in Bezug auf Gewissenhaftigkeit einer Abschrift seine besondern Ideen gehabt, und so weist denn diese äußerlich wunderschöne Kopie eine Menge Fehler auf, die wir heute als unverzeihlich bezeichnen müßten. Die Interpunktion ist unsere Zuthat.

Lassen wir nun Platter reden.

---

[1]) Im Besitz des Herrn Prof. Dr. Rudolf Burckhardt in Basel.

„Der Stat Basell

Beschreibung.

Die stat Basel überal haltet in sich zwo stet, so durch den Rhin, dorüber ein Brucken von einer stat zur andern geth, vnderscheiden; vnd ist eins, die große stat, hiehar wert des Rheins, die ander, die kleinere stat oder minder Basel, enet dem Rhein.

Die Größere Stat

Basel ligt zum theil auf der höhe oder bergen, so sich (auf einer seiten)[1]) vom Rhin, der stat lenge nach, auf der anderen seiten ienen dem thal erheben. Zum theil ligt sy im thal, so zwischen beiden bergen oder höhenen sich erzeigt, vom Birsig fluß hinab, bis der in Rhin flüßt, (vnd S. Alban im loch, do der thiich hinin durch das thal oder loch auch in Rhin flüßt.) Diese stat haltet in sich die vorstet mit der statmuren, so am[2]) außeren graben vnd dem inneren von der stat vnderscheiden; darnach die Rechte stat, mit dem inneren graben vmfangen.

Die Vorstet

werden wegen der fünf Thoren, so darin gondt, in fünf theil getheilt.

Das erste Theil

der vorstetten facht an vom Rhin vnd S. Johans thor vnd erstreckt sich der breite noch bis an spalen thor, haltet in sich Gaßen 4, ein Blatz, 2 Brunnen, wie volget:

Die 1. Gassen goth von S. Johans thor bis an das inner thor oder schwibogen, nennt man S. Johans vorstat (siehe Merian T 29 bis X 34). In deren ingang ist S. Johans thurn (Merian X 34)

---

[1]) Das Eingeklammerte ist in der Handschrift Randbemerkung von der Hand Platters mit Omissionszeichen.

[2]) am = durch den.

vnd ein behausung des thorwechters doran vnd ein hüslin voraußen. Darnoch volgt die gassen, welche auf der lindhgen syten inhat:

1. Das Johanniter haus mit der kirch vnd ziml(ichen) beg(riff)“ [1]) (Merian W X 33/34).

Dann folgen auf der linken Seite 65 andere Häuser, in denen großenteils Rebleute, Fischer und Weber wohnen, von denen in Nr. 3 ein Heinrich Studer, in Nr. 4 der „Seuwbreier [2]) Jockli Meier,“ in Nr. 5 „der alt“ Schlatter, in Nr. 8 der Rebmann Keiser, in Nr. 12 Barbelin Bechtolt, in Nr. 14 ein Respinger, in Nr. 15 eine Anni Meyer, in Nr. 17 der „Beck“ Hans Studer, in Nr. 19 ein Fischer Hans Fuchs, in Nr. 20 ein Fischer Hans Schloßer, in Nr. 27 ein Fischer Jakob Pack „so zevor zur megt“, in Nr. 28 ein Söldner Hans Mellinger, in Nr. 35 ein Fischer Wolf, in Nr. 37 eine Ursel Stehelin, in Nr. 40 der alte Steck, in Nr. 41 ein Jockli Erlacher erwähnt sein mögen.

Nach Nr. 41 wird die „stegen zum Rhin; Brunnen“ (Merian T 29) angegeben, und nach Nr. 66 heißt es: „Rhinhalden, ein stroß hinab zum Rhin zwischen dem graben und dem becken haus“ [3]) (Nr. 66 beck Kridenman. Merian S 27).

In den Häusern von 42 bis 66 wohnen von Trägern bekannter Namen ein Fischer Pack, „der alt“ in Nr. 43, ein Melchior Schmidt in Nr. 47, ein Schneider Bastian von Wengen in Nr. 52, ferner ein Maurer Strub in Nr. 53, dessen „haus stot hinder des von Wengen haus, hat d(en) vßgang neben d(es) von Wengen thüren.“ Sodann wohnt in Nr. 63 ein Seidenkrämer Lienhard Schwarz und in Nr. 65 „die Kopfwirtenen.“

[1]) Meine Ergänzung des an diesen Stellen mit neuen Papierstücken geflickten Originals aus der Handschrift des Claudius Passavant. A. G.

[2]) Säubrüher (Nach Passavant).

[3]) Diese Stelle ist in der Originalhandschrift moderne Kopie eines verlorenen Stückes.

Es folgt dann die „Rechte Syten vom S. Johann thor am innren graben," und da zunächst „Ein Straß an der Ringmauer (Merian W X 34 bis S 32) biß an die Lotter Gaßen; darin steht an der Stattmauer ein Bollwerckh (Merian V 34/35); an der Seithen sind nur Gärten vnd Außgäng von den Häuseren zu St. Johann." [1]) Das 67. Haus ist dann „des Thorwechters haus an dem Thurm." Dann folgt „ein Gäßlin gegen den polwerck, sind auch nur gärten. S. Johans garten.".[2]) 68. Eckhaus heilwegh. [3]) Als Nr. 72 nennt die Handschrift [4]) „Eckensteins gartenhüßlin." [5])

Von bedeutenderen Häusern seien erwähnt „S. Antoni," bewohnt von einem Pytho (Merian U 31/32, heute St. Johann 31); Nr. 78 „zur Megt gesellschaft" (Merian U 31, heute St. Johann 29); und von hervorragenden Personen, die in dieser Straße wohnten, seien genannt, im Haus Nr. 85 Adelberg Meier und in Nr. 90 D. Bauhin. Von andern Personen seien erwähnt in Nr. 69 ein Rebmann Andreas Brodbeck; Nr. 74 ist das Haus „zum Crentzlin" (heute St. Johann Nr. 39); Nr. 75 „zum Äber" (heute St. Johann 37 „Zum Eber"); Nr. 81 hat einem Pauli Wis (Weiß) gehört; Nr. 83 ist Hans Eckensteins Hof, und in Nr. 87 wohnt der alte Erlacher; in Nr. 88 ein Riecher, in Nr. 89 ein Hans Hertenstein, und Nr. 90 ist „J(unker) von Rinach hof," von einer „Iselenen" bewohnt.

Dann kommt ein „Gesslin in die Lothergaßen, hatt nur nebensyten der hüseren" (Merian S 29), dann Nr. 92 der „Bockstecker hof" (heute St. Johann Nr. 4, Bockstecherhof).

---

[1]) Diese Stelle (von „an der Seithen an") fehlt in der Ergänzung des Originals; ich gebe sie ganz aus Passavants Kopie.

[2]) Aus der Ergänzung.

[3]) So sagt die sehr ungenaue Ergänzung. Passavant hat: „68 Anna von Kilch gewesenes Eckhauß."

[4]) Immer noch die Ergänzung.

[5]) Passavant sagt zu 72: „deß Eckensteins Hauß vnd Garten."

Am Ende der Vorstadt steht (93) „Prediger Closter, Kirchhof" (Merian Q R 28/29). Dann folgt „Stroß am Graben, goth hinuf biß zur Nüwen vorstat, an der prediger vnd Eptinger muren." [1])

„Die ander Gaßen ist zwischen der ersten vnd dritten, genant die Lottergassen, [2]) zücht von d(er) statmuren nur bis an prediger m(auren). [3])

Auf deren linchgen syten goth die stroß von an der rinckmuren von S. Joh. thor darin (Merian S 32). Darnoch findt eß nur vßgeng vnd schüren von den hüsern in S. Johans gaßen.

Auf der Rechten Handt.

Die stroß an der rinckmuren goth biß zur Nüwen vorstatt an deß Risen vnd meim garten. Dornoch gerten mit ghüsen oder schüren."

Es werden dann fünf solcher Nebengebäude aufgezählt; diese sind auch auf dem Merianischen Plane (R 30; S 31, 32) deutlich zu sehen.

„Die dritte Gaßen goth

von d(er) Rinckmauren biß an statgraben, genant die Neuwe vorstatt; [4]) haltet in sich:

Auf der linchgen syten

goth die Stroß von der Lotter gaßen darin."

Dann werden 21 Häuser genannt, worunter zunächst Platters Eigentum: „D. Felix zwen Gerten vnd ghüß" (Merian P 32). Dann 2 „Castillionei;" in Nr. 3 wohnt Lienhart Schwizer, in Nr. 8 Anna Schielin; Nr. 9 gehört einem Hagenbach und ist

---

[1]) Petersgraben (Merian H 27 bis R S 27.) „Eptinger muren" ist die Mauer des ehemaligen Eptinger- jetzt Markgräfischen Hofes (Spital.)

[2]) Spitalstraße (Merian S 30 bis S 32).

[3]) (auren) aus Passavant ergänzt.

[4]) Hebelstraße (Merian P 28 bis P 33).

bewohnt von der alten Stadtschreiberin. Nr. 10 ist „deren von Schauwenb(urg) f(rau) Ursel haus“; in Nr. 12 wohnt Stoffel Fuchs, in Nr. 13, „des Herwagens haus,“ wohnt Oswald Meyer; Nr. 14 ist „der Huberin haus,“ Nr. 15 H(errn) Danon (d'Annone) Stall, Nr. 18 des Waldners Hof; in Nr. 20 wohnt der Brunnmeister. Beim letzten Haus, dem Eptingerhof (Nr. 21)[1]) steht der Brunnen (Merian P 28).

„Auf der Rechten syten“

kommt zuerst das „Polwerch.“ (Merian O/P 33.)

Dann folgen sechs Häuser mit Gärten, in denen zum Teil Häuslein stehen; das letzte, fünfte (Merian O 29), ist, neben dem Haus d'Annone's, ein „klein hüslin aus Waßerhausgar(ten), stoßt an D. Felix hus.“

„Stroß vf dem Graben[2])

von der nüwen vorstat bis an dspalen“.

An diesem Grabenstück steht zuerst Nr. 1 „D. Felix Platters hof“ (1862 „z. Samson,“ Neue Vorstadt 1, Merian O 28); dann folgt des „tischmacher Rimlins haus,“ dann das „Blatzgeßlin“ und der Platz „S. Peter;“ dann kommen noch 2 Häuser von denen Nr. 3 „der Werckhof mit dem mußhaus sampt d(er) bhusung deß werchmeist(ers)“ (Merian K L 28/29); Nr. 4 ist eines „Schloßermeisters hus an Gnodenthal (Merian K 27).

Die Vierte Gaßen ist

ein geßlin vom winckel deß haus zum Engels vf d(em) blatz biß an Graben; darin

Zur linchgen haudt“

vier Häuser (Merian N 28/29), wovon Nr. 1 „das haus zur Rosen im Winkel“ (heute Petersgraben 31).

[1]) Eptingerhof, später Markgräfischer Hof.

[2]) Petersgraben (Merian H 27 bis R S 27).

„Zur Rechten Handt
Die muren an S. Peters blatz.

Blatz genant St. Peters
blatz (Merian L M N 28/29/30); haltet in sich

Gegen der rinckmauren zur linckhgen handt:

Ein Geßlin vom Pollwerch (Merian N 32/33), so beschloßen auf den blatz reichendt bis zum schitzen haus; auf d(er) rechten handt an der statmauren, vf der linckhgen sindt nur vßgeng der gerten in der nüwen vorstat, alß deß des wyßen, mit einem garten hüslin, wonlichs, Burgem. Feschs." [1])

Dann kommt 1) „Bonifacij Iselins haus, 2) Danons haus auf d(em) blatz, 3) Waßerhaus haus," dann wieder 4) „Zum Engel, mein haus am blatz geßlin.

Ze vnderst an d(er) Rinckmuren

Deß schützenknechts woning, der schies rein [2]) darzwischendt.

Das Armbrust schitzen haus (Merian L 30); ein holtzbehalter; darnoch deß statknechts auf dem blatz haus. Ein Geßlin zum Spalen thor [3]) an der rinckmaur zur rechten handt; an der linckhgen sindt nur vßgeng der heuseren, so in der spalen vorstat sindt.

„An der syten gegen der spalen" beschreibt dann Platter 3 Häuser; davon ist Nr. 7 „ein hüslin des spethi; domolen wont Mathis Streckysen dorinnen, ist am getter by des statknechts haus, do man ins geßlin zum Spalen thor goth. Darnoch goth ein thür auf den blatz von eim hüslin (Nr. 8), so im garten innen

[1]) Auf der rechten Seite der „Neuen Vorstadt" hatte Platter angegeben: „Hans Wyßen huß vnd garten; Wonlich garten mit eim ghüß; Burg. Feschen garten mit eim ghüß."

[2]) Schießrain.

[3]) Platzgäßlein (Merian J 30/31 bis K 30).

stoht; dorinnen wont ein Schloßer. Aber doran ein Neuw haus, deß Andres Becken hinder haus. Darnoch 1 vßgang von Baschian Recken haus an d(er) spalen."

Dann kommt „ein holzlegeten," dann „des werchhofs vßgang vnd die muren bis an die stroß am graben.

Die Ander Vorstat

goth von S. Peters blatz bis zu endt des Kolenbergs, haltet in sich volgende gaßen vnd stroßen.

Die Gaßen zeuch vom spalen thor bis an daß inner thor oder schwibogen, nempt man spalen vorstat (Merian J 27 bis J 31); (am Rande) hat. ein Brunnen (Merian H J 29). In deren ingang ist das spalen thor mit den thürnen (Merian H J 31), des anschlahers [1]) stüblin doruf vnd thorwechter hüslin voraußen.

Aus dieser Gaßen linchger seiten goth die stroß dorin von S. Peters blatz, [2]) wie obstet, in welcher stroß an der stat muren am spalen thor ist deß thorwechters Hans Bengel hus" (Merian J 31).

Dann folgen 24 Häuser. Es wohnt in Nr. 2 der „Wagner Jakob heuwer, genant pflumen Jockli", sodann in Nr. 4 der Karrer Claus Basler, „der die Christin hatt," in Nr. 6 der Metzger Cuoradt Davidt, in Nr. 12 Andreas Wagner, Meister zu Becken, in Nr. 13 der Schneider Isaac Widmer, in Nr. 14 des „Heuscheulismers" Büchel Sohn Jacob, in Nr. 15 der Wagner Cuoradt Rap, in Nr. 17 der Karrer Matthias Rapp, in Nr. 18 Ludwig Schloßer, in Nr. 19 früher ein Rinck, jetzt ein Falkner, in Nr. 22 „im hus bim Ergel" („Zum Erker", heute Spalenvorstadt Nr. 6) der Wagmeister Isaac von Spir; Nr. 23 ist ein „hüslin im kleinen geßlin;" darin wohnt der Zeugknecht Caspar Stolli; das letzte (24) ist „Gnodental, Kornhaus am eck. (Merian J 27/28.)

[1]) Der die Glocke anzuschlagen hat.

[2]) Platzgäßlein (Merian J 30/31 bis K 30).

Auf der Rechten syten diser gaßen volgen:

1) die stroß an der rinkmauren, wie volgt."

Darnach 17 Häuser, in denen meist wieder Handwerker wohnen, z. B. ein Schmied Melchior Streckisen in Nr. 27, ein Sattler Stephan Hug in Nr. 28; zum „Vogel" (jetzt Spalenvorstadt 19) wohnt (Nr. 29) Martin Wirtz, in Nr. 30 der Bäcker Hans Bur, in Nr. 31 der Ratsherr Adam Huggelin, ein Sattler, in Nr. 34 der Sattler Jacob Rapp, in Nr. 37 und 38 die „Henschenlismer" Hans Schöllin und Onimus, in Nr. 40 der Seiler Hans Pfaf; Nr. 42 das Eckhaus ist schon damals ein Wirtshaus zum Ochsen (heute „Zum schwarzen Ochsen" Schützenmattstraße 2). Dann folgen „ein Gaßen genant Fröschsgaßen," und dann an der Spalen rechts weiter 7 Häuser, unter denen das Haus „zur Kreien" (heute Spalen 13), der „Lützel hof" (heute Spalen 9) und die Wirtshäuser zur „Kannen" (Spalen 5) und zum Engel (Spalen 3) genannt werden. Das Eckhaus (Nr. 49) war, wie jetzt noch, eine Bäckerei.

Dann geht Platter zurück zum Thor und beschreibt „die stroß an der Rinckmuren, goth vom spalenthor biß an die fröschsgaß, do daß polwerk an der muren (Merian F/G 29); darnoch bis an thurn, do des Folteres hus gewesen, auch an der stat muren; von dannen bis zum polwerck, do der wogdenhalß, der thurn, (Merian C 21/24) gestanden ist. Zur linchgen handt nur außgeng von gerten."

Dann beschreibt Platter

„Die Fröschsgassen," [1] goth vom Ochsen biß an d(ie) stroß an der Rinckmauren."

Rechts wohnen 10 Leute, z. B. in Nr. 1 ein Metzger Hans Bulacher, in Nr. 4 ein Kübler Hans Hübsch, in Nr. 6 ein M(agister)

[1]) Schützenmattstraße (Merian H 29 bis G 29).

Felix Zimmermann; ein unbewohntes Haus (7) gehört „der Lichtenhanenen." Auf der linken Seite sind ebenfalls 10 Gebäude, meist Scheunen und eine Trotte des Hieronymus Müller; in Nr. 12 wohnt der Metzger Gorius Bopst, und Nr. 13 ist des Druckers Hans Götz Haus.

Dann folgt „die stroß am statgraben vom ineren spalen schwibogen, von 's becken hus (Merian J 27) bis hinderen ins Engel geßlin (Merian H 27): 1) des Wannenwetsch des Molers haus am becken. Darnoch zeucht sy überzwerch," (d. h. an den Petersgraben.) Dort finden sich 12 Scheunen „biß in stros an der Rinckmuren (Leonhardsgraben „auf der Lys"), do der thurn." „An der statmuren" steht das Haus eines Zimmermanns (Merian G 26). „Von dannen wider für sich ein syten, doran das alt Frauwen haus" (Merian G H 26). Dann kommen wieder zwei Scheunen „am eckhaus" (vom Leonhardsgraben). „Darnoch wider d(em) graben noch" zum Brunnen (Merian H 26). Am Leonhardsgraben werden dann noch „deß zum Merwunder haus vnd garten, Mentelins haus vnd garten, Bulachers haus vnd garten" und noch 2 Gärten genannt. Dann kommt „Ein geßlin,[1]) zu deßen rechten handt" 5 Gärten und Gartenhäuser. „Am eck" ist „Rudolf Burckart garten; die linchger syten nur deß Apotek(ers) muren. Darnoch dem graben noch bis auf die stroß am Kolenberg.

Die dritte Vorstat

haltet in sich dry theil: ein theil, so den Kolenberg begrift, die ander zwen theil im thal, Genant an den Steinen, der ein hiehar werts des Birsicks,[2]) der ander enen dem Birsick.[3])

---

[1]) St. Leonhardsstraße (Merian E 24 bis G 22).
[2]) Steinenvorstadt (Merian C 18/19 bis G 18).
[3]) Steinenthorstraße (Merian C 18 bis E 16).

Der Erst theil der vorstat,

genant der Kolenberg (Merian G 18 bis G 22), zücht sich von den steinen hinuf bis zur Ringmuren, auß welcher ein stroß, so von d(er) spalen biß ans pollwerch[1]) goth, von dannen hinab zücht biß vf ein stegen vnd steg über den Birsig an der muren bis zum steinen thor.

Ein Geßlin[2]) zücht von diser stroß gegen den Kolenberg zur linchgen an des Apoteckers garten,[3]) zur Rechten vndren gerten" und zwei Häuser, das eine „ein Bloter haus an der Todtengreber eckhus, jetz ein Bettelvogt.

Die ander stroß[4]) goth vom Graben am Kolenberg neben deß nachrichters haus bis an d(ie) stros an der Rinckmuren, zücht doselb d(e)n berg ab bis an dsteinen. Auf deren Rechten handt sindt der Totdengreber wonung, das eckhus (Merian F 20), ein ander[5]) dran; des Nachrichters."

Dann kommen 6 Gärten, von denen einer der „Jemusein", ein zweiter früher Herrn „Rif" gehört hat. „Zu anfang diser stroß ist ein ander stroß, zücht vom Graben by S. Lienh(ard)[6]) den berg ab, genant der Kolenberg (Merian G 18 bis G 22). Auf deßen Rechten syten in der mitte im winkel ist der stampf: Vlrich. Darnoch ein Kiefer; 3) Haus zum blawen Hammer (1862 Kohlenberg Nr. 3 und 5) am eckhus ds wulwebers Matheus Lotz an d(er) steinen[7]) (Merian G 18).

[1]) Wagdenhals (Merian J 21/22).
[2]) Kanonengasse (Merian D E 22/23 bis F 20).
[3]) Randbemerkung der Handschrift: „bim polwerch".
[4]) Kohlenberggasse (alias Henkersgäßlein, Merian D 20 bis F 20).
[5]) Sc. Haus.
[6]) Flüchtigkeit der Handschrift.
[7]) Steinenvorstadt (Merian C 18/19 bis G 18).

Der ander Theil der

dritten vorstat ligt im thal der stat, hierharwerts des Birsecks, ist ein gassen, zeucht von der rinckmauren doselbst bis an graben bim Eselthurn,[1]) nempt man an den Steinen.[2]) Auf deren lingken seiten gegem berg, von der statmuren gerechnet, sindt brenhüslin zum Brantenwein dry (Merian C 20); darnoch hieharwerts ds bachs vf der rechten handt der Müller Diebold Gürtler.[3]) — stros vom berg hinab zum Birsig;[4]) darnoch hieharwerts des bachs zur linchgen handt vf dem bach drei häuser,"[5]) von denen das eine, ein Eckhaus, von einem Weber Albrecht Kündig, das dritte von einem Manuel Linder bewohnt ist. „Darnoch änen d(em) bach zur linchgen Lux Linders Haus vnd bleiche doran, die stroß dazwischendt, darnoch Daniel Risen eckhaus" und weiter 15 Häuser, meist von Webern und Rebleuten bewohnt, unter denen als Nr. 7 ein Drucker Hans Schröter, als Nr. 15 ein Rebmann Hans Stoffel Stern, als Nr. 18 des „Rosenmundt Dochtermann" und als Nr. 19 ein Samuel Ritter erwähnt werden.

Dann kommt „Ein Geßlin zum bach; do enen dem bach Castillionæi zwei hüser."

Dann folgen wieder an der Steinen 7 Häuser, wovon Nr. 25 einen David Fry „zevor Schwegler, Nr. 26 den Beck Rudolf Merian, Nr. 27 den Zimmermann Claus Briederlin, Nr. 29 den Färber Samuel Braun beherbergt. Dann folgt wieder ein „Geßlin zum hinderen bach, do enen dem bach" vier Häuser; dann wieder an der Steinen Nr. 31 „Zum schwarzen horn, Görg Kocher des Webers eckhus" (heute Steinenvorstadt 12), dann noch weitere fünf

---

[1]) Merian G H 18.

[2]) Steinenvorstadt (Merian C 18/19 bis G 18).

[3]) Steinenmühle (Merian C 20).

[4]) Kohlenberggasse (Merian D 20 bis F 20).

[5]) Linke Seite des Steinenbachgäßleins (Merian C 20 bis F 18).

Häuser, von denen Nr. 35 „Zum schwarzen Rad" (heute Steinenvorstadt 6) ist, Nr. 35 Mathis Beck gehört und Nr. 37 „Zweibrucker d(es) Wulweber eckhus am Kolenberg" ist.

„Auf der Rechten seiten von der Rinckmuren findt dise heuser:" Nr. 37 „Zum kleinen Risen" mit einer Bleiche, dann weitere 8 Häuser, von denen Nr. 41 von dem Leinenweber Caspar Wagner, Nr. 43 von der „Fürstenen," Nr. 44 von der „Drutweinenen" bewohnt wird; Nr. 46, das Eckhaus, haben des Hans Gugeli Erben."

Dann folgt ein „Geßlin biß zur Bruck am Birsig, hat vf rechter Handt 2 hüser," eines einem „Jakob Fricker, genandt Zwelfesel," das andere dem Stadtknecht Claus Hammer gehörig, „auf der linchen" wohnt Nr. 49 Burkart Lotz, der Metzger. „Witer an der gaßen" folgen 11 Häuser, wovon Nr. 51 dem Buchbinder Oswaldt Geßner, Nr. 52 dem Hafner Conrad Meyer, Nr. 54 dem Metzger Lienhardt Bientz, Nr. 55 dem Weber Burkart Meier, Nr. 57 dem Drucker Genath gehört. Nr. 58 ist der „Weber Zunfthaus" (heute Steinenvorstadt 23) mit einem „Brunnen auf d(er) Gaßen" (Merian F 18); in Nr. 61 wohnt der „Passamentier Baschian Wagner." Dann kommt wieder ein „Geßlin zum steg über d(en) Birs(ig), in welchem ein haus" des „Claus Murer am Birsig" (Nr. 62). „Darnoch weiter in d(er) gaßen" 7 Häuser: Davon gehört das Eckhaus (Nr. 63 der Witwe Genath, Nr. 64 einem „Wogmeister Götz," Nr. 67 einem „Husfeurer Bertschi," das Eckhaus (Nr. 69) dem Bäcker Hans Werdenberg.

Der dritte Theil der dritten vorstat ligt auch im thal, änen dem Birseck, zeucht vom steinen thor hinein bis an graben am steinen kloster.[1]) Darinnen Anfangs der thurn[2]) mit dem steinen thor vnd deß thorwechters hüslin vor dem thor, vnd inwendig auf

---

[1]) Steinenthorstraße (Merian C 18 bis E 16).

[2]) Steinenthor (Merian B 18).

der linchgen syten neben dem thor an der rinckmauren deß thorwechters haus. Darnoch Ein Gaßen, deren linchge seiten am Birseck bis an die stros vor dem Margstal goth. Inhalt ein haus zuoberst heißt Bemundt." Dann „die bleiche, dorin d(er) von Spir," dann ein „Geßlin zum schmalen steg über den birseck." [1])

In diesem Gäßlein steht das Haus des Passamenters Caspar Wagner. „Wiit(er) hernoch" folgen 6 Häuser, von denen das letzte (Nr. 11) „Biren Jockli d(er) Wäber im eck an der stroß by dem Margstal" bewohnt; daneben steht eine Scheune des Lienhart Schart. —

„Die Rechte syten, so von der stros, so an der rinckmauren hinuf zum polwerck zeucht, bis zu S. Elßbethen hinauf den steinen berg, haltet innen 32 Häuser."

Wir erwähnen in Nr. 12 den Rebmann Hans Stern, in Nr. 15 den „furmann Buren Michel," in Nr. 20 den Leinenweber Manuel Petri, dann das Haus eines Druckers „Zum Blauwen windt" (Nr. 23/24; heute Steinenthorstraße 27), dann in Nr. 25 den Rebmann Hartman Fer; in Nr. 31 wohnt Hans Weber, Nr. 32 ist Claus Hubers Bleiche, Nr. 36 ein „Kornhaus" des Spitals; Nr. 40 ebenfalls ein „Kornhaus vnd drotten ds Spitals;" in Nr. 42 wohnt Michel Wildt (am Klosterberg).

Dann kommt „Ein stock, von hüseren zesamen gesetzt, ligt vor dem steinen kloster (Merian E 16). Erstlich Fritag Jocklin am spitz zu vordrist, 2) Rotgerber Jacob, des zum kirßgarten dochterman, 3) der beckenknecht stuben," dann 5 weitere Häuser, deren erstes (Nr. 4) der Stadtknecht Jacob Buman und deren letztes (Nr. 7) ein Drucker Rorbacher bewohnt. Dann kommt die

„Stroß bim Margstal" („Zum Marstall" Theaterstraße 11). Auf der linckgen handt gegen der bruck am Birsig sindt" eine

---

[1]) Hinauf zur Kohlenberggasse.

Scheune und ein Haus; dann kommen „die bruck vnd der birseck,“ dann „ein Geßlin vom Steg vnd doran Burg(ermeisters) von Brun sel. gertlin (Merian G 17). Darnoch der blatz vor dem steinen kloster (Merian G H 16/17) an der stroß obsich am graben.

Auf der rechten handt ist daß steinen kloster (Merian G H 15/16) vnd der Margstal sampt der behausung doran.

Die vierte Vorstat[1])

haltet in sich zwei theil. Ein theil von den steinen obsich ligendt bis an die Eschamer vorstat, so der ander theil ist.

Der Erst theil zeucht von der rinckmauren by der spital schüren, doran ein Gips hüslin, bis an graben bi eschamer vorstat, haltet inen

Auf der linchgen handt von der stroß, so vom steinen thor an der rinckmuren hinuf geht 1) Spital scheur (Merian C 15/16), 2) Paradis“ und 3 weitere Häuser, von denen Nr. 4 einem Gerster, Nr. 5 einem Lienhart Rot gehört.

Dann kommt eine „stros genandt d(er) steinenberg[2]) nitsich gegen d(er) vorstat vom steinenthor; vf der linchgen handt, wie zevor vermeldet, in der gaßen vom steinenthor biß dohin

zur rechten handt: steinen klosters garten durch abhin. Brunnen zeoberst (Merian F 15); darnoch weiter steinen kloster garten; S. Elßbethen kirchhof“ (Merian G 15).

Dann folgen 8 Häuser, dann eine „Stroß den graben ab bis an graben vom Eckhaus.“ [3])

„Auf der linchgen handt“ 4 Häuser, von denen Nr. 4 Großins, „helfer S. Elßbethen“ bewohnt. Dann folgt „steinen klosters muren,“ dann eine „stroß zum Margstal ut supra. [4])

---

[1]) Am Rand: S. Elsbethen (Merian C 15 bis H 14/15).

[2]) Klosterberg (Merian E 16 bis F 15).

[3]) Steinenberg (Merian G 18 bis H J 15).

[4]) Theaterstraße (Merian E 16 bis G 17).

Auf der rechten seiten von der stros an der statmuren biß zum brunnen bim werdenberg (Merian M 11), haltet in ein schüren im eck zur spital scheur" und 4 weitere Gebäude.

Dann kommt ein „Geßlin hinderen zu d(es) Amandi garten,[1]) dorinnen ein hüslin zur linckgen."

Dann geht es wieder weiter zu St. Elisabethen mit 21 Häusern, von denen Nr. 19 „Baschian Petri garten vnd hus" ist, Nr. 20 einem Baschian Grieder, Nr. 22, 31 und 33 dreien der Familie Bientz gehören; Nr. 30 ist des „Helii garten;" Nr. 35 gehört einem Hans Tschudi, Nr. 36 dem „beck Werdenberg.

Der ander Theil

der vierten vorstat[2]) zücht vom Eschamer thor biß hinin zum Eschamer schwibogen an graben, die Escamer vorstat genant.

In deren anfang der thurn, daß wechter hüslin oben doran vnd voraußen deß Thorhieters hüslin.

Darnoch volgt die Gaßen; auf deren linckgen seiten an der statmauren in der stroß, die ab den steinen an d(er) rinckmuren dorin geth, stot des Thorwechters behausung Claus Fry. Darnoch volgt vf d(er) linckgen seiten der ander thorw(echter) Jac. Suracher."

Dann kommen 11 Häuser, Nr. 2 vom „Botten Alexander Schatzmann," Nr. 3 von dem Spanner Alexander Mercki, Nr. 4 von dem Spanner Bernhart Fry, Nr. 5 von dem Kornmesser Jakob Schenck, Nr. 6 von Hans Koch, Nr. 7 von „Rebman Heini Sen," Nr. 10 von dem „Kiefer Ulrich Stroßer," Nr. 11 vom „Seiler Gorius Langmeßer," Nr. 12 vom „Schmidt Jacob Grüter" bewohnt.

Dann kommt „daß Hirtzen Gesslin"[3]) mit 2 Häusern; dann wieder an der Aeschenvorstadt das „Wirtshus zum Hirtzen" (heute

---

[1]) Sternengäßlein (Merian E 14 bis G 12).

[2]) Am Rand: Escamer vorstat (Merian G 10 bis H J 14).

[3]) Hirschgasse (Merian E 12 bis G 11).

Aeschenvorstadt 50), das einem Peter Wiest gehört (Merian G 11) und weitere 5 Häuser, davon in Nr. 16 der Seiler Hans Hüsler, in Nr. 17 der Küfer Claus Vögelin, in Nr. 18 der Wagner Jacob Fischer; Nr. 19 ist das Wirtshaus zum Sternen (heute Nr. 44), Gerg Schloßer gehörig; in Nr. 20 wohnt der Wagner Peter Keller.

Dann kommt das „Schwader Geßlin," [1]) in welchem zur Linken 7 Grundstücke (wovon 3 Gärten) genannt werden; in Nr. 24 wohnt ein Martin Breiter; zur Rechten sind 6 Häuser, und zwar wohnt in Nr. 30 der Fuhrmann Werli Tschudi, in Nr. 31 der Rebmann Michel Wildt und in Nr. 33 „Hans Gengenbach, Palasthenslin."

Dann stehen weiter in der Vorstadt noch 23 Häuser mit einem Küfer Pauli Has in Nr. 34, einem Schmid und Vorstadtmeister Bernh. Turnißer Nr. 36, einem Sattler Hans Basler in Nr. 37, einem Küfer Cuorath Anwer in Nr. 38, einem Sattler Ziensky [2]) in Nr. 39, einem Küfer Martin Pfaff in Nr. 40, einem Küfer Hans Jakob Eckenstein in Nr. 42, einem Heinric Hofman in Nr. 44, einem Küfer David Ritter in Nr. 47, einem Schmied Balthasar Falckisen in Nr. 48, einem Scherer Hans Ulrich Falckisen in Nr. 53. Nr. 54 ist Jacob Schloßers Wirtshus „zum Lewen." Dann sind wir mit Nr. 56 wieder an Heinrich Werdenbergs Eckhaus mit dem Brunnen an der „Gaßen zu S. Elßbethen vnd den Graben ab. [3])

Die Rechte seiten der Eschamer vorstat hatt in: die stroß zwischen der Rinckmauren vnd den gerten bis S. Alban thor. [4]) Darnoch volgt" ein Verzeichnis von 16 Häusern, von denen Nr. 59 Rudolf Falkisen, Nr. 61 der Spanner Bartlin Mercki, Nr. 62

[1]) Sternengasse (Merian E 14 bis G 12).

[2]) Bei Passavant „Steffan Tschientschy."

[3]) Steinenberg.

[4]) St. Albanthorgraben oder St. Albananlage (Merian G 9 bis M 2/3).

der Spanner Hans Schmidlin, Nr. 64 der Küfer Hans Schmidlin, Nr. 70 der Sattler Jacob Junt, Nr. 71 der Sattler Hans Schwartz bewohnt, und „Frene Schwartz das eckhaus."

Dann kommt der Brunnen (Merian H 12) und dann ein „Geßlin hinderen, zücht gegen der maltzgassen zwischen den gerten, darinnen zwei ghüß." (Brunngäßlein. Merian H 10 bis H 12).

An der Vorstadt wohnt dann wieder in Nr. 75 der Sattler Hans Ulrich Turnifer, in Nr. 76 der Wagner Hans Weber, in Nr. 77 der Weinschenk Christen, in Nr. 78 der Seiler Mathis Lützelman, in Nr. 79 der Küfer Hans Schwartz, in Nr. 82 ein „Gremper" Jacob Mor, in Nr. 84 ein Sattler Görg Grim, in Nr. 85 ein Seiler Görg Rot. Nr. 87 ist das Wirthaus zum Rappen (heute Nr. 15) von Ja. Werdenberg, in Nr. 88 („Paradies," heute Nr. 13) sitzt J(unker) Waldner; Nr. 89 gehört der Gesellschaft zum Rupf; Nr. 92 ist das Haus zum Wilhelm Tell (heute Nr. 5) und Nr. 94 Apollinaris Eckensteins Eckhaus an der stroß am Graben.[1]

Die fünfte Vorstat

haltet in sich dry theil, die außere vorstat vnd die innere vnd die im Loch genant, überal S. Alban vorstat genant.

Die äußere S. Alben vorstat[2] goth vom S. Alban thor biß an S. Brigitta schwibogen (Merian M 8). Dorin anfangs der thurn S. Alban thor vnd daß ghüß vnd thorwechters hüslin. Darnoch volgt die Gaßen, hatt[3]

Auf der linchgen syten goth die stroß darin an der rinckmuren von spitals schüren alher. Darnoch 1) Adelberg von Kilch garten, 2) Zoßen garten (St. Albanvorstadt 98). Dann ein „Geßlin

---

[1] St. Albangraben (Merian H 14 bis M 11).

[2] Am Rand: S. Alban äußere vorstat (Merian M 11 bis N 2).

[3] Hier ist ein neuer Zettel eingeklebt, darum hört der Satz mit „hatt" auf und fängt ein neuer mit „Auf" an.

zwischen d(en) gerten" (Merian M 4). Dann 3) Zunftmeister Becken garten, 4) Niclaus Meiers huß vnd Garten, 5) Alban Closter garten und Apollinaris Stehelin Kornhaus." Dann kommt eine Scheune, dann 7) „Niclaus hüsler garten," dann drei Häuslein. Dann die

„Maltzgaßen, goth von Brigitta schwibogen (Merian M 8) bis an dstroß an der Ringmuren, hatt Auf der linchgen handt" 10 Häuser, von denen Nr. 11 „Krugen hus, jez Meier; Nr. 12 ist Dietheric Schulth(essen)[1] garten; in Nr. 15 wohnt Hans Gut, in Nr. 17 D. Martin. „Auf d(er) rechten handt" sindt 4 Häuser, von denen Nr. 19 von Jacob Schäfer, Nr. 21 von Hans Schirch, dem „alt ackermeister" bewohnt wird.

„Auf der rechten syten der Gaßen,[2] von d(er) Rinckmaur zu Brigitta[3]) Godt ein stros hinab ins loch,[4]) als dann[5]) 22) S. Alban klosters schüren (vnd) garten, wyt inen, 23) Ackermeister S. Alban haus, Nr. 25 Baschian Ztenecker, Rebman, 25) Hans Pentelin und 26) „Gießhütten.

Die innere S. Alban vorstat, von S. Brigitta schwibogen biß zum Graben an der Berenhaut,[6]) hat

Auf der linchgen handt" 28 Häuser, in denen wir in Nr. 1 Hans Grabers Witwe, in Nr. 4 Jacob Negelin, in Nr. 5 Jacob Räber, in Nr. 9 Peter Gernler, in Nr. 10 Petrus Löfler, in Nr. 11 Gabriel Fry, in Nr. 12 „Wolf Henric des raths," in Nr. 14 Jacob Pobst, in Nr. 15 den Rebman Michel Wildt, in Nr. 17 Daniel Burckart, in Nr. 18 Hans Götz, in Nr. 20 Bernhart Meyer

[1]) Ergänzung aus Passavant.
[2]) i. e. Aeußere St. Albanvorstadt (Merian M 11 bis M 8).
[3]) sc. Schwibogen.
[4]) St. Albankirchrain (Merian N 3 bis O 5).
[5]) In der Vorstadt.
[6]) Am Rand: „S. Alban innere vorstat" (Merian M 8 bis M 11).

finden. Nr. 25 ist das Haus „zum Düblin“ (St. Albanvorstadt Nr. 2), Nr. 26 „zum Nusbaum“ (St. Albanvorstadt Nr. 4), Nr. 27 Jacob Gürtler „eckhaus,“ Nr. 28 Jacob Meier, „doran Brunnen“ (Merian M 11).

„Stros den Graben ab [1])“ mit 9 Häusern, von denen Nr. 2 der „Truksesen Hof,“ Nr. 4 „Thumprbsti schüren,“ Nr. 6 Frau „Ester von Ruost“ bewohnt; Nr. 7 ist „Caritas haus,“ Nr. 8 „D. Werdenberg haus bis ans Eckenstein eckhaus in Eschamer vorstadt.

Auf der rechten handt von S. brigitta schwibogen bis zum brunnen“ (Merian M 8/9) stehen 6 Häuser, zuerst (Nr. 29) „hus zur gieshütten am schwibogen;“ in Nr. 30 wohnt der alte Schnell, in Nr. 31 Hans Ulrich Reber; in Nr. 32 Antoni Gürtler; in Nr. 33 Michel Kaufmann; Nr. 34 ist „Zum schönen eck“ (Merian M N 8; St. Albanvorstadt 49). „An die Rechte syten von S. Alban im Loch, wie man nitsich goth, biß zur Berenhaut am Rhein, haltet in sich“ 29 Häuser, zunächst Nr. 35 „Martin Eckensteins hus vor d(em) brunnen über der“ (stroß); [2]) in Nr. 39 ist der „Winschenk“ Bachofen, in Nr. 41 Daniel Härig; Nr. 43 ist die „Geselschaft zum esel, zum hohen Dolder“ (St. Albanvorstadt 35). In Nr. 44 wohnt Diebolt Inenecker, in Nr. 46 Bernhardt Dir, [3]) in Nr. 51 Mathis Meier, in Nr. 53 der Stadtknecht Daniel Muntzinger, in Nr. 54 Zunftmeister Beck, in Nr. 57 Ratsherr Niclaus Hüsler, in Nr. 58 der Predicant Constantz, in Nr. 62 „zum Blauwen storcken“ gehört dem Altenburg. Nach Nr. 63, das einem Froneck gehört, geht

Rin geßlin; Graben am Teutschen haus (Merian M N 11/12).

[1]) St. Albangraben (Merian H 14 bis M 11).

[2]) „stroß“ fehlt im Manuskript.

[3]) Passavant schreibt „Dürr.“

S. Alban im Loch[1]) genante vorstat zeoßerst am Rhin, haltet in sich zur Rechten syten, wan man hinab goth[2]) vonn Al. Löfel eckhaus, 1) Ein Haus Mathis Segenman, rebman, 2) Pharherren S. Alban haus, 3) Pharhus, 4) S. Alban[3])

Vf der linckgen syten Rhin-Muren vnd doran ein brunnen vnden im thurn (Merian O 6/7). Volget der schwibogen;" dann 5) zwei Mühlen, 6) Pulverstampf; dann wieder 3 Mühlen. Nr. 10 sind Niclaus Hüslers, pap(yrers)[4]) „dry behausungen," Nr. 11 Haus Dir, der papirer, dry hüser. Dann kommen wieder 2 Mühlen; Nr. 14 sind des Papierers Peter Diring fünf Behausungen, Nr. 15 „Hans Ulrich Durniser, des Pap"(ierers) zwei Häuser; in Nr. 18 und 19 wohnen die Papierer Schadt und Rieling, in Nr. 20 der „Waßerknecht Fridli Müller."

Dies ist einstweilen eine kurze Uebersicht über die Vorstädte und ihrer hauptsächlichen Bewohner. Wir fügen nochmals bei: die hie und da in Klammern zugesetzten modernen Hausnummern sind diejenigen des „Nummern und Adreßbuches" auf 1862.

Im nächsten Bande des Jahrbuchs soll voraussichtlich die „große Stadt" behandelt werden.

---

[1]) Am Rand: „S. Alban im Loch" (Merian O 2 bis O P 5).

[2]) Mühleberg (Merian N 8 bis P 6).

[3]) Kirche.

[4]) Ergänzung aus Passavant.




Arlesheim
W Balmer

Biel-Benken im dreißigjährigen Kriege.

Von

K. Gauß.

Als Gustav Adolf in der Schlacht bei Lützen gefallen war, ging, was der tapfere Feldherr in raschem Siegeszuge gewonnen hatte, zum großen Teile wieder verloren. Der Schwede hatte die kaiserliche Macht auseinandergetrieben; was er befürchtet hatte, geschah jetzt: die Kaiserlichen zogen ihre Truppen zusammen, nachdem das Haupt ihrer Feinde gefallen war.

An der Südgrenze Deutschlands, am Rhein und am Bodensee setzten sich die Kaiserlichen fest und verstärkten sich. Die Schweden folgten ihnen. Vor allem lag den Kaiserlichen daran, Konstanz zu nehmen, um einen günstigen Ausgangspunkt für ihre weiteren Unternehmungen zu gewinnen. Die Schweden leisteten Widerstand. Das Kriegsglück wandte sich bald zu den Schweden, bald zu den Kaiserlichen; nur eines blieb sich gleich: die harte Unterdrückung, die fortgesetzten Plünderungen, denen die Landschaften am Rhein, das Elsaß, der Sundgau und das bischöfliche Gebiet von Basel preisgegeben waren.

Seit der Zeit, da die beiden Feinde sich um den Besitz Rheinfeldens stritten, steigerte sich die Gefahr für die Umgebung Basels. Obwohl die Stadt, soweit es möglich war, Neutralität zu halten suchte, blieb doch auch ihr Gebiet nicht unverschont. Am härtesten wurden die beiden Dörfer Biel und Benken mitgenommen. Das

war auch sehr begreiflich. Man müßte sich mehr wundern, wenn es nicht geschehen wäre; denn dieses abseits gelegene Besitztum Basels, das nach allen Seiten von fremder Herrschaft umgeben war, forderte eigentlich zu feindlichen Ueberfällen auf. Sie sind denn auch gekommen, wie die folgenden Zeilen erzählen mögen.

Im Pfirter- und Altkircher-Amt lagen schon seit längerer Zeit schwedische Truppen. Die Last wurde den Bauern mit der Zeit zu schwer. In den ersten Tagen des Jahres 1633 suchten sie ihre Bedrücker loszuwerden. In Wenzweiler und St. Apollinaris schlug man einige Schweden tot; allein das war für diese nur der erwünschte Anlaß, unter dem Vorwande, die Gefallenen zu rächen, aus ihrer Ruhe herauszutreten. Leimen wurde fast ganz verbrannt, viele Bauern erschlagen. Am selben Tage ereilte auch Oberwil ein ähnliches Schicksal. Einige Schwedische, die mit den Bauern in Streit geraten waren, waren tot auf dem Platze geblieben: man stürmte; die Uebrigen sammelten sich, steckten zwei Häuser in Brand und richteten ein großes Blutbad an. Einige Tage später fiel Blotzheim den Schweden zum Opfer, und an einem der letzten Tage des Januars ließ der schwedische Oberst Harpf 39 Bauern an Bäume aufknüpfen, um den Unzufriedenen die Lust zu entleiden, sich fernerhin gegen die Schweden aufzulehnen.

Unter dem Eindruck dieser Ereignisse flüchtete man sich auf Basler Boden. Auch Benken hat damals viele Flüchtlinge aus Häsingen, Hagenthal und Neuwil aufgenommen und ungefähr fünf Wochen beherbergt. Verschiedene Kinder dieser vertriebenen Nachbarn wurden während dieser Zeit in Benken getauft. Im Pfarrhause, wo er Aufnahme gefunden hatte, starb der Schäfer von Hagenthal. Von Basel war ins Schloß in Benken eine Wacht von 12 Musketierern gelegt worden, die unter dem Kommando des Wachtmeisters Johannes Ritter stand und jeweilen bei erhöhter Gefahr auch noch merklich verstärkt wurde.

Ohne besondere Vorfälle jedoch ging der Sommer dahin. Gefährlicher wurde die Lage erst im Herbst, nachdem vom 8. bis 10. Oktober die kaiserliche Armee unter der Führung des Herzogs von Feria und des Generals Altringer dicht an den Mauern Basels vorübergezogen war und die Neutralität des eidgenössischen Bodens offen verletzt hatte. Demgemäß konnte man sich von jetzt ab auf das Schlimmste gefaßt machen. Viele Bürger von Benken flüchteten sich darum in die Stadt, andere, so auch der Pfarrer Johannes Kündig, brachten Wein und Korn nach Basel in Sicherheit.

Ein Teil der kaiserlichen Armee hatte von Basel die Richtung nach Häsingen eingeschlagen und bezog in der Umgebung Quartier. Schon am Abend des 9. Oktober kamen aus Neuwil ungefähr zwanzig Reiter nach Benken und verlangten Aufnahme. Sie wiesen darauf hin, daß ihre Armee zu groß zum Widerstande sei, und suchten den Wachtmeister davon zu überzeugen, daß s i e am besten die seiner Obhut unterstellten Dörfer vor Beraubung und Verbrennung schützen könnten. Der Wachtmeister und mit ihm der Meyer und die Geschworenen haben gewiß weniger auf diese zum mindesten zweifelhafte Zusicherung gebaut, als vielmehr jene Drohung gefürchtet, wenn sie die Eindringlinge aufnahmen und ihnen einen Nachtimbiß reichen ließen. Nach Basel aber wurde unverzüglich von dem Vorfalle Bericht gegeben und eine salva guardia verlangt. Ritter befürchtete nämlich, daß diese Reiter „einen größeren Anhang hätten und zu dem Volke gehörten, das in Neuwil liege und alles spoliere und daß leider beiden Dörfern eine große Ungelegenheit möchte zustoßen." Basel ließ eine kleine Verstärkung abgehen, die aber bald zurückgesandt werden konnte, weil die Kaiserlichen von Pfirt abzogen.

Allein schon gegen Ende des folgenden Monats fielen wieder 400 Reiter ins Pfirteramt ein und verteilten sich nach Oltingen, Rädersdorf und Lindsdorf. Die erste Kunde davon brachte des

Metzgers Sohn nach Benken, dem man unterwegs ein eben gekauftes Kalb abgenommen hatte. Am selben Tage langten auch in Nieder- und Oberhagenthal 200 Reiter an. Ritter machte Meldung nach der Stadt; ein zweiter Brief folgte Tags darauf, als Leimen und Neuwil bereits mit Einquartierung belegt waren. Neuwil hatte man unter Drohungen 100 Reichstaler abverlangt; da es nicht zahlen konnte oder wollte, wurde das Dorf besetzt. Die Gefahr war beunruhigend; Basel sandte wieder Leute zur Sicherung hinaus. Unnötig war das nicht, denn die Reiter in Leimen hatten zu einem Angriff auf Benken nicht übel Lust. Ihrer sieben ritten am 5. Dezember vor vier Uhr Morgens nach Weißkilch, weckten daselbst den Eigentümer auf und fragten ihn, „ob noch eine starke Wache und viel Musketierer zu Biel und Benken lägen." Der Mann gab ihnen zur Antwort, er wüßte nicht, daß sie fort wären. Die Reiter zogen ab, ließen sich bis an die baslerische Schildwache heran, wurden aber von ihr gestellt. Man ließ den Wachtmeister holen. Aber sobald die Reiter es merkten, brachen sie durch und jagten geraden Weges nach Therwil. Die frechen Gesellen hatten es auf die Pferde des Hauptmanns Ramsperg und des Müllers abgesehen. Der Anschlag war mißglückt; aber einige Tage später wurden Knechte des Gotteshauses Klingenthal, die mit den Pferden Ramspergs Früchte von Benken nach Basel führen sollten, von Kaiserlichen umzingelt, der Pferde beraubt und mit den sechs Musketierern, die ihnen zur Sicherung mitgegeben waren, hinweggeführt, und „hätten nicht 40 Basler durch einen glücklichen Handstreich dem fremden Kriegsgesindel die Beute wieder abgejagt, so wären Roß und Leute verloren gewesen, trotzdem man Joh. Rud. Wettstein in der Sache an den Feldmarschall von Schauenburg abgeordnet hatte."

Die folgenden Monate brachten für die nächste Umgebung etwas mehr Ruhe. In Benken selbst aber fielen Dinge vor, die

im Kleinen die Verwilderung illustrieren, die der langjährige Krieg im Gefolge hatte.

Es war kaum vier Wochen her, daß ein Bursche nach Benken gekommen und mit der Magd in der Mühle in ein Verhältnis getreten war. „Mit einer starken Weinfeucht beladen,“ wie der Wachtmeister sich ausdrückte, kam er, in Abwesenheit des Müllers sowohl wie Ritters, in die Mühle, drang in der Müllerin Kammer und zu ihrem Bett und fragte, wo die Magd sei. „Die Müllerin hat ihn mit starken Worten aus ihrer Kammer zu gehen ermahnt,“ und ihm zu bedenken gegeben, „daß es ihn morgens übel reuen werde, was er jetzt angefangen habe.“ „Worüber er, nachdem sie aufgestanden und ihm entrinnen wollen, sie bei dem Hals erwischt, sie geschlagen und in der Kammer herumgeschleppt.“ Auf ihre Hilferufe kamen die Soldaten und nahmen den Mann fest. Am folgenden Morgen wurde er vom Wachtmeister verhört und erklärte nun: „der Teufel, so ihne getrieben, seie leibhaftig in ihm gesteckt.“ Er bat den Wachtmeister flehentlich, er möge ihm bei der Müllerin zum Besten reden. Während dieser mit der Frau unterhandelte, nahm der Mann mit samt der Magd Reißaus, und „haben sich Beide nach Pfirt ins Lager der Kaiserlichen begeben.“

Wenige Tage später hat der Korporal Jakob Tüscher von Anwil seinen Kameraden Baschi Schimpf von Straßburg „ohne genugsame Ursache mit gezücktem Degen erstochen.“ Der Thäter wurde zum Tode verurteilt. Die Gemeinden Oltingen, Anwil und Wenslingen verwendeten sich für den Verhafteten; alle Offiziere und Soldaten fanden sich auf dem Rathause ein, um für ihn zu bitten, wie man mutmaßte, auf Anregung des Obersten Zörnlin und Ratsherrn Grasser, die zwar vorher auf Hinrichtung erkannt hatten; ebenso sein Weib, seine Kinder und Brüder. Dagegen war die Ansicht des Dr. Syndici, des Schultheißen und der Aemter, des bernerischen Obersten Hans Ludwig von Erlach

und des zürcherischen Schnider, deren Urteil man sich erbeten hatte, nicht weniger der Herren XIII, daß Tüscher als ein mutwilliger Totschläger müsse mit dem Schwert gerichtet werden. „Er hat sich willig ergeben in der Gerichtsstuben und im Hof seiner Sünden bekannt und wegen des gnädigen Urteil den Herren gedankt und ihnen sein Weib und Kind befohlen. Bei der Wahlstadt, als der Scharfrichter ihme ein Wenig von seinen langen Haar geschnitten und das wammist abgezogen, hat er wider männiglich umb verzeichung gebeten, und er woll auch männiglich verziechen, auch jedermann zum guten ermahnt, entlich getrost und herzhafft, nachdem Mr. Thomas ihm das Haupt abgeschlagen, gestorben. Er ist ein schöner junger starker Mann gewesen — schließt wehmütig der Bericht — und wohl zu erbarmen, daß er in das Unheil gerathen."

Ende Juni 1634 wurde dieses Urteil vollzogen. Unterdessen aber war mancherlei vorgefallen. Hatten früher nur kleinere Reiterabteilungen in den umliegenden Dörfern sich aufgehalten, so setzte am 21. Februar ein Befehlsschreiben des Marschalls von Schauenburg die sundgauischen Dörfer in Schrecken, indem es ihnen in Aussicht stellte, daß „auch sie Reiter haben sollen und müssen." Bereits waren in Leimen, Hagenthal und Neuwil Quartiere ausgeteilt, bereits flüchteten die Nachbarn ihr Mobiliar, und hatte auch die edle Frau von Hagenthal etliche Sachen ins Schloß und in die Mühle nach Benken gebracht: da trat im Kriegsgeschick wieder eine Wendung ein.

Der Rheingraf hatte schon im Laufe des Februars Rufach eingenommen, dann Thann beschossen und trug nun am 2. März auf dem Ochsenfelde bei Sennheim einen glänzenden Sieg über die kaiserlichen Truppen davon. Man merkte bald, „das Blatt hatte sich gänzlich gewendet." Daß damit irgendwelche Erleichterung für die ohnehin hart mitgenommene Gegend eintreten werde, war nicht zu erwarten. Die Not blieb dieselbe, ob sie durch Kaiserliche oder

Schwedische verschuldet war. Für Benken aber bedeutete die Wendung nur noch eine Erhöhung der Gefahr.

Schon wenige Tage nach der Schlacht warfen die Schwedischen ihre Truppen ins bischöfliche Gebiet; denn der Bischof hatte auch vier Fahnen den Kaiserlichen zu Hilfe geschickt. Uebel haben sie gehaust, viele Dörfer geplündert, so daß sie nachher ganze Herden Vieh und Schweine „schandwolfeil“ in Binningen verkauften. Oberwil wurde angezündet; im Sundgau gingen auch etliche Dörfer in Flammen auf. In Bättwil führte ein Trupp Reiter von des Obersten Zillers Regiment das von auswärts geflüchtete Rindvieh und die Pferde samt dem Eigentume weg. Leimen stand in großer Gefahr.

Um sich und die Seinen zu sichern, hatte der Junker Reich von Reichenstein auf Landskron vom Rheingrafen eine salva guardia begehrt. Sie war ihm bewilligt worden. „Allein es hat sich zugetragen, daß Christen Stehelin und andere in das Wirtshaus gehn Leimen kommen, daselbst die salva guardia bei den Leimeren bauern beim tisch gesessen und getrunken, und als Stehelin und seine Gespann vernommen, daß es ein Rheingräfisch salva guardia, haben sie ihn mit List weggeführt, bei Hofstetten erschossen und demselben das Pferdt und 100 Ducaten abgenommen.“ Der Vorfall wurde schleunigst nach Pfirt ins Hauptlager gemeldet. Unverzüglich gingen zehn Reiter nach Leimen ab, forderten den Leichnam heraus und bestatteten ihn in Leimen. Dann aber nahmen sie den Junker Reich selbst fest und führten ihn mit seinem Diener und zwei Geschworenen nach Pfirt weg. Obwohl er erklärte, daß der Thäter nicht von Leimen sondern von Nunningen sei, mußte Leimen doch 500 Reichsthaler bezahlen. Nachdem der Junker Gutsprache geleistet hatte, wurde er in Begleitung von sechs Soldaten nach Basel entlassen, die ihn auf seine Kosten bis zur Bezahlung des Geldes zu bewachen hatten. Falls der Junker sich weigern sollte, sein Versprechen zu halten, sollte Leimen in Brand gesteckt werden.

Wenige Tage darauf brannte es wieder in Allschwil, Oberwil und Therwil. Im letzten Orte waren auch die schwedische salva guardia und einige Soldaten niedergemacht worden; darüber entbrannte der Zorn der Schweden, sie steckten das Dorf an verschiedenen Orten in Brand. Von Dornach kamen einige Solothurner den Therwilern zu Hilfe, sie wurden aber niedergeschossen.

All dies ruchlose Treiben der schwedischen Soldaten veranlaßte den Vogt von Birseck, den Schutz Basels anzurufen, und den Rat der Stadt Solothurn zu der Klage, daß Basel die Straßen nicht sauber halte und in der Stadt und den Dörfern dem Kriegsvolk Aufenthalt gewähre.

Was den letzteren Vorwurf des Rates von Solothurn betrifft, so hat Basel allerdings kein Hehl daraus gemacht, daß es in einigen Ortschaften Schweden aufgenommen habe. Der Rat betrachtete das unter den obwaltenden Umständen als die geeignetste Maßregel, seine Unterthanen vor den Ueberfällen der Schweden zu schützen. Er giebt darum, nachdem der Ratsherr Sebastian Ryhiner und der Obristleutenant Zörnlin mit dem Amtsschreiber von Birseck über die Angelegenheit sich besprochen hatten, dem Obervogt auf Birseck zu bedenken: es würde vielleicht das Beste sein, daß er Gleiches thäte.

Wenn man nun aber weiterhin darüber ungehalten war, daß Basel nicht genügend für Aufrechterhaltung der Ordnung sorge, so durfte der Rat wohl mit Recht behaupten, daß er das Mögliche gethan habe, aber die Schwedischen nicht aufhalten könne; er durfte mit gutem Gewissen dem Vogt von Birseck antworten: „Wir befinden uns anjetzo leider ebenmäßig in einem solchen Zustand, daß wir eben genug zu thun, uns und die Unsrigen vor der undisciplinirten muthwilligen Soldatesen Verüben der Greuel und Gewalttat zu beschützen, und dennoch nicht allen Ungelegenheiten vorkommen, noch selbige von den Unsrigen abwenden können. Gestalten die

leidige Erfahrung mehr denn gnugsamb bezeugt, daß fast täglich auf unserm Grund und Boden allerhand spoliationen und abscheuliche Mordthaten begangen, auch die Unsern nicht mehr sicher vor die Thor hinaus wandeln können."

Die steigende Gefahr war auch in Benken bemerkt worden. Ritter hatte am selben Tage, als die Klagen von Birseck und Solothurn in Basel einliefen, sich beim Rate darüber beschwert, daß die goldsteinischen Reiter die Straße von Benken bis Basel unsicher machten und den Leuten alles, was sie zu Markte tragen, abnähmen, „sonderlich Anken und drgl.," und nebenbei die Vermutung ausgesprochen, daß auch den Bürgern in Benken das Ihre möchte genommen werden, „so die Schweden an andern enden nichts mehr finden." Der Rat konnte diese Befürchtung nicht als grundlos betrachten, sondern antwortete mit einer den Verhältnissen entsprechenden Instruktion. Ritter sollte mit allem Fleiß darauf halten, „daß man sich gegen gesammten Schwedischen im Durchreiten und sonsten nit allein freuntlich und gleitlich halte und denen soviel wie möglich allen guten Willen erzeige, sondern die Wachten geflissen und ordentlich bestellt, kein geraubtes gutt im wenigsten von den Soldaten bei hoher unser Ungnad nicht verkaufft, weniger etwas auch nicht das geringste von geflöhntem gutt auff und angenommen werde."

Aus solchen Worten spricht unverkennbar das ernstliche Bemühen, den Schwedischen in keiner Weise irgend welche Gelegenheit zu bieten, mit einem scheinbaren Rechtsgrund gegen baslerische Unterthanen einzuschreiten. Diese Vorsicht war im Grunde auch das Einzige, was man thun konnte, und was einen Angriff auf die beiden Dörfer, wenn auch nicht verhinderte, so doch noch hinausschob. Freilich hat man sich um diese Weisungen in Benken herzlich wenig bekümmert. Das war unklug und unverantwortlich gehandelt, wenn die Gewinnsucht zum Ungehorsam gegen den obrigkeitlichen

Erlaß verleitete; es war lobenswert, wenn das Mitleid mit den Bedrängten größer war als die Sorge um die eigene Sicherheit und die Furcht vor den Feinden überwand.

Schon am 21. März hatten sich die Schwedischen, die in Neuwil lagen, gelüsten lassen, der beiden Gemeinden Vieh anzugreifen, das man auf dem Berge frei gehen ließ. Allein Ritter war mit seinen Leuten noch zur rechten Zeit dazwischen gekommen. War nun aber auch der erste Handstreich mißglückt, so gaben sie ihre Absicht doch noch nicht auf. Sie ließen sich verlauten, „es müsse heut nicht Nacht werden, oder sie können es anders nicht zu Werk bringen, es müsse ihnen ein Stück Vieh oder etlich von der Herde allhie werden." Aber aus der Sache wurde nichts; da man in Benken gewarnt wurde, ließ man das Vieh in den Ställen.

Basel beklagte sich wegen dieser feindlichen Absichten bei dem schwedischen Major Goldstein, der sich damals in Basel aufhielt. Dieser antwortete mit einer Gegenklage. Man hatte in Benken trotz des Verbotes fremde Güter angenommen. Der Major hatte Befehl erteilt, dieselben herauszufordern. Einige schwedische Reiter waren nach Benken abgegangen und hatten ihr Begehren gestellt. Ritter war auf die Sache nicht eingetreten und hatte sich an den Rat gewandt. Dieser beschloß, den Obristleutnant Zörnlin zum Major abzusenden, damit er das Begehren ablehne, die ungehorsamen Bauern aber vor den Rat zu stellen.

Noch längere Zeit blieben die goldsteinischen Reiter im Lande und machten die Gegend unsicher. Am 9. Juli griffen sie Therwil an und versuchten das Dorf anzuzünden. Die Therwiler aber wehrten sich tapfer und trieben die Räuber fort. Vier Reiter wurden getötet, aber auch einige Bauern blieben auf dem Platze; das Feuer konnte wieder gelöscht werden. Bald darauf klagte der Obervogt auf Münchenstein, daß die Bauersame wegen der streifenden schwedischen Reiter nicht sicher sei, noch die Ernte in die Scheunen

bringen könne. Man verstand sich in Basel dazu, auf dem Bruderholz eine Reiterschildwacht zu postieren.

Als Anfangs August die Kaiserlichen, „die wie Toten ausgesehen haben," nach 21 Wochen langer Belagerung aus Rheinfelden abziehen mußten, schien es im Lande etwas ruhiger werden zu wollen; denn die Schweden zogen ins Württembergerland. Allein schon gegen Ende des Monats kehrten sie an den Rhein zurück. Deshalb wurde auch dem Wachtmeister in Benken wieder eine Verstärkung mitgegeben. Er konnte nachher zwar von Benken aus berichten, daß er auf dem Wege Niemand, weder zu Fuß noch zu Roß angetroffen habe. Hingegen hatte er auf Befehl des Oberstwachtmeisters Grasser einen Mann nach Oltingen geschickt und durch ihn in Erfahrung gebracht, „daß ihre 40 oder mehr Reuter alldorten in der reichsten bauren häuser inlogirt seyen." Was sie vor hätten, wisse er nicht. „Allein gehe die Sag zu Oltingen, daß Uriel daselbsten zu Pfirdt abziehen und sie Pfirdt verwahren sollen." Ritter war nun der besten Zuversicht und schickte mit unterthänigstem Danke die zu ihm kommandierten Soldaten nach Hause; denn er glaubte, nicht mehr befürchten zu müssen, daß „offentlich und ferner etwas von ihnen gegen uns solle vorgenommen werden." Darin hat er sich nun freilich gründlich getäuscht.

Am 19. September bei anbrechendem Tage überfielen etwa 60 Reiter unter dem Kommando des kaiserlichen Capitain-Lieutenant Peter Uriel, wider alles Verhoffen, unversehens die beiden Dörfer. Der Meyer von Benken, samt einem Andern, die sich zur Wehr setzten, wurden bis zum Tode verwundet. Im ganzen Dorfe wurde übel gehaust, alles ausgeplündert: Thüren wurden eingerannt, Fenster, Tröge, „Kensterli" zerschlagen und zuletzt Vieh, Pferde, Schweine und Schafe mit Gewalt weggetrieben.

Der Rat von Basel hat später ein Verzeichnis der geraubten Güter eingefordert, das die Unersättlichkeit der Räuber anschaulich

illustriert. Außerdem hat der Pfarrer des Orts in einer besondern Zuschrift an den Rat und in seinem Tagebuch folgendes über den ihn betreffenden Schaden berichtet:

„Der Kilchen zu Benken haben sie gestolen, uß des Predicanten haus, den Kelch zu des Herrn tisch, die Pathen und das schöne geschir us und in vergült, darin zu behalten des Herrn Brot.

Sie haben gestohlen den Zig so man brucht bei dem Heiligen Touff, das ist unser gsin. Vnß haben sie gestolen iij hüpsch Kü und ein schön tragende Kalbelen. Item ij Schoff. Item iiij Schwein, welche vff die Nacht wiederum heimkommen sind. Vß unserm andern Stal haben sie genommen ij Kü, welche zu uns sind gflechtet worden von Nachbauren.

Vß der Frowen Trog haben sie genommen alles Kleinot und hüpsche pfenning gelt und gelts werth. Gottenpfennig. Den Kindern haben sie genommen die Sparhäfelin und was darin ist gsin. Auch hat Hans Schwartzenbach, ein Soldat aus Zürich (ein Vetter des Chronisten Rud. Hotz) miner Frowen zu behalten geben, ij Richsthaler und ij Dukaten, das haben sie auch genommen. Minen Tochteren haben sie genommen Borten und Bendel, Kleider und Kleinnot vil gelts wert.

Minem Sohn haben sie genommen, Hosen, Wammest, Mantel, Hut und Schuch, Ein neuw Vellis, war alles neuw und costlich.

Haben auch minem Tochtermann sinen Mantel gestolen.

Item haben sie ein Trog vffgehowen und darus uns genommen, 300 Ellen Rysten und Flachsen Tuch, schön gebleicht. Mer darus genommen, Diechlin, Stüetz, Schwenkel, die über xxxxx ⧺ wert. Mer dorus genommen Wyber und Manen Hembder über die xxxxx. Etliche hüpsche Nachthuben.

Tischlachen Lilachen über die xxx. Item 4 Totzet schöner Tischzwechelin und etlich Totzet Fatzenetlin. Auch haben sie vil naß blonder genommen, so von der Wesch noch nicht war vffgehenkt worden.

Sie haben uns auch genommen, alles schwinen Fleisch und alles Brot, und anders mer. Vil Sachen verschlagen und verhauwen."

Der Wert alles dessen, was im Pfarrhause gestohlen wurde, ist auf 262 ℔ geschätzt worden. Aehnlich aber ging es in andern Wohnungen zu, nur daß andere noch viel größere Verluste erlitten. Am schlimmsten kam der Metzger weg, dem die Diebsleute nicht weniger als 2 Pferde, 5 gemästete Ochsen, 5 Kühe und 1 Kalbelen und 10 Schafe wegführten, außerdem noch Geld, „Blunder" und Mäntel mitnahmen, alles zusammen in einem Werte von 686 ℔ 2 ß 6 ₰. Dann folgt Boley Bachman, der Schwager des Pfarrers im Schloß, mit 571 ℔. Hauptmann Sebastian Ramsperg mit 561 ℔. Hans Jakob Stöcklin 351 ℔. Hans Kleiber, der Metzger 339 ℔. Hans Jakob Kessenheimer, der Müller 276 ℔ und so abwärts bis zu dem Betrag von 3 ℔ 10 ß. Selbst dem Wachtmeister haben sie ein Feuerrohr, seine Hemden und Krägen gestohlen. Und der Schulmeister in Benken, der erst auf den Tag ein Vierteljahr im Dorfe war, „um dem Pfarrer in seinem hohen Alter bei dem Gesang und Kinderbricht beisprung zu thun," hatte auch den Verlust eines „neuen Kleides, eines türkischen, grobgrünen seidenen Mantels, einer schwarzen tuchen Kutten samt fürtuch, eines Paares Pomaßin Ermel, eines besteckmessers, einer Axt, 3 Frauenhember, ½ Dotzet Fatzenetlin" zu beklagen.

Die Summe alles dessen, was die Diebe mitgenommen haben, ist auf 6754 ℔ 13 ß 4 ₰ berechnet worden, dazu aber wird noch die Bemerkung gemacht, „daß die Fenster, Trög, Kensterli und Andereß, so zerschlagen worden, in dieser Summe nit begriffen."

Um den Wert dieser Summe einigermaßen deutlich zu machen, genügt es, den Viehbestand aufzuzählen, der mitgenommen worden ist. Es beläuft sich nach dem Verzeichnis die Zahl der Pferde und Fohlen auf 22; der Kühe und Kalbelen auf 69; der Ochsen auf 47; der Stiere auf 2; Schafe waren es 238, von denen beinahe

die Hälfte dem jungen Metzger gehörten. Die Schweine haben sie wohl wegen der Schwierigkeit des Transportes wieder laufen lassen; dagegen haben sie das geräucherte Fleisch nicht verachtet, und beispielsweise dem Müller nicht weniger als $4^1/_2$ Seiten Speck aus dem Kamin geholt und vor der Gefahr, zu alt zu werden, bewahrt.

Die Reiter hatten mit ihrer Beute die Richtung nach Pfirt eingeschlagen; die armen Leute von Benken und Biel aber wandten sich nun hilfesuchend an den Rat in Basel. Dieser nahm sich der Sache energisch an; aber weder gute Worte noch ernste Drohung vermochten den Ausgeplünderten wieder zu ihrem Eigentume zu verhelfen.

Vor allen Dingen richtete der Rat an den Kommandanten von Pfirt ein sehr nachdrückliches Schreiben, in dem es unter anderm heißt: „Da wir uns dieses vorübergegangenen und leider auch immer noch Land und Leuth verderblichen Kriegsunwesens biß dahin niemalen beladen, sondern gegen beide kriegführende Parteyen neutral und besonders gegen denen zu uns umb mehrerer Sicherheit willen geflohenen österreichischen Personen also erzeigt, daß zu dergleichen Hostilitäten und Feindseligkeiten wir geringsten Anlaß niemalen gegeben, also ersuchen wir auch freundnachbarlich, ihr wollet das entwendete vech und sachen ohne entgelt gevolgen. Widrigenfalls würden wir unß anderer Orten zu beklagen und wie solche unverschuldeter weiß uns zustehenden Gewaltthaten mit einer billigmeßigen Gegendefension abzutreiben zu gedenken nicht unterlassen können." Einige Tage später beschloß der Rat, um auf die Oesterreicher etwelchen Druck auszuüben, daß ihnen inzwischen nichts aus der Stadt sollte verabreicht werden.

Den Junker Reich von Reichenstein, der durch ein Schreiben erwirkt hatte, daß seinem Unterthan in Weißkilch 6 gestohlene Kühe zurückgegeben wurden, forderte der Rat auf, seinen Einfluß auch zu Gunsten der Leute von Benken und Biel geltend zu machen.

Er schrieb jedoch zurück, er habe das betreffende Vieh bei den Leuten in Pfirt, die eben am Aufbrechen waren, loskaufen müssen.

Die Sache hatte also Eile, sollte nicht all das Gut in Kürze nach allen Winden zerstreut werden. Die Regierung von Breisach war ebenfalls aufgefordert worden, den Kommandanten zur Restituierung der Güter anzuhalten. Dieselbe sandte an den Rat ein dahin gehendes Befehlschreiben, für welches er dienstnachbarlich Dank sagt und angesichts dessen er sich gänzlich getröstet, daß der „effect" auch wirklich folgen werde.

Unterdessen war bereits eine Woche verstrichen. Man erfuhr, daß etliches Vieh noch in Pfirt stehe, etliches zu Mörsperg, Luffendorf und Lorch. Der Ratsbote wird zum Kommandanten nach Pfirt geschickt. Der war nicht zugegen. Man vertröstete den Basler auf die Rückkehr Uriels. „Schließlich hat er bei den Soldaten kümmerlich soviel erhalten mögen, daß sie ihm gerürten befehl abgenommen haben." Die Bemühungen waren vergeblich. Der Kommandant von Pfirt hatte keine Lust, seinen Soldaten die Beute abzunehmen. Er zog die Sache so lange hinaus, bis auch mit dem besten Willen nichts mehr wieder zu bekommen war. Noch einige Tage blieb der Brief der Stadt Basel unerbrochen in Pfirt liegen.

Gleich am Tage nach der Plünderung hatte der Rat auch den Markgrafen Wilhelm von Baden um Restituierung des Viehs und Aufrechterhaltung nachbarlichen Schutzes gebeten; aber erst nach drei Wochen kam die Antwort, die mit schönen Worten Entschuldigungen vorbrachte: er habe niemals Befehl gegeben, der Stadt Bürger und angehörige Orte anzugreifen, und habe „die wider sein Wissen und Befehl in Biel und Benken fürgegangenen Thätlichkeiten mit sunderem Mißfallen" vernommen. Der Rat wußte jetzt woran er war; das geraubte Gut war verloren. Er wandte sich zwar am folgenden Tage noch an die Herzogin Claudia von Oester-

reich. Jedoch hatte er selbst keine große Hoffnung mehr auf irgend welchen Erfolg. Denn in einem Bericht an alle Stände der Eidgenossenschaft klagte er, „daß ungeachtet aller bemühungen keines Hellers werth wiederumb ersetzt worden und also die armen leuth ihres armütleins beraubt in äußerste Mangel und abnam Ihrer notwendigen Nahrung verbleiben müßen."

Noch weniger wurde beim Bischof erreicht; denn da gab's zu allem Aerger noch böse Worte. Bei dem Ueberfall waren dem Metzger und seinem Sohne 142 Schafe weggetrieben worden. Sie wurden in Calmes, im bischöflichen Gebiet, verkauft und blieben dort einige Tage stehen. Der Metzger hatte das in Erfahrung gebracht, und seine thatkräftige Frau beeilte sich, den Rat in Basel um seine obrigkeitliche Hilfe anzusprechen. Dieser bewilligte die Intercession beim Bischof. Ein Abgeordneter der Stadt machte sich mit einem Schreiben auf den Weg, das der „unzweifenlichen Hoffnung Ausdruck verlieh, nach Sitte und Herkommen und jüngst geschehenem Beispiel von Seite Basels werde der Bischof dafür sorgen, daß unsere Unterthanen zu ihren Schafen ohne Entgelt kommen." Der Bischof ließ durch den Großweibel einen Brief an den Landhofmeister ausstellen. Dieser gab das Versprechen, daß dem Metzger wieder zu dem Seinigen müsse verholfen werden, und fertigte den Boten wieder nach Pruntrut mit dem mündlichen Befehle ab, daß der Großweibel alle verzeichneten Sachen in Arrest nehmen solle. „Nachdem er aber zum andern Mal zum Großweibel kommen, ihme derselb nit allein mit schnorzigem bescheidt begegnet sei, er wüsse nemblichen von keinen Schafen, wolle nicht erst nachlauffen und wegen graßirender Pest in Calmes sein Leib und Leben wagen, Was ihne die von Basel und Ihre Schaff angangen, sondern sowol zu Pruntrut vor etwelchen Bürgern, die ihme unbekannt allerhand unguete betröhliche Reden, als auch nachgehends in specie von dem Metzger in Calmes auf anmelden des Schafhirten zu

Benken wider unsern gemeinen Stand ungeschuecht diese ehrverletz-lichen schandlosen Worte ausgestoßen worden, die Basler haben den Schwedischen helffen rauben und stehlen und ihme Metzger über 3000 Gld. werth abgenommen, seyen reverenter alle Schelmen und Diebe und wenn er gleich für 1000 Gld. dergleichen den Baslern geraubtes gutt erkauffen thäte, wollte er ihnen doch geringsten Hellers werth wider geben, sondern eher einen niederschlagen wie einen Hund." Da der erboste Metzger dem Schafhirten drohte, wenn er sich nicht fort mache, werde er „ein gleiches" an ihm thun, so begaben sich beide, der Abgeordnete und der Schafhirte, „da sie ihres Leibs und Lebens nicht sicher gewesen," unverrichteter Dinge nach Hause. Das Alles wurde dem Bischof mitgeteilt, aber er schwieg. Nach drei Wochen hielt die Metzgerin noch einmal demütig um fernere obrigkeitliche Hilfe an; der Bischof wurde noch einmal an seine Pflicht gemahnt; aber ihre fürstlichen Gnaden haben nicht geruht, eine Antwort zu geben. Der Metzger und sein Sohn mußten sich wie alle Andern in ihr Mißgeschick finden.

Nun aber hatte diese erste Plünderung noch ein anderes Nach-spiel. Bald nach dem Ereignis hegte man nämlich auf den Junker Reich von Reichenstein den Verdacht, daß er nicht nur um die Ausplünderung gewußt, sondern dazu stark geholfen habe. Ein Benkemer hielt es einem Unterthan des Junkers in Basel ins Gesicht vor, der edle Herr sei an ihnen zum Schelmen geworden. Ein Bürger, der vorüberging und die Worte hörte, fragte, wie er dazu komme, so etwas zu behaupten. Der Mann erwiderte: Der Junker habe wohl gewußt, daß sie ausgeplündert werden sollten, habe sie aber nicht gewarnt. Diese harte Rede wurde nach Landskron hinter-bracht und der Junker, in aller Entrüstung, säumte nicht, an den Rat in Basel das Begehren zu stellen, daß der Verleumder nach Gebühr bestraft und angehalten werde, zu widerrufen und „die aus-gestoßenen Lügenen wieder in sich zu schlucken."

In der Folge wurden der Wachtmeister, der Untervogt von Biel-Benken und der Angeklagte vor den Rat beschieden und über die Angelegenheit ausgefragt. Einige Tage später mußten noch andere in Basel erscheinen. Der eingenommene Bericht wurde dem Junker zugeschickt; aber was sein Inhalt war, wissen wir nicht. Jedoch hören wir nichts von einer Bestrafung des Benkemer Bauern. Obwohl der Junker bei „seinem adelichen Trew und Glauben,“ ja bei seinem Eide schwören zu können erklärte, daß er von der Räuberei nichts gewußt habe, scheint er doch nicht ganz unschuldig gewesen zu sein.

Eine Verstimmung gegen die Basler hatte vorher schon bestanden, durch ein solches Vorkommnis wurde es damit nicht besser. Man hat von verschiedenen Seiten gegen die Basler den Vorwurf erhoben, sie seien an dem Unheil schuld, das über die Umgebung hereingebrochen war. Schon an der Visitation, die im Sommer 1633 in der Kirche zu Benken stattgefunden hat, klagte Kündig darüber. Sonst hätten sie in guter Nachbarschaft gelebt: aber gegenwärtig seien „die Benachbarten ganz schwierig und ungestüm gegen ihnen:“ sie machten es ihnen immer wieder zum Vorwurf, die Basler seien an all ihrem Unheil schuld, „man gebe den Schwedischen uffenthalt und fürschub.“ Nachdem Leimen durch die Schweden verbrannt worden war, wurden der Metzger von Benken und sein Sohn in Leimen mit Worten angefallen, „daß den Schweden das Steinenthor bei nächtlicher Weile sei geöffnet und der Weg durch Biel-Benken sei gezeigt worden.“ Wie weit man sich in seiner Gereiztheit gelegentlich fortreißen ließ, läßt die Behauptung jener Leute von Leimen erkennen: „Die verräterischen Basler seien einzig und allein an diesem Kriege schuld.“

Wie weit der Junker auf Landskron in diese Verbitterung sich vorher schon hatte mit hineinziehen lassen, ist nicht auszumachen; aber man begreift, daß durch jene Verhandlungen vor dem Rat

die Spannung nicht abnahm. Der Beleidigte hatte bald Gelegenheit, die Basler seinen Aerger etwas fühlen zu lassen. Die Stadt machte auf das Pfaffenholz bei Leimen Anspruch, das durch Kauf und Vertrag an sie übergegangen war. Aber unbekümmert um das gute Recht der Basler ließ der Junker in jener Zeit Holz in diesem Walde schlagen. Basel legte bei dem Junker Verwahrung ein; aber dieser scherte sich wenig um das Verbot des Rats. Er hatte offenbar seine Freude, sich an den Baslern rächen zu können.

Unter seinem verhaltenen Grimm hatte aber auch noch ein Anderer zu leiden. Der Metzger hatte an einem der ersten Tage des neuen Jahres in Wolschweiler etliche Ochsen verkauft. Auf dem Heimwege wurde er von fünf leichtfertigen Gesellen zwischen Leimen und der neuen Mühle auf freier Straße angegriffen, seines Geldes beraubt und gefangen nach Leimen geführt. Der Bauer von Weißkilch, der ihnen unterwegs begegnete, bat einen der Soldaten, den Gefangenen frei zu lassen. Man gab ihm zur Antwort, „wenn er 50 Reichsthaler Kaution zahle," und zog weiter. Im Wirtshaus in Leimen saßen zwei Bauern beim Landwein. Da kamen drei Kriegsweiber in die Stube und meldeten, daß etliche Soldaten nachfahren werden. Es währte nicht lange, so rückten die Soldaten mit dem gefangenen Metzger an, schoben ihn hinter den Tisch und „haben ihn jämmerlich traktirt." Der arme Gefangene mußte „viel grober Lästerwort, Schläge und Stöße hören, leiden und ausstehen," daneben zusehen, wie das rohe Kriegsvolk sich auf seine Kosten lustig machte. Denn kaum waren sie angekommen, so schickten sie zum Pfeifer, daß er ihnen zum Tanze aufspiele. Dieser hat, wie er nachher erklärte, sich erst geweigert; aber da er befürchtete, die Soldaten möchten ihm die Fenster einschlagen, willigte er ein. Und so haben sie „die Nacht hindurch gezecht, gepraßt, gejolt, getanzt, gesprungen und in anderer mehr weg ein gottlos und üppiges Leben geübt." Am Morgen ließen die Sol-

daten dem Metzger die Wahl, mit ihnen nach Belfort ins Quartier zu ziehen, oder aber 100 Reichsthaler zu bezahlen und die selbige Nacht verzehrten 11 ℔ auch noch zu entrichten. Ja, sie drohten ihm mit dem Tode, wenn er ihnen nicht zu Willen sei. Was sollte er thun? „Er war ein gefangener und gezwungener Mann, so weder Hilff noch Rettung gehabt.“ Er versprach, in 14 Tagen das Geld zu erlegen.

Als der Metzger frei war, weigerte er sich, da er ohnehin schon geschädigt war, die Summe zu bezahlen. Der Rat von Basel gab ihm hierin Recht und ersuchte den Junker, den Mann unbelästigt zu lassen. In Leimen hatte man freilich die Stirn, die Sache so darzustellen, als ob der Metzger freiwillig mitgemacht habe, und der Junker faßte seine Meinung dahin zusammen: „Ich than bei mir nit befinden, warumb Kleiber diese Zech zu bezahlen sich verweigern könnte oder möchte.“ Des Metzgers Frau aber hat mit beredten Worten die Verteidigung für ihren Ehemann geführt, die Lügen und widersprechenden Aussagen der Zeugen aufgedeckt und den Junker von Biederthan als wahrhaftigen Zeugen für den Bericht ihres Mannes angezogen. „Insonderheit ist aus der Deposition Tengi Würz —, der erklärt hatte, der Metzger habe seine Freude an der Sache gehabt — bei männiglichem, so meinen Ehewirt kennen, umb ihn wohnen und leben, oder je etwa gewohnt und gelebt haben, ein scheinbarlicher Gegenglast der Wahrheit. Das zu thun, er nicht der Mann, weder sein Art noch Gewohnheit.“ Auf diese Verteidigung hin wiederholte der Rat noch einmal seine Bitte beim Junker Reich von Reichenstein.

Unterdessen war der Winter vergangen. Die kriegerischen Bewegungen begannen von Neuem. Die Unterthanen des Bischofs wurden durch die Nachricht erschreckt, daß 4000 Kaiserliche, die von Rheinfelden kämen, in ihrem Gebiet sollten einquartiert werden. Der Vogt auf Birseck riet ihnen, ihre besten Sachen zu flüchten.

Ritter schickte einen Geschworenen nach Therwil, um zu erfahren, ob sich die Sache so verhalte. Dieser brachte die Bestätigung zurück. Die Therwiler flüchteten, was sie konnten, da man stündlich die Reiter erwartete. Begreiflicher Weise hat auch in Benken die Nachricht Eindruck gemacht. Viele dachten daran, in die Stadt zu fliehen. Ritter verlangte wieder Soldaten, denn „ich entlich getrauw, daß wenig Bürger bei mir heraußen bleiben.“ Es diente aber auch keineswegs zur Beruhigung, was am 3. März vorfiel.

Seit einigen Tagen lagen ungefähr 10 Soldaten mit einem Feldwebel in Leimen. Sie gehörten zur Armee des Obersten von Reinach. Der Metzger von Benken fuhr mit seinem Roß aus, und wurde von jenen Leuten auf offener Straße überfallen und ausgeplündert; das Roß wurde ihm ausgespannt. In Benken hatte man den Ueberfall bemerkt. Ritter jagte darum mit sechs seiner Leute den Reitern nach, holte sie ein und nahm sie gefangen. Unterwegs stießen die Räuber allerlei Drohworte aus; als der Zug sich dem Dorfe näherte, kamen in Aufregung und Zorn auch einige Benkemer heraus. Die Gefangenen befürchteten das Schlimmste und suchten zu entweichen. Darüber entstand ein Handgemenge; niemand wußte, wer den ersten Streich gethan hatte. Aber es währte nur einige Augenblicke, so lagen zwei von den Räubern tot auf dem Platze. Die Uebrigen konnten die Flucht ergreifen.

Der That folgten die Beschwerden. Der Feldwebel in Leimen beklagte sich beim Meyer in Benken, der Kommandant von Altkirch und der Oberst von Reinach beim Rat in Basel. In Benken erklärte man, daß man gereizt worden sei, und daß die Getöteten selbst an ihrem Tode schuld seien. Basel ersuchte den Obersten, Sorge zu tragen, daß die Unterthanen ihre Arbeit in Haus und Feld verrichten könnten, und erklärte sich bereit, die den Soldaten abgenommen Sachen zurückzuerstatten, außer den Kleidern und Gewehren, „einen zwiefachen Genueser, Reichsthaler, silberne Crützlin,

kleine Büchslin und etwaß Müntz bei ungefähr 16 ℔." An den Junker auf der Landskron richtete man die freundliche Bitte, er möge doch nicht zugeben, daß dergleichen räuberische Gesellen sich in Leimen aufhielten.

Zwei Soldaten Ritters, sowie die beteiligten Bauern wurden verhaftet und vor den Rat gestellt. Nachdem sie sich aber, so gut als sie konnten, entschuldigt hatten, ließ man sie wieder laufen. Der Rat aber nahm Veranlassung, seinen Unterthanen von Neuem einzuschärfen, daß sie sich in keiner Weise an Leib und Gut der Feinde vergreifen dürften. Einsichtige Leute mußten dem Rate Recht geben. Denn durch den Tod ihrer zwei Kameraden waren jene Kaiserlichen zum höchsten Zorne gereizt worden. Der Feldwebel hatte sich verschworen, „es solle und müsse nicht fünf Tage anstehen, so wolle er sich an Benken rächen." Tags darauf wurde man auch von Wenzweiler gewarnt, „daß zu gedachtem Feldwebel eben zu dieser Stund noch etliche Kaiserliche gestoßen seien, welche höchlich geschworen, daß sie heut oder bis morgen Nacht mit 200 Reitern und 50 Musketierern Benken überfallen und alles mit Mord und Brand zu Boden richten wöllen."

Die Leute waren wirklich zu Allem fähig. Man höre nur, was der Notar Hotz über das entsetzliche Treiben dieser entfesselten Räuberbanden berichtet: „Im Suntgow haben die Kayserlichen etliche Bauern auff den boden gelegt und ihnen das Maul mit Sperrhölzlin auffgethan, ihnen viel Wassers darin geschüttet, und mit den Füßen auf den Leib als auff ein Rindvych getretten, damit sie bekennen sollen, wo sie ihr Hab und Gut verborgen haben. O ihr Teuffel aus der Hölle! Ich kann euch nicht anders nennen, denn kein Türck noch Heidt diese grausamliche That niemalen geübet!" Und zwei Tage später: „Die verfluchten Soldaten und Schelmen ruiniren alles auf dem Landt. Es ist kein Eisen in den Mauren sicher, sie brechens mit großer Mühe hinaus, zerschmettern die

Mauren, verderben die Gebäu und verkaufen das Eisen umb gering Geld."

Solchen Greuelthaten gegenüber war die Einquartierung eigener Leute gewiß das geringere Uebel, wenn schon nicht zu leugnen war, daß die Last der Soldatengelder die beiden Gemeinden hart drückten. Ja, obwohl das üppige Leben der Soldaten wie auch ihres Kommandanten, der vielfach in Basel seinem Vergnügen nachging, statt in Benken seine Pflicht zu erfüllen, den Zorn der Leute wach rief, war es doch nicht besonnen, wenn man gerade in diesen Tagen klagend an den Rat in Basel gelangte. Dem Wachtmeister machte man den Vorwurf, daß er keine Ordnung habe, über die Soldaten ärgerte man sich, weil man von ihnen für seine Beschwerdung und Ausgaben schlechten Dank empfange und weil die Soldaten „durch überflüssigen Sold in wirtshäusern, fürnemblichen aber vergangenes Osterfest mit Fluchen und Schweren ein ganz ergerliches Leben führen." Sie baten, daß man ihnen statt eines hohen Offiziers mit großem Sold einen geringeren mit geringerem Sold, der sich aber auch bei ihnen aufhalte, anstatt 12 Soldaten nur 6 auferlege; außerdem erlaubten sie sich die Frage, „ob den Soldaten nicht weniger Sold geschöpft werden möchte, weil sie ihnen Nahrung geben müssen." Die Frage der Versetzung Ritters wurde in Behandlung gezogen und den Herren XIII zur Beratschlagung überwiesen. Schließlich aber wurde der hohe Offizier in seiner Stellung belassen; ein ernster Verweis freilich wurde ihm nicht erspart und die Aufforderung beigefügt, daß er sich künftig nicht mehr unnötiger Weise in der Stadt aufhalte.

Wenige Tage später fielen die Kaiserlichen ins bischöfliche Gebiet ein und fingen an, die Bauern mächtig zu „tribuliren." Von Therwil aus wurde auch das baslerische Gebiet unsicher gemacht. Einige Soldaten hatten dem Müller ein Pferd gestohlen. Ritter setzte ihnen mit seinen Soldaten und einigen Bürgern weit über

Therwil hinaus nach und holte sie glücklich ein. Das Pferd wurde den Räubern abgenommen, wenn sie schon drohten, daß sie beim Durchzug an den beiden Gemeinden sich rächen wollten. Ritter schickte den Bannwart mit der Meldung von dem Vorfalle in die Stadt. Dieser ließ Ritter im Glauben, daß er den Befehl ausführe, ging bis Oberwil, kehrte aber wieder um. Ritter mußte einen andern Boten abgehen lassen und verlangte Verstärkung der Mannschaft.

Am 15. April langten auch in Leimen wieder Truppen an, nachdem schon seit einiger Zeit Rädersdorf, Lindsdorf und Oltingen Einquartierung erhalten hatten. Das Bistum stand vor der wenig erfreulichen Aussicht, noch durch weitere Truppen belastet zu werden. Spät am Abend des genannten Tages war ein Reiter von Therwil hart ans Dorf Biel herangeritten, und versuchte ein Pferd auszuspannen, wurde aber dabei überrascht und gefangen. Ritter wollte ihn laufen lassen. Dagegen haben sich die Bürger von Benken und Biel stark aufgelehnt und wollten kurzum haben, Ritter sollte den Reiter „bald gar darnieder machen," oder ihn doch wenigstens dem Rat nach Basel zur Bestrafung überschicken. Weil aber Ritter vernommen hatte, der Oberst Mercier habe für sein Regiment in Therwil und Ettingen Quartier bestellt und werde spätestens am folgenden Tage einrücken, hielt er es doch für das Ratsamste, den Gefangenen wieder frei zu lassen, „damit beiden Gemeinden, weil allhier zu widerstehen unmöglich, kein ferner Ungelegenheit widerfahre."

Ritter hatte so Unrecht nicht. Die gegenseitige Achtung hatte unter solchen Mißhelligkeiten gelitten. Der Wachtmeister war ärgerlich über den Verweis, den ihm der Rat gegeben. Mit einem gewissen Behagen legt er darum dem Rat die unterthänigste Bitte vor, er möchte durch den Landvogt dem Bannwarte vorhalten, „wenn man sein bedürftig, daß er, was man ihm befehle, treulich verrichte, auch

daß die Bauren sich bequemen und kommandiren lassen." Er giebt dem Rate auch deutlich zu verstehen, es wäre ihm am liebsten, wenn man ihn von seinem Posten abberufen wollte. Der Rat war aber nicht gewillt, solchen Empfindlichkeiten Beachtung zu schenken, will ihn vielmehr ein- für alle Mal ermahnt haben, „die anvertraute Stell umb liederlicher Ursachen willen nicht also leichtsinnig zu verlassen, widrigenfalls wir auf andere Mittel mit schlechten deinen ehren zu gedenkhen nicht ferners inhalten mögen."

So hatte sich der Rat noch verlauten lassen, als die Lage für die beiden Dörfer bereits höchst gefährlich geworden war. Oberwil war vor wenigen Tagen in Flammen aufgegangen. In Hagenthal lag seit kurzem viel kaiserisches Volk, sonderlich „Crabaten" und Ungarn, die alles ausplünderten und niemand verschonten, die wohl auch Hotz zu dem Urteil veranlaßt haben, „daß niemalen in dem Suntgow so tyrannisch zugegangen seye als ietzt. Dann die Kaiserischen wie teuffel us der Höll husiren." Auch auf Benken plante das Raubgesindel einen Ueberfall. Von Hagenthal kam eine Warnung. Ritter war wieder einmal in der Stadt. Erst am andern Morgen schickte er zwei Männer mit einem Schreiben an den Rat, er brauche mehr Leute. Beim Holee wurden die beiden Boten von streifenden Reitern abgefangen, der eine totgeschossen der andere, bei dem man das Schreiben vorfand, gefangen fortgeführt. Ritter ließ einen zweiten Brief abgehen, und bat im Namen der Gemeinde, man wolle ihnen mit mehr Volk beispringen und „das aufs ehest." Der Rat hatte von der Ermordung des Boten bereits Kenntnis erhalten und den Obristen Wachtmeister Grasser angewiesen, 10 Mann hinauszuschicken. Ritter wurde ermahnt: „würdest derowegen hiebei dasjenige, wie einem mannlichen Wachtmeister wohl ansteht und gebürt zu thun nicht unterlassen, gute Sorg und geflissene Späch halten, und was sich jeweils begeben oder sonsten in Erfahrung bringen möchtest, so tags so

nachts uns zu unserer Nachricht unverzogen avisiren und berichten." Auch nach Bottmingen und Binningen wurde eine Wache gelegt; Man hatte selbst in der Stadt die Ahnung, daß ein Wetter losbreche. Dem Vogt auf Münchenstein wurde befohlen, dafür zu sorgen, daß die besseren Sachen, die man entbehren könne, in die Stadt oder die Weiherhäuser in Sicherheit gebracht würden. Jedoch sollte er solches mit „diskretion" und ohne Verursachung größeren Schreckens den Unterthanen mitteilen. Man konnte sich auf das Schlimmste gefaßt machen.

Ritter stand jetzt getreu auf der Wache. Am 25. Mai, Morgens 9½ Uhr berichtet er in aller Eile, daß wieder Truppen nach Hagenthal kämen. Näheres konnte er jedoch auch durch einen Boten, den er „gestrags" nach Allschwil sandte, nicht erfahren. Am folgenden Tage machte der Vogt auf Münchenstein von Bottmingen aus an den Rat die Mitteilung, daß wie von Benken ihm berichtet worden sei, die etlich hundert Kaiserlichen, ihren Weg durchs Bistum nach Therwil und Reinach nähmen, um daselbst Nachtlager zu beziehen, und daß, wie ausgeschickte Kundschafter ihm in Erfahrung gebracht hätten, auf den Abend noch ungefähr 1200 eintreffen würden. In Basel ging das Gerede um, „es habe der Uriel den Herren Landvogt zu Münchenstein und Dorneck entbotten und zugeschrieben, sie sollen ihren Bauern befehlen, Speiß und Trank zuzurüsten für sein Volkh; wo nit, soll ihnen Ungelegenheit daruff erfolgen." Ob dem Gerede irgend etwas Thatsächliches zu Grunde lag, ist nicht auszumachen. Für Benken kam das Unheil vorerst von einer ganz andern Seite, weder von jenen Crabaten, die in Hagenthal lagen, noch von des Uriels Leuten.

Am 28. Mai stieß von Pruntrut her ein Trupp von ungefähr 1000 rheingräfischen Reitern vor und brach auf den Abend um 7 Uhr in Benken ein. Sie haben „erger als andere Dieb" in den Dörfern gehaust. Lassen wir den Pfarrer, der damals 83 Jahre alt war, dem man vor kurzer Zeit wegen der Gebrechlichkeit

des Alters und Kopfschwindels einige Kandidaten des Basler Ministeriums zur Verfügung gestellt hatte, damit sie abwechslungsweise für ihn predigen sollten, selbst erzählen, wie es ihm dabei ergangen ist: „Ein junger stenker ohne Bart ist vff einem weißen Roß für unser Thir kommen, gflucht und gschworen, Gelt gfordert. Dem sagt ich, hab kein gelt, ich will euch aber ein Trunk geben. Er schwert noch übler, er wolle gelt haben vnd (grift) gegen min har. Als ich ihme die hand fürwirff, sagt er: Du alter Dieb, wilstu dich weren vnd nimpt das Wassergetzen vß dem Wasserzuber, schlecht mich etlich Streich an Kopff, da wollt ich die Thür zu machen, so erwüscht er mich, stosst mich um, truckt mich zu boden, grift mir mit beiden Henden in die Hosen Sack. Do erwitscht er minen Seckel, luogt was darin sey, vnd sind in minem Seckel iij oder iiij ℔. Hiermit so flich ich zur Thür vß und lauff der Scheuren zu. Do bricht er in der Stuben die Schubladen vff, do find er etwas mehr gelt viiij oder x ℔ in Sack, sucht witters, kömen andere mer, lassen nit nach im ganzen huß zu suchen vnd zu erbrechen, was sie gelüstet." Aus der Stube zogen sie in die Küche, aus der Küche in den Keller: „Vß dem Keller haben sie Wein an die gassen in Zubern getragen, etlichen lassen im Keller lauffen und verwüstet, ein Zuber voll im Keller lassen stan, der ist überblieben." Was von der früheren Plünderung noch vorhanden war, das haben sie vollends noch genommen, so eine große zinnene Platte, zwei Kannen, deren eine der Kirche gehörte; ebenso das, was neu seither angeschafft worden war; so ein Kleid, das erst gemacht worden war, neue Schuhe, die der Pfarrer offenbar an der Hochzeit seines Schwagers, die zwei Tage vorher stattgefunden hatte, getragen hat. „Letzlich haben sie mir ein gar gute Ku gestolen, die um kein gelt feil ist gsin."

Aus dem Pfarrhause zogen sie in die Kirche. „Als sie an die Kilchen geraten, haben sie an der großen Thieren, die großen

Lysten verhawen, den großen Riegel verbrochen. Vnd als sie herin sind kommen, haben sie vff dem Altar Tisch das grün tuch darob gestolen. Darnach die Stiege vff gangen, in der Kornkammeren Schloß und Mehlschlag verwüstet und Dylen verhawen. Vnd als sie kein Korn funden, haben sie allen haberen, so vorhanden war vff gefaßt, in die Ziechen und sack, die sie mir gestolen, gefült und fortgeführt." Der alte Pfarrer, der dem allem zusehen mußte, giebt nachher seiner Entrüstung mit den Worten Ausdruck: „Ich hatte nit gloubt, das die luteraner Dieben wären."

Aehnlich mag es im ganzen Dorfe gegangen sein. Johannes Grentz, der Schuldiener verlor Alles, „so daß es ihm unmöglich länger Schul zu halten, wenn ihm nicht geholfen würde." Wehe denen, die sich widersetzten! Einer, der für sein Eigentum sich wehren wollte, wurde übel gehauen, und mußte nachher doch Alles lassen. Ein eigentlicher Kampf entspann sich ums Schloß. Die baslerischen Soldaten wehrten sich tapfer, aber nachdem zwei von ihnen und ein Bauer gefallen waren, gaben die Uebrigen den Widerstand auf, zumal die Reiter drohten alles niederzuhauen. Sie flehten um Gnade und versprachen Quartier. Nun wurde auch im Schlosse geplündert. Was in das Schloß geflüchtet war, fiel in ihre Hände. Der Pfarrer hatte Geld empfangen, und hatte ein „bigen holtz und ij Ku, die ihm gezeigt worden," kaufen wollen. „Hab ich — so sagt er — ein tag oder dry das gelt in einem secklin in das Schloß zu Benken dem Schwager Boley zu behalten gen, verhoft, da werde es sicherer syn, denn in minem huß, aber die Dieben sind darüber, ihme das syn, und mir das mine genommen." Das Geratenste war wohl, daß man, was nicht verdarb, in den Weiher warf. Denn dort die Sachen zu holen, hatten die Leute keine Lust. Auf diese Weise haben der Hauptmann Ramsperg und andere die Musketen gerettet; denn nachher kam von Basel der Befehl, Ramsperg solle den Weiher ablassen, damit die Waffen wieder könnten herausgezogen werden.

Wie erfolglos es war, sich zur Wehr zu setzen, haben die Oberwiler und Therwiler erfahren. Nachdem in Benken nichts mehr zu finden war, zogen die rheingräfischen Reiter plündernd weiter. Da die Therwiler unter sie schossen, zündeten sie das Dorf an und machten viele Bauern nieder.

Das waren bange Stunden gewesen. Die Nacht war hereingebrochen und hatte manchen Jammer zugedeckt. Erst am folgenden Tage ließ sich der Schaden recht übersehen. Der Meyer und die Geschwornen zogen von Haus zu Haus, forschten und schätzten, was jeder an Vieh, Früchten, Geld und andern Sachen verloren hatte. Der gesamte Verlust überstieg noch an Wert um ungefähr 100 ℔ den Schaden, den die Gemeinde bei der ersten Plünderung erlitten hatte. Um das Unglück voll zu machen, hatte am 15. Mai ein „schädlicher Reif“ die Reben vernichtet. Darum wandte sich nun die Gemeinde an den Rat, klagte ihre Not, daß es „ohne väterliche Handreichung ihnen inskünftig fortzukommen unmöglichen fallen thuege,“ und bat um 30 Vierzel Früchte. Der Rat ging insofern auf die Bitte ein, als er auf seine Kosten 10 Vierzel Korn und 10 Vierzel Haber, um eine Summe, die sich um 1/4 unter dem damaligen Kaufpreise hielt, abgab. Die Gemeinde sollte das Geld bis Martini zurückzahlen. Der Statthalter des Meyertums und die ganze Gemeinde mußten sich schriftlich dazu verpflichten.

Einige Tage später verwendete sich der Vogt zu Münchenstein für die armen Unterthanen in Benken beim Rat und unterstützte ihr Gesuch, ihnen die monatlichen Soldatengelder in Zukunft zu erlassen. Daß diese Steuern für eine solche ins Unglück geratene Gemeinde doppelt schwer waren, läßt sich wohl begreifen. Beklagten sich doch auch am selben Tage die Gemeinden Binningen und Bottmingen über die Vermehrung der Soldaten, die man zu ihrer Sicherheit hinausgeschickt hatte. Der Rat erklärte sich in letzterem Falle gerne bereit, die Soldaten zurückzuziehen; aber er wollte dann

auch nicht Schuld daran sein, wenn es ihnen wie denen zu Benken und Biel ergehe.

Gefahr war immer noch vorhanden. Die Aussicht, irgend etwas wieder zu erhalten, war äußerst gering. Man hatte erst nicht einmal gewußt, wer eigentlich den Ueberfall gemacht habe. Man hatte auf französisches Volk geraten, das ohne General und Kommandanten seine eigenen Wege gegangen sei, dann auch wieder an den Kapitän der kaiserlichen Armee, Uriel, der sich immer noch im Lande herumtrieb. In beiden Fällen hätte der Rat, wenn ihm auch die Macht fehlte, doch den guten Willen zeigen können, „den Leuthen zur Recupirung der ihnen abgenommenen Sachen mit Einschreiten behilflich zu erscheinen.“ Als man aber erfuhr, wer die Reiter gewesen waren, hat man auch darauf noch verzichtet.

Nach dem Schrecken der letzten Plünderung hatten sich viele Bürger in die Stadt geflüchtet. Auch den alten, beim Ueberfall so übel mitgenommenen Predikanten forderte man auf, das Dorf zu verlassen und sich in Sicherheit zu begeben; „jedoch er hat erst von seinen Schäflein nicht weichen wollen, und nur mit großer Mühe hat man ihn überredt, daß er in die Stadt ist kommen.“ „Wann er draußen geblieben wäre, Gott weiß, wie ihme gangen wäre.“

Es war am Donnerstag den 11. Juni. Von Neuwil her ritten am Morgen gegen 8 Uhr ungefähr 70 oder 80 Crabaten, die sich schon längere Zeit in der Gegend aufgehalten hatten, durch den Wald gegen Biel und stürzten sich mit rasender Schnelligkeit den Berg hinab; urplötzlich, bevor man sich recht besinnen konnte, waren sie mitten im Dorf, raubten und plünderten, was noch an Vieh und Pferden übrig geblieben war, oder „so sie sider der nächsten Plünderung erkauft.“ Ritters Soldaten waren zwar zur Stelle, wehrten sich so gut sie konnten, wehrten sich tapfer, so daß einige der Reiter tot blieben, andere verwundet wurden. Aber auch von

den Baslern waren drei gefallen und drei gar übel zerhauen. Mit ihrer Beute zogen sich die Feinde in den Wald zurück.

Es war zu befürchten, daß es damit noch nicht sein Bewenden haben werde. Man wußte, daß noch über 200 solcher Crabaten zu Neuwil lagen. Nach diesem harten Zusammenstoß war es aber auch begreiflich, wenn selbst die Soldaten ein Schrecken erfaßt hatte. Sie hatten ihre Kameraden der Uebermacht der Feinde unterliegen sehen. Darum vermochte auch die Zusprache des mannlichen Wachtmeisters nicht, ihnen den Mut wiederzugeben, um so weniger als, wie Ritter sich beklagt, „wir ganz offene Dörfer; und die Bauern jeder Zeit sich verstöcken und im Fall der Noth ausweichen.“ Mochte das auch so sein, so hatten ja die Bauern Befehl erhalten, sich nicht zu wehren, und sahen auch zum Teil ein, daß durch Gegenwehr der Schaden nur schlimmer werde. Einzelne aber haben sich der Furcht und dem Verbot zum Trotze den Eindringlingen entgegengestellt und sind darum auch verwundet worden oder gar gefallen. Aber wie dem auch sein mochte, die Soldaten erklärten, daß sie nicht mehr länger in Benken bleiben würden, wenn man nicht eine wesentliche Verstärkung heraussende. Ritter machte denn davon Meldung, und verlangte, daß man „alsbalden mehr Volk schicke,“ denn sonst sei zu besorgen, daß auch Benken dasselbe Schicksal wie Biel treffe.

Man hoffte also auf Zuzug, und diese Hoffnung vermochte die Furcht etwas zurückzudrängen. Allein der Nachmittag verging; es kam Niemand. Es scheint doch nicht ganz grundlos gewesen zu sein, was der Notar Hotz in hellem Zorne schreibt: „Der Grasser und Obrist Zörnlin hätten die Dieben all können gfangen bekommen, aber der Grasser hat auf der Schützenmatten gsoffen und der Zörnlin hat seiner haut geförchtet.“ Jedenfalls ist an jenem Tage zur Sicherheit des Dorfes nichts mehr geschehen. Auf die Nacht aber stürmten jene Crabaten auch auf Benken ein, und fielen das Dorf

ganz rasend an. Ein Soldat wurde totgeschossen, ein Bauer „mit Säbeln erbärm- und jämmerlich zerhackt und zugerichtet," Thüren und Thore wurden zerschlagen. Rasch wie sie gekommen waren, machten sie sich wieder davon, ohne Erbarmen die Frucht niederreitend.

Nun war das Maß voll. Der Rat von Basel berichtete den Verlauf an den Obersten Reinach und ersuchte ihn mit beweglichen Worten, „dergleichen Einfähle fürbas zu verhüten und diese feindthätigkeiten zu remediren, oder doch wenigstens das streifen, rauben, plündern ganzer truppen und Compagnien abzustellen. Sonsten man auf andere Defensionsmittel müßte bedacht sein." Damit aber hat sich der Rat nicht begnügt, sondern die Stände Zürich, Bern und Luzern um eidgenössische Aufsicht ersucht, und zwei Tage später, nachdem man noch Genaueres erfahren hatte, beschlossen, die auf nächsthin nach badischer Jahresrechnung abzuordnenden Ehrengesandten umständlich darüber berichten zu lassen.

In der That wurden auch Oberstzunftmeister Hans Rudolf Fäsch und Ratsherr Joseph Socin, auf die gemeineidgenössische Jahrrechnungstagsatzung der XIII Orte, die vom 1. bis 14. Juli in Baden abgehalten wurde, gesandt, und ihnen die folgende Instruktion mitgegeben: „Es sollen unsere Ehrengesandten nicht unterlassen das fernere Anbringen, wegen den großen Gefahren und ungelegenheiten, in denen wir noch immerzu stecken, anjetzo zu wiederholen und übrigen Orthen insgemein zu erkennen zu geben, wie selbige seither sich nicht geringert, sondern um viel vermehrt haben, mit verzellung, was uns die Zeit über mit Beraubung unserer Dörfer, Niedermachung unserer Unterthanen und Soldaten, auch in anderer mehr weg begegnet, und diesem allem nach sie unsere Eidgenossen sampt und sonderlich um ein getreues eidgenössisches Aufsehen, auch im Fall der Noth hülflichen Beisprung, vermög der Bünde, ansprechen und ersuchen."

Basel stand mit seiner Bitte nicht allein, denn auch andere Grenzorte hatten unter den kriegerischen Händeln zu leiden. Solothurn, Schaffhausen und auch Appenzell schlossen sich den Baslern an. Die Tagsatzung ließ darum Alles in den Abschied stellen, „damit man das Einen und Andern wol eingedenk sei und sich gerüstet halte, im Falle der Noth nach dem Beispiel der frommen Vorfahren, eidgenössisch Erlich und redlich mit Rath und That beizustehen."

So wohlthätig für die Zukunft das Vorgehen der Stadt sich geltend machen konnte, so durfte man es dabei doch nicht bewenden lassen; denn bis nur einmal die Tagsatzung ihre Hülfe zugesagt hatte, war schon mehr als ein voller Monat verstrichen. Wichtiger war darum für den Augenblick die andere Verfügung: Der Obristleutnant, der Wachtmeister, Joh. Rud. Wettstein und der Stadthauptmann sollten sich nach Benken hinaus verfügen, um an Ort und Stelle zu beraten, „wie die beiden Dörfer zu erhalten und vor solchen Ueberfällen fürters zu schützen, und besonders wie die Erndt möchte sicher eingebracht werden; denn die armen unschuldigen Leuthe waren solcher gestalt geängstigt und vergölsteret, daß schier keiner mehr bei seinem Hauswesen verbleiben und der so hochnotwendigen Veldtarbeit abwarten darf."

Die Vorkehrungen, die getroffen worden sind, sind zwar unbekannt, aber nicht fruchtlos gewesen. Denn drei Tage nach dem letzten Ueberfall, an einem Sonntag, brachen wieder an die 50 oder mehr solcher Lands- und Straßenräuber unversehens ein, wurden diesmal aber verjagt. Am 18. Juni zogen dieselben Reiter nach Bottmingen, dann nach Münchenstein, auch nach Dornach; wurden aber an letzterem Orte mit Stücken abgetrieben. Nur noch einmal, am 3. Februar des folgenden Jahres, wurde Benken ernstlich bedroht. 50 kaiserliche Reiter hatten Benken angegriffen; Basler Reiter aber kamen ihnen zuvor und jagten ihnen 20 Pferde

ab. Auch sonst gab es noch mancherlei kleinere Zwischenfälle. Einmal wurde dem Metzger ein Pferd gestohlen, ein andermal dem Bannwart ein Stier von den Soldaten entführt, „worüber der arme finkh langs und umstendlich vor dem Rath erzellt, wie es mit dem Stier ergangen.“ Noch ganze dreizehn Jahre sind vergangen, bis völliger Friede ins Land gekommen ist. Aber noch weit länger hat es gewährt, bis alle die Wunden, die jener Krieg geschlagen hatte, geheilt waren.

Die Bemühungen des Rats wie der Gemeinde selbst, das Verlorene wieder zu gewinnen, blieben in allen Fällen vergeblich; von dem geraubten Gut ist „kein Hellers werth“ wieder eingebracht worden. Einzelne Personen, wie die ganze Gemeinde waren auf Unterstützung von Seite der Stadt angewiesen. Vor allem hat der Schuldiener zu Benken seine Not und äußerste Armut durch eine demütige Supplication zu erkennen gegeben und „umb ein steuwer, auch andern Schuldienst“ angehalten. Daß der Rat der Gemeinde Frucht vorgeschossen hat, ist bereits erwähnt worden. Jedoch war es der Gemeinde unmöglich, den Termin für die Bezahlung einzuhalten. Noch am 23. März des folgenden Jahres baten der Meyer und die Geschworenen den Rat, „denjenigen, so unsern gn. Herren noch etwas in Früchten zu thun schuldig, zu gestunden, bis vff künftige Erndtszeit.“ Einen Monat später hielten sie an, „ihnen mit Verleihung von etwas Früchten zu Hilff zu kommen.“ Noch einmal wurden ihnen 24 Säcke halb Weizen, halb Roggen durch und durch um 20 ℔, unfehlbarlich bis Martini zahlbar, bewilligt. Ein gutes Jahr war freilich mehr wert als solche obrigkeitliche Hilfe!

Wir dürfen aber nicht vergessen, manche Gemeinden in der Umgebung, so vor allem Oberwil, wurden noch weit härter mitgenommen. Bis man sich wieder von all diesen Kriegsnöten erholte, vergingen Jahrzehnte. Der Bauernkrieg, der im Jahre 1653 aus-

brach und auch die Landschaft ergriff, ist zum Teil eine Folge des Schwedenkrieges. Denn vor allem war es die Erbitterung gegen die Entrichtung von Soldatengeldern, welche die Unterthanen in der Landschaft veranlaßt hatte, sich der großen Bewegung anzuschließen. Das ganze Münchensteiner Amt und mit ihm Benken hatte freilich treu zur Stadt gehalten. Als aber der Sturm vorüber war und der Himmel sich wieder aufgehellt hatte, da benützte die Gemeinde die Ruhe und Stille, ihre bis dahin zurückgehaltenen Wünsche zu äußern. Im Jahre 1654 nämlich bat die Gemeinde die Stadt, ihr die seit 8½ Jahren noch rückständigen Soldatengelder im Betrage von 1100 fl zu erlassen. Obwohl bereits 20 Jahre verflossen waren, durfte die Gemeinde doch mit Recht ihre Unfähigkeit, die Summe zu entrichten, neben ungünstiger Witterung, sowie einem großen Viehsterben, „wobei in zwei Monaten 50 Stück Vech' zu vnnutz abgegangen,“ doch vor allem mit dem Hinweis auf jene dreimalige Ausplünderung begründen, deren Opfer sie in den Jahren 1634 und 1635 geworden war.



Pfarrer Sebastian Spörlin,

Schulinspektor, 1745—1812.

Von

Dr. J. W. Heß.

Das alte Baslergeschlecht Spörlin, dessen Mannsstamm im Jahre 1827 bei uns ausgestorben ist, hat dem Gemeinwesen eine Reihe tüchtiger Männer geschenkt, die sich in angesehenen Stellungen mannigfaltige Verdienste erworben haben. Schon der erste des Namens, der im Jahre 1471 zu Hammelburg im Frankenlande geborene und später nach Basel ausgewanderte Georg Spörlin, hat, nachdem er 1498 das Basler Bürgerrecht erworben, vom Jahre 1524 an seine Zunft im Rate vertreten. Hundert Jahre nachher ist Sebastian Spörlin, durch das Zutrauen der Mitbürger von einem Ehrenamte zum andern berufen, bis zur höchsten Würde eines Bürgermeisters emporgestiegen. Zwar hat die Familie nicht vermocht, sich längere Zeit hindurch auf dieser Höhe zu erhalten; um so angelegentlicher ist sie darauf bedacht gewesen, die Erinnerung an jenes Standeshaupt und das Andenken an den in seiner Person gleichsam verkörperten Glanz und das Ansehen des Geschlechtes dadurch festzuhalten, daß dem ältesten Sprößling jeweilen der Taufname Sebastian beigelegt wurde.

Der letzte Träger dieses Namens, der Mann, dessen Lebensgang uns beschäftigt, hat zwar im Staate eine besonders hervorragende

Stellung weder eingenommen noch angestrebt. Geboren den 3. August 1745, war Sebastian Spörlin das erste von fünf Kindern, die einem an Jahren ungleichen Ehepaare geschenkt wurden. Der Vater Sebastian, geboren im Jahre 1700, hatte sich der juristischen Laufbahn gewidmet und versah das Amt eines Notars. Die um 23 Jahre jüngere Mutter gehörte der angesehenen Familie Battier an. Aus dem ältesten Sohne der beiden ist in der Folge ein schlichter Landpfarrer geworden, der sich nicht allein des Seelenheiles der ihm anvertrauten Gemeinden treulich angenommen, sondern namentlich auch um die bessere Erziehung der Jugend wohl verdient gemacht hat. Allerdings hat unser Spörlin weder als Prediger noch als Pädagog Aufsehen gemacht. Seinem schüchternen, mit Vorliebe die stille Verborgenheit aufsuchenden Charakter entsprach eine wenig in die Augen fallende Wirksamkeit besser. Da er sich aber in mehr als einer Beziehung um unser Gemeinwesen Verdienste erworben hat, so ist es eine Pflicht der Dankbarkeit, sein Gedächtnis der Vergessenheit zu entziehen und dafür zu sorgen, daß es bei der Nachwelt in Ehren gehalten werde.

Spörlin hat im Jahre 1786 angefangen, seine Lebensgeschichte selber aufzuschreiben, ist aber damit nicht über seine Jugendjahre hinausgekommen. In diesen Aufzeichnungen macht er die Bemerkung, daß sie zu einiger Beleuchtung des häuslichen und öffentlichen Erziehungswesens seiner Vaterstadt dienen möchten. Aus diesem Grunde hat er den Eindrücken und Erinnerungen an seine Schulzeit eine besonders eingehende Berücksichtigung geschenkt. Mit lebendigen Farben weiß er nicht nur über die bei seiner frühesten Auferziehung befolgte herkömmliche, aber verkehrte Behandlungsweise zu berichten, sondern er entwirft auch ein keineswegs schmeichelhaftes Bild von der in seiner Jugend angewandten Unterrichtsmethode. Schon in der Kleinkinderschule sei er mit der Erlernung der fünf Hauptstücke der christlichen Religion, der sieben davidischen Bußpsalmen „nach Lob-

wassers verwässerter Uebersetzung" und „von Gebeten in Angst-, Not- und Todesfällen" gemartert worden. Zugleich habe es die Lehrerin darauf abgesehen, den ihr anvertrauten Kindern durch die Erzählung von allerlei Gespenster- und Schauergeschichten eine abergläubische Angst einzujagen, weil sie kein besseres Mittel kannte, um das unruhige, kleine Völkchen zum Stillesitzen und an Gehorsam zu gewöhnen. Spörlin weiß davon zu erzählen, daß ihm wegen eines unbedeutenden Vergehens von der Lehrerin einmal gedroht worden sei, sie werde ihn dem eben vorübergehenden Schornsteinfeger ausliefern. Vor Anfregung darüber sei er nicht nur in eine heftige Krankheit verfallen, die ihn dem Tode nahe brachte, sondern er habe noch als erwachsener Mann niemals einem Schornsteinfeger auf der Straße begegnen können, ohne das peinliche Gefühl einer unwillkürlichen Beängstigung zu empfinden. In lebendiger Erinnerung an die in der Kleinkinderschule einst ausgestandenen Marterstunden fordert Spörlin in seiner Jugendgeschichte, daß doch die Errichtung und Leitung solcher Schulen ja nicht dem Belieben unberufener und untüchtiger Persönlichkeiten überlassen werden möchte, sondern daß der Obrigkeit allein die Befugnis zustehen sollte, „nach befindenden Umständen" und unter der Bedingung „einer ganz genauen Beaufsichtigung" die Erlaubnis dazu zu erteilen.

Aus der Kleinkinderschule trat Spörlin fast unmittelbar ins Gymnasium ein. Weil die auf diese Anstalt vorbereitenden öffentlichen Elementarschulen ihrem Zweck zu jener Zeit nur höchst unvollkommen entsprachen, ließen wohlhabendere Eltern ihre zum Eintritte ins Gymnasium bestimmten Knaben durch Privatlehrer zu Hause unterrichten. Dies war leicht genug; denn die Anforderungen an die Aufzunehmenden gingen nicht über ein ganz bescheidenes Maß von Lesen- und Schreibenkönnen hinaus. In kurzer Zeit eignete sich Spörlin das Nötige an und wurde trotz seinem noch sehr jugend-

lichen Alter von noch nicht ganz sieben Jahren auf Ostern 1752 in die unterste Klasse des Gymnasiums aufgenommen.

Auch in dieser Schule wurde das Hauptgewicht auf die äußere Aneignung religiösen Wissens gelegt. Als Lehrmittel diente das „Nachtmahlbüchlein," ein für das jugendliche Verständnis ganz ungeeignetes, selbst für Erwachsene viel zu abstrakt und dogmatisch gehaltenes Buch, das die Schüler wörtlich auswendig lernen mußten. An die Stelle der Mittel, wodurch die Kleinkinderschule auf die Gemüter der zarten Jugend eingewirkt und Ruhe und Gehorsam aufrecht erhalten hatte, trat im Gymnasium bei Gelegenheit ein anderes noch weit bedenklicheres. Spörlin erzählt nämlich, es sei Uebung gewesen, an dem Tage, wo einem todeswürdigen Verbrecher das Endurteil vorgelesen wurde, den Unterricht des Morgens um neun Uhr zu schließen und die Schüler ins Richthaus zu geleiten, wo ihnen innerhalb der Schranken ein besonderer Platz eingeräumt war. Man beabsichtigte wohl, der Schuljugend durch den Anblick des zerknirschten Missethäters einen nachhaltigen Abscheu vor dem Verbrechen und einen heilsamen Schrecken vor dessen Folgen einzuflößen. Spörlin hat aber einen widerlichen Eindruck davon behalten und spricht seine entschiedene Mißbilligung gegen ein derartiges Abschreckungsmittel aus.

Daß es aber auch mit dem Unterricht, wie er um die Mitte des 18. Jahrhunderts im Gymnasium erteilt wurde, sehr übel bestellt gewesen sei, geht nicht nur aus Th. Burckhardts Geschichte dieser Anstalt, sondern auch aus Spörlins Aufzeichnungen hervor. Das Gedächtnis allein wurde geübt, das Verständnis völlig vernachlässigt. Mit Unmut und Bitterkeit läßt sich Spörlin über seine Lernjahre also vernehmen: „In der schönen Zeit von beinahe vier Jahren habe ich außer einigen leichten Lese-, Schreib- und Rechnungsübungen und den Anfängen der Singkunst zur Förderung des öffentlichen Gottesdienstes nur das Nachtmahlbüchlein ohne

Herz und Sinn, mit mehrerer Teilnehmung eine Anzahl biblischer Historien nach Hübner, etwelche weltliche Geschichten aus der Acerra philologica, die Anfänge der lateinischen Grammatik nach dem Artikelbüchlein, deklinieren und konjugieren, sowie die Anfänge und Regeln der Syntaxis nach Cellarius, einige hundert lateinische Wörtlein und kleine Phrasen, teils aus dem Vocabulario über Corderii Colloquia, teils in die Feder diktiert, erlernt. Hierauf bin ich angehalten worden, aus letztbemeldtem Buch und Castellionis Dialogis sacris, soviel zum Behuf der halbjährigen Prüfung unumgänglich erforderlich, erbärmlich ins Deutsche und eine Menge Themata aus dem Deutschen ins Lateinische zu übersetzen. Zu guter Letzt kamen mir noch Catonis Disticha moralia mit Opitzens Uebersetzung zu Gesicht, wobei ich die Præcepta Poeticæ und skandieren wie auch aus den Crepundiis græcis die Anfänge der griechischen Sprache, das heißt lesen, lernte. Aus der Geographie lernte ich ein mageres Gerippe, nämlich die vier Weltteile, Kaisertümer, Königreiche und Fürstentümer dem bloßen Namen nach, aber weiter aus so vielen, jedermann nützlichen und angenehmen Wissenschaften — Gott weiß — nur gar nichts kennen und blieb so unter der unverantwortlichsten Marter des Gedächtnisses bettelarm am Verstande, herzlich froh, wenn ich mit dem kommenden Abend das einte und andere der vorgemeldten Bücher beiseits legen konnte, ohne daß sie die empfindlichsten Spuren des heiligen Eifers meiner Lehrer auf Hand und Rücken zurückließen."

Ein solch trauriges Ergebnis mußte auf den lernbegierigen und gutbegabten Schüler einen um so entmutigendern Eindruck machen, als er es an Fleiß und Mühe nicht fehlen ließ, seine Lehrer zufrieden zu stellen. Nicht nur rückte er von Jahr zu Jahr ohne Mühe in die obern Klassen vor, sondern er trug auch halbjährlich nach den öffentlichen Prüfungen eine Anzahl Prämien als Zeichen des Fleißes nach Hause. Neben der Schule erhielt er

überdies in der Freizeit daheim einen vielstündigen Privatunterricht; denn die allzuängstlichen Eltern meinten, ihren Knaben dadurch vor schädlicher Zerstreuung und dem Umgange mit weniger gesitteten Kameraden am besten bewahren zu können. So verlebte Spörlin eine an Freuden arme Jugendzeit. Von einer Abwechslung zwischen Arbeit und Erholung, von einem fröhlichen Spiele mit Altersgenossen, von einem in Gesellschaft der Eltern unternommenen Spaziergange oder gar von einem Ausfluge in die Umgegend, überhaupt von Ferien und von den zahlreichen Genüssen und Annehmlichkeiten, womit dieser Begriff für die gesamte Schuljugend unserer Tage verbunden ist, von alledem weiß Spörlins sonst so ausführliche Jugendgeschichte kein Wörtchen zu berichten. Unter solchen Umständen war es für den Knaben ein Glück, daß er aus den beschränkten Verhältnissen der Vaterstadt hinausgeführt und in andere Umgebungen versetzt wurde.

Der Ertrag des väterlichen Notariatsgeschäftes und die ökonomischen Mittel der Eltern Spörlins überhaupt scheinen im Laufe der Jahre zur Bestreitung des Haushaltes nicht mehr ausgereicht zu haben. Gewisse Hoffnungen auf eine Verbesserung der Lage durch Erbschaft und sonstige Glücksfälle hatten sich als Täuschungen erwiesen. Spörlins Vater faßte darum den Entschluß, sein Glück an einem andern Orte zu versuchen. Von einem ungenannten geistlichen Fürsten des deutschen Reiches hatte er „einen gnädigen Wink" erhalten, der die Hoffnung auf eine feste Anstellung in dessen „französischen Landen" in ihm weckte. Dies genügte, um ihn zu bestimmen, in dem vorgerückten Alter von 55 Jahren der Vaterstadt den Rücken zu kehren und mit den Seinigen einer ungewissen Zukunft entgegen zu wandern. Wohin die Familie sich gewandt habe, läßt sich nicht bestimmen; denn Spörlin pflegt in seiner Biographie Eigennamen entweder ganz zu verschweigen, oder mit dem bloßen Anfangsbuchstaben anzudeuten. An unserer Stelle

schreibt er, seine Eltern hätten sich zu D. zwischen P. und S. niedergelassen. Der Zusatz, daß „in diesem artigen, kleinen Städtchen mehr französisch als deutsch gesprochen worden sei," läßt auf eine Ortschaft im Lothringischen schließen. Um das früher Gelernte nicht zu vergessen und nicht müssig zu bleiben, erhielt Spörlin bei einem graubärtigen Kapuziner Unterricht im Latein und in den Anfängen der französischen Sprache.

Die Hoffnung auf eine feste Anstellung des Vaters ging jedoch nicht in Erfüllung. Da wurde ihm unvermutet die durch plötzlichen Todesfall freigewordene, einträgliche Verwaltung der ausgedehnten Malteserkommende L. im B. angeboten, worunter ohne allen Zweifel die an der Straße von Freiburg nach Stühlingen nördlich von St. Blasien gelegene Ortschaft Lenzkirch im Breisgau zu verstehen ist. Natürlich griff Spörlins Vater mit beiden Händen zu. Die unruhevollen Zeiten der Uebersiedlung brachten freilich den Bildungsgang des Sohnes einigermaßen ins Schwanken, und Spörlin gesteht, daß er, sich selbst und einer Anzahl mutwilliger Dienstboten überlassen, der Gefahr der Verwilderung ausgesetzt gewesen sei. Noch zur rechten Zeit übergab ihn aber der Vater im Mai 1756 ohne das geringste Bedenken wegen des Unterschiedes der Konfession der mit dem benachbarten Benediktiner-Kloster St. Blasien verbundenen, gut geleiteten Erziehungsanstalt für Knaben.

Hier kam endlich Spörlin in eine Umgebung, die seine geistige Entwicklung nachhaltig förderte und ihr eine neue Richtung gab. Mit Leichtigkeit fand er sich in den neuen Verhältnissen zurecht. Lebendig schildert er den Eindruck, den das Kloster mit seiner prächtigen Kirche, seinen weitläuftigen Gebäulichkeiten, seinen naturhistorischen Sammlungen, seiner Bibliothek und andern Sehenswürdigkeiten auf ihn hervorgebracht habe. Mit Vergnügen spricht er von dem, einen abgeschlossenen Teil des Ganzen bildenden Pensionate, von dem geräumigen, freundlichen Arbeitszimmer der zwölf

Zöglinge und dem daran stoßenden hellen, luftigen, gemeinschaftlichen Schlafsaale. Der Verkehr zwischen dem Lehrer und den Schülern war ungezwungen und zutraulich und ließ das Gefühl einer lästigen Ueberwachung nicht aufkommen. Auf die Stunden gemeinsamer Arbeit folgte regelmäßig eine Zeit der Erholung, sei es daß die Zöglinge im Klosterhofe an einem muntern Ball- oder Kegelspiele teilnehmen durften, sei es daß sie einen Spaziergang in die Umgegend ausführten, womit der begleitende Lehrer auf ungesuchte Weise allerhand Belehrungen aus dem Gebiete der Naturgeschichte zu verbinden wußte. Daneben wurden die Knaben aber auch an Anstand, Höflichkeit und gute Lebensart gewöhnt. An Festtagen nämlich und bei besonders feierlichen Anlässen durften sie in Gemeinschaft der Konventualen speisen, oder sie wurden sogar an die Tafel des Fürstabtes gezogen. Man sah es gerne, wenn sie bei solchen Gelegenheiten ihre kleinen Anliegen und Wünsche in wohlgesetzten Redewendungen aussprachen, oder wenn sie durch die Aufführung „artiger Sittenspiele“ etwas zur Unterhaltung der Gesellschaft beitrugen.

So angenehm und vergnüglich dieses alles dem jungen Spörlin vorkommen mochte, so sehr war er anfänglich betroffen, als ihm in der Schule sein Platz in der untern Abteilung bei den sogenannten Rudimentisten angewiesen und ihm bedeutet wurde, er hätte eigentlich nach dem Stande seines Wissens den allerersten Anfängern, den „Prinzipisten,“ zugeteilt werden sollen. Weit entfernt aber dadurch verdrossen zu werden, stachelte die Zurücksetzung seinen Ehrgeiz. Mit Aufbietung alles Fleißes brachte er es dahin, daß er schon im Herbst in die zweite, ein Jahr darauf in die dritte Abteilung befördert und noch dazu mit einem prächtigen præmium diligentiæ beschenkt wurde.

Voll Freude darüber eilte er nach Lenzkirch, um die Ferien im Kreise seiner Familie zuzubringen und nachher wieder mit fri-

ſchem Eifer zu ſeinen liebgewonnenen Studiengenoſſen zurückzukehren. Allein der Menſch denkt und Gott lenkt. Der kränkelnde Vater war froh, den Sohn wieder bei ſich zu haben, und gedachte, ſich an ihm einen zuverläſſigen Gehilfen heranzuziehen. Kaum hatte aber der Knabe angefangen, in der Schreibſtube des Vaters zu arbeiten, ſo ereilte dieſen plötzlich der Tod (1757, Oktober 30). Mit ſchmerzlicher Rührung gedenkt der Sohn des Verluſtes, der die Seinigen nicht nur des Ernährers, ſondern auch des liebevollen Hauptes und eines treugeſinnten Freundes beraubt habe. Um ſo inniger ſchloß er ſich an die Mutter an, „die ihm,“ wie er in ſeiner Biographie bemerkt, „in der Welt immer das Liebſte geweſen ſei.“ Von einer Rückkehr nach St. Blaſien konnte nun vollends keine Rede mehr ſein. Spörlin hat aber den dortigen Aufenthalt in liebevollſtem Andenken behalten und es immer gerühmt, daß die daſelbſt zugebrachten anderthalb Jahre diejenige Zeit ſeines Lebens geweſen ſei, die er mit dem meiſten Vergnügen und dem größten Nutzen zugebracht habe. Auf ſein ſinniges Gemüt haben die auf den Tod des Vaters folgenden Tage des Leids und ſchwerer Sorge einen unauslöſchlichen Eindruck hinterlaſſen. Der Hang zu träumeriſchem Verweilen in ſtiller Zurückgezogenheit, der Spörlin eigen iſt, mag wohl hauptſächlich dieſer Zeit ſeinen Urſprung verdanken.

Nach der Abwicklung der geſchäftlichen Angelegenheiten kehrte die Witwe mit ihren fünf unerzogenen Kindern nach Baſel in ihre leerſtehende Behauſung zurück. Zunächſt handelte es ſich für den älteſten, zum Studium beſtimmten Knaben um den Wiedereintritt ins Gymnaſium. Obgleich Spörlin im Griechiſchen noch faſt gar keinen Unterricht genoſſen hatte, beſtand er nicht nur die Aufnahmsprüfung, ſondern wurde auch unbedenklich der oberſten Klaſſe zugeteilt, woſelbſt er wieder mit ſeinen ehemaligen Kameraden zuſammentraf. Es fiel ihm freilich nicht leicht, ſich von neuem, wie er ſich ausdrückt, an die „ſchlechte Koſt“ zu gewöhnen, die das

Gymnasium noch immer seinen Schülern bot. In jener obersten Klasse wurde damals „neben dem Religionsunterrichte im Lateinischen aus Justino, Eutropio und Ovidii Tristibus überaus wenig, im Griechischen aus dem Neuen Testament und Aesopi Fabulis ebensowenig gethan." Die meiste Zeit sei „auf lateinische und griechische Themata und versetzte Verse verwendet, Geographie, Historie und Sternkunde" (d. h. ohne Zweifel die sogenannte mathematische Geographie) „zum bloßen Spielding gemacht worden." Die Lehrer seien vollkommen zufrieden gewesen, wenn die Schüler nur „die vorhandenen Fragstücklein" (d. h. die in der Form von Katechismen abgefaßten Lehrbücher) „gut oder übel verstanden, hätten richtig hersagen können." Mit einer so mangelhaften Vorbereitung schloß Spörlins Gymnasialunterricht ab. Im Herbst 1758 wurde er nach wohlbestandener Prüfung „ad lectiones publicas promoviert," d. h. Student. Ohne seine Meinung anzuhören, war die Wahl seines Studiums schon zum voraus im Familienrate festgesetzt worden. „Würde er sich," so hatte es geheißen, „der Kanzel widmen, so wäre alle Wahrscheinlichkeit, daß er auch eine zeitliche Versorgung hoffen dürfe; denn der größte Teil der bediensteten Geistlichen in der Stadt und auf der Landschaft sei ziemlich betagt und die Anzahl der Studierenden gar nicht beträchtlich." Spörlin hat später das Bedenkliche solcher materiellen Erwägungen selber eingesehen. „Die Wahl seiner künftigen Bestimmung," bemerkt er, „sei von seiten seiner Freunde eine wahre Spekulation gewesen; aber der Herr habe ihren Rat nicht zu Schanden werden lassen, sondern sein Vornehmen mit dem gewünschtesten Erfolge gesegnet."

Damit schließen Spörlins Aufzeichnungen aus seiner Jugendgeschichte ab, und wir sind für das Folgende auf andere Quellen angewiesen.

Bis zum Jahre 1769 erfahren wir über Spörlins weitere Erlebnisse nur sehr wenig. Kaum hatte er im Jahre 1766 das

theologische Examen bestanden und war als Geistlicher ordiniert worden, so erging der Ruf an ihn, als reformierter Prediger nach der polnischen Hauptstadt Warschau abzureisen. Er konnte sich aber wegen der Unsicherheit der politischen Zustände im polnischen Reiche nicht dazu entschließen. Dagegen nahm er gerne eine Hauslehrerstelle zu Murten an, die ihn nicht soweit in die Ferne führte und ihm neben der Praxis des Unterrichtes erlaubte, sich im Predigen zu üben. Nach drei Jahren folgte er dem Rufe als Pfarrer nach der deutsch-reformierten Gemeinde zu Markirch oder Mariakirch im Elsaß.

Einem jungen Basler Theologen stand vor den politischen Umwälzungen am Ende des 18. Jahrhunderts ein ungleich ausgedehnteres Gebiet offen als heutigen Tages. Wir finden Geistliche aus Basel häufig im Auslande, namentlich an den Höfen kleiner Reichsfürsten oder an reformierten städtischen Gemeinden da und dort in deutschen Landen. In der Fremde fanden sie die willkommene Gelegenheit, ihren Gesichtskreis über den beschränkten Raum der vaterstädtischen Ringmauern auszudehnen, fremde Anschauungen, Sitten und Einrichtungen kennen zu lernen und das Gebiet ihres Wissens nach allen Richtungen zu erweitern.

Zu den Ortschaften, wo Prediger aus Basel vorzugsweise eine Anstellung gefunden haben, gehört das in einem Thale der Vogesen gelegene Markirch, und es mag hier wohl am Platze sein, über das freundnachbarliche Verhältnis einige Mitteilungen zu machen, das mehr als 120 Jahre lang zwischen beiden Städten bestanden hat.

Das Thal, worin Markirch liegt, ist von dem der Rheinebene zueilenden Leberbache durchflossen, der ehemals die Grenzscheide zwischen zwei sprachlich und politisch scharf getrennten Gebieten bildete. Die linke, nördliche Seite wurde zu Lothringen, die rechte, südliche, zur Herrschaft Rappoltstein im Elsaß gerechnet. Dort

war die französische, hier die deutsche Sprache vorherrschend. Frühe schon hatte die reformierte Lehre im Thale Eingang und namentlich von Genf aus Verbreitung gefunden. Die evangelischen Markircher unterhielten deshalb von jeher nicht allein mit ihren Glaubensverwandten im deutschen Reiche, sondern auch mit Genf und den reformierten Ständen der schweizerischen Eidgenossenschaft eine lebhafte Verbindung.

Im 17. Jahrhundert traten in den Verhältnissen des Städtchens folgenschwere Veränderungen ein. Einesteils ging der früher lohnende Bergbau, dem der Ort seinen französischen Namen S. Marie-aux-Mines verdankt, immer mehr zurück; anderntheils kam Markirch mit dem Elsaß unter französische Oberhoheit. Als sich der Erbe der Herren von Rappoltstein, der Landgraf von Hessen-Birkenfeld, aus freien Stücken dem Könige Ludwig XIV. unterwarf, erhielt er zum Lohne die Zusicherung freier Religionsübung zu Gunsten seiner Unterthanen. Ein mehreres für diese zu thun war er nicht in der Lage. Die in ihrem Hauptverdienste bedrohten und in ihrer finanziellen Bedrängnis um den Fortbestand ihrer reformierten Gemeinde besorgten Bürger von Markirch sahen sich nach Unterstützung um und wandten sich nicht vergebens an die reformierten Stände der schweizerischen Eidgenossenschaft, in erster Linie an Basel. Von 1663 an bis 1786 hat unsre Stadt die evangelischen Glaubensbrüder mitten in dem abgelegenen Vogesenthale mit einer ununterbrochenen Reihe von vierzehn Predigern versehen, die vom Jahre 1698 an sogar unmittelbar vom Basler Kirchenrate gewählt wurden.

Es würde uns viel zu weit führen, wenn wir auf diese Verhältnisse näher eintreten wollten. Für unsern Zweck genügt die Bemerkung, daß das Amt, das Spörlin als vorletzter in der Reihe der von Basel aus bestellten Prediger übernommen hat, hauptsächlich durch die unerquicklichen Zänkereien erschwert wurde, die schon früher zwischen der französisch- und der deutsch-reformierten

Gemeinde zu Markirch ausgebrochen waren. Ueber Spörlins pfarramtliche Thätigkeit erfahren wir nur wenig. Es wird ihm das Zeugnis gegeben, „daß er sich durch gewissenhafte Amtsführung und durch humane Denkungsart die allgemeine Liebe und Hochachtung erworben und daß ihm seine ganze Gemeinde ein freundliches Andenken bewahrt habe.“

Für Spörlins innere Entwicklung ist der freundschaftliche Verkehr wichtig geworden, in den er von Markirch aus mit Pfeffel und mit Oberlin getreten ist. Zu Pfeffel in Kolmar, dem für die philanthropischen Bestrebungen seines Zeitalters und für alles Gute und Edle begeisterten Dichter, fühlte sich Spörlin zunächst wohl darum hingezogen, weil er für seine eigenen, wenn auch schüchternen, poetischen Versuche an Pfeffel einen wohlwollend-aufmunternden Beurteiler fand. Auch in pädagogischen Fragen, die Spörlins Interesse besonders lebhaft in Anspruch nahmen, war Pfeffel als Vorsteher einer geschätzten Erziehungsanstalt ein kundiger Ratgeber. Im Steinthale bei Vater Oberlin sodann lernte Spörlin nicht nur die von diesem ächt christlichen Seelsorger ins Leben gerufenen mannigfaltigen und zweckmäßigen Verbesserungen zur Hebung der moralischen und materiellen Lage seiner Gemeinden kennen, sondern er fand auch Gelegenheit, sich von dem guten Erfolge der von dem praktischen Oberlin in seinen Gemeindeschulen eingeführten verbesserten Unterrichtsmethode zu überzeugen. Von den dort ins Leben gerufenen Neuerungen zur Veranschaulichung und Vereinfachung des Unterrichtes hat Spörlin späterhin Einiges in seinen Landschulen zur Anwendung gebracht. Namentlich spricht er anerkennend von einem Erleichterungsmittel zur Einprägung der Geographie durch Anleitung der Schüler zum Landkartenzeichnen und zur Ausfüllung sogenannter stummer Karten.

Als gereifter Mann mit erweitertem Blicke, reich an Erfahrungen und sich seines Zieles bewußt, kehrte Spörlin nach dreizehn-

jähriger Abwesenheit im Jahre 1779 in die Heimat zurück, um die Pfarrei Diegten-Eptingen auf der Landschaft Basel anzutreten. Er that dies mit dem ernsten Vorsatze, in jeder Hinsicht für das Beste seiner Gemeinde zu sorgen und seine Zuhörer „nicht nur auf ein Glück hinzuweisen, das etwa eine ferne Zukunft ihnen in Aussicht stelle, sondern das sie bereits schon hienieden genießen könnten." Die Aufgaben seines Amtes machte er zum Gegenstande seines reiflichen Nachdenkens. Kein Freund geräuschvoller Geselligkeit verweilte er am liebsten auf dem einsamen Rasenhügel zunächst bei der Kirche seines Pfarrdorfes, wo spärliche Ueberreste an das Vorhandensein der ehemaligen Burg Eschenz erinnerten. Dort hing er den Betrachtungen nach, die bei der Vergleichung der einstigen und der gegenwärtigen Zustände der zu seinen Füßen ausgebreiteten Landschaft in ihm aufstiegen; dort ließ er den stillen Frieden, der über dem lieblichen Gelände lag, auf sein für solche Eindrücke besonders empfängliches Gemüt einwirken. „Herrliches Plätzchen," ruft er begeistert aus, „das mir die Vorsehung im besten Alter schenkte! Nicht bloße Uebersicht eines Dorfes oder so vieler Felder, Wiesen und Gärten macht dich mir so angenehm, sondern Betrachtung meiner selbst und anderer, mit welchen ich in näherer oder entfernterer Verbindung stehe, Aufsicht über Thätigkeit und Unthätigkeit, rechte Anwendung dieses Lebens, ernste Vorbereitung aufs zukünftige, das, geliebte, kleine Anhöhe, wird mich dir oft nahe bringen, und so wirst du mir und ihnen heilig sein."

Den dort zugebrachten Stunden der Sammlung und religiöser Weihe verdanken zwei Schriften ihre Entstehung, die Spörlin in der ersten Zeit seiner pfarramtlichen Thätigkeit veröffentlicht hat. Die erste erschien 1782 anonym unter dem seltsam und etwas gesucht lautenden Titel „Verschiedenes über Allerhand." Teils in gebundener, teils in ungebundener Form werden darin hauptsächlich die Freuden der Einsamkeit, die Vorzüge einer einfachen und ge-

nügsamen Lebensweise, die Annehmlichkeiten des Landlebens, die Schönheiten der Natur, oder die veredelnden Empfindungen der Freundschaft gepriesen.

Spörlins zweite Schrift ist ein im Jahre 1786 unter seinem Namen erschienenes Andachtsbuch, dessen vorwiegend erbaulicher Inhalt eine Reihe von frommen Gedanken über Fragen und Erfahrungen des innern Lebens zum Gegenstande hat.

Beide Schriften erheben so wenig wie Spörlins Predigten, von denen seine Familie pietätvoll eine Anzahl aufbewahrt, Anspruch auf hervorragende Leistungen. Es sind schlichte Ergüsse eines ernstgesinnten, nach Vervollkommnung ringenden Gemütes, deren zum Teil schwülstiger, zum Teil nüchterner und lehrhafter Ton uns zwar nicht hinreißt, aus denen uns aber die aus einer festen Ueberzeugung hervorquellende Sprache eines redlichen, aufrichtigen und demütigen Christen entgegenklingt. Wir lernen einen lautern Charakter, einen wohlmeinenden Freund des Volkes, einen kindlichgläubigen Seelsorger kennen, der für sich selber unbeirrt durchs Leben geht und das frohe Bewußtsein der Versöhnung mit Gott, das er in sich empfindet, auch andern zu vermitteln bestrebt ist.

Daß Spörlin neben diesen auf die geistige Veredlung und Umgestaltung abzielenden Bestrebungen auch die Verbesserung von Angelegenheiten des praktischen Lebens keineswegs außer Acht ließ, geht aus dem lebhaften Interesse hervor, das er besonders der Hebung der Landwirtschaft entgegenbrachte. Hauptsächlich um durch die nach der neuen Methode betriebene Bewirtschaftung seiner Pfrundgüter andern mit seiner Erfahrung und gutem Rate dienen zu können, trat er landwirtschaftlichen Vereinen bei. Seiner Anregung war es denn auch später zu verdanken, daß die Regierung im Jahre 1809 zwei basellandschaftliche Lehrer nach Hofwyl entsandte, um unter Fellenberg eine gründliche Anleitung zur rationellen Betreibung des Landbaues zu empfangen.

Spörlins Hauptthätigkeit liegt jedoch auf dem Gebiete der Pädagogik. Als ein Kind seines Zeitalters, das ja vorzugsweise den Beinamen des „pädagogischen“ erhalten hat, nimmt er an allem, was mit Erziehung und Unterricht in Verbindung steht, den lebhaftesten Anteil. Mit Vorliebe hebt er in seiner Jugendgeschichte alles hervor, was damit in Verbindung steht. Nicht allein das Nachdenken über die Fehler, die bei seiner eigenen Erziehung begangen worden waren, sondern mehr noch seine Erlebnisse als Hauslehrer, die Erfahrungen, die er als Geistlicher bei der Unterweisung der Jugend sammelte, die von ihm bei seinen Schulbesuchen gemachten Beobachtungen, der lebhafte Gedankenaustausch mit Freunden, vertieft durch das Studium der namhaftesten pädagogischen Schriftsteller, das alles befähigte ihn in hohem Grade zu einem richtigen Urteil über Erziehungsfragen im weitesten Umfange.

Schon in der Schrift „Verschiedenes über Allerhand“ hat er seine Ansichten darüber entwickelt, wie der erste Unterricht mit einer beschränkten Zahl von Privatschülern am zweckmäßigsten und erfolgreichsten einzurichten sei. Bald darauf bot ihm die Verbindung mit der Gemeinnützigen Gesellschaft, der er seit 1779 angehörte, Gelegenheit, mit Verbesserungsvorschlägen für die sehr darniederliegenden Landschulen vor einen weitern Kreis einsichtiger Schulfreunde zu treten.

Im Jahre 1787 beschäftigte sich die Gemeinnützige Gesellschaft von neuem mit der Frage, „ob nicht durch die Errichtung eines Seminarii etwas für die sehr vernachlässigte Classe der Dorf-Schulmeister gethan“ und damit zugleich „für die bessere Erziehung der Jugend gesorgt“ werden könnte. Die vier der Gesellschaft angehörenden Landpfarrer wurden um ein Gutachten darüber angegangen, „durch welche Mittel taugliche Schulmeister fürs Land zu pflanzen und der Unterricht in den Landschulen zu verbessern

wäre." Unter den eingegangenen Antworten nimmt Spörlins Arbeit nach Form und Inhalt die erste Stelle ein.

Der Verfasser leistet den Nachweis, daß alle Verbesserungen der Landschulen nur dann Aussicht auf Erfolg haben, wenn sie vom Staate ausgehen. Dessen Absichten mögen wohl „durch edelmütige und einsichtsvolle Patrioten" unterstützt werden; der Obrigkeit in erster Linie falle aber die Pflicht und die Aufgabe zu, dafür zu sorgen, daß die Schulen gut eingerichtet und daß nur taugliche Männer als Lehrer angestellt würden. Wir übergehen Spörlins Verbesserungsvorschläge, soweit sie sich auf die ökonomische Besserstellung der Lehrer, die Aufhebung des Privilegiums der Stadtbürger zur Bekleidung der bestbesoldeten Lehrerstellen auf der Landschaft, die Maßregeln zur Ordnung des Schulbesuches u. dergl. beschränken und begnügen uns, folgende zwei, bis dahin von niemand aufgestellte Forderungen anzuführen: die Errichtung von Sekundarschulen und die Einführung eines einheitlichen Schulinspektorates. Spörlin macht in Bezug auf ersteres geltend, daß in den drei bevölkertsten Ortschaften Liestal, Sissach und Waldenburg notwendig die Veranstaltung eines über den Rahmen der gewöhnlichen Elementarschule hinausgehenden Unterrichtes getroffen werden sollte. Dies wäre hauptsächlich durch die Mitteilung sogenannter „gemeinnütziger Kenntnisse," oder nach heutigem Sprachgebrauche der Realien, zu erreichen. Die Wünschbarkeit einer einheitlichen Schulaufsicht bringt Spörlin mit der Forderung eines neuen Schulgesetzes in Zusammenhang. „Damit ob dem (zu erlassenden) Schulplane gehalten werde," sagt er, „sollte eine hohe Obrigkeit einen Pädagogarchen oder Landschul-Inspektoren ernennen, welcher aber ein in der Erziehungskunst erfahrener, praktischer, aufgeklärter, gewissenhafter, rechtschaffener und tüchtiger Mann sein müßte, der alljährlich sämtliche Dorfschulen besuchen, ob dem neuen Schulplane in der Lehrmethode und Ordnung nachgelebt werde, einsehen, sich über alles

Mangelhafte oder zu Verbessernde mit dem Pastore Loci bereden und alljährlich einem hochwürdigen Kirchen- und Schul-Rat einen genauen Bericht eingeben müßte."

Die Gemeinnützige Gesellschaft hütete sich freilich, auf so weitgehende Vorschläge einzutreten. Sie blieb vielmehr ihrem schon früher gefaßten Grundsatze treu, „daß man dem Kaiser überlassen müsse, was des Kaisers sei," „weil ohne hochobrigkeitliche Verfügung und Genehmigung weder ins Große etwas vorgenommen, noch Kleines eingeführt werden könne," und beschloß, sich fernerhin auf die Unterstützung würdiger Lehrer durch Geldgeschenke und auf die Verbreitung nützlicher Schriften zu beschränken.

Letztern Gedanken griff Spörlin sofort auf und machte sich an die Bearbeitung eines volkstümlichen Lesebuches, das den Landmann über die wichtigsten Vorkommnisse im täglichen Leben aufklären, gemeinnützige Kenntnisse unter Jung und Alt verbreiten und in zweifelhaften Fällen jedermann mit guten Rate und praktischer Anleitung an die Hand gehen sollte. Im Jahre 1790 erschien der erste, zwei Jahre darauf der andere Teil. Ein dritter, der sich die Verbesserung des Landbaues zur Aufgabe machte, blieb unausgeführt; denn Spörlins Arbeit fand trotz der materiellen und moralischen Unterstützung durch die Gemeinnützige Gesellschaft beim Publikum nicht den gewünschten Anklang. Das Buch, das unter dem Titel „Hanns und Bethe" erschien, war weit davon entfernt, eine Volksschrift zu sein. Von Anfang bis zu Ende in der auf die Dauer höchst ermüdenden, trockenen und lehrhaften Form des Dialogs gehalten, enthält es Unterhaltungen, deren Einerlei nirgends durch eine Handlung unterbrochen wird. An dieser Klippe mußte die löbliche Absicht des Verfassers und sein wohlgemeintes Bestreben scheitern. Vielleicht liegt in der Wahl des Titels „Hanns und Bethe" eine bewußte oder unbewußte Beziehung zu Pestalozzis „Lienhard und Gertrud." Wenn das wirklich der Fall sein sollte,

und wenn Spörlin mit Absicht neben Pestalozzi in die Schranken getreten ist, so kann der Vergleich unmöglich zu seinen Gunsten ausfallen. Denn sein Hans ist so wenig ein Lienhard, als Bethe eine Gertrud ist. Wer kennt nicht Pestalozzis packendes Volksbuch? Wem ist dagegen Spörlins Schrift auch nur dem Namen nach bekannt? Während sein „Versuch eines Volkslesebuches“ unbeachtet und vergessen im Staube der Bibliotheken modert, ist Pestalozzis Werk neuerdings wieder aufgelegt und dem Volke in die Hand gegeben worden.

Spörlins Verdienste sind nicht auf dem litterarischen Boden, sondern auf dem Gebiete der praktischen Pädagogik zu finden. Er hat sich als eifriger Förderer des Jugendunterrichtes, als Verbesserer der Lehrmethode und als treuer Freund und Berater der Lehrer ausgezeichnet.

Mit dieser Seite seiner Thätigkeit machte Spörlin in seiner eigenen Gemeinde den Anfang. Seiner Mitwirkung wird es wohl zu verdanken gewesen sein, daß die beiden Schulen zu Diegten und zu Eptingen bei der im Jahre 1786 abgehaltenen Schulvisitation das Lob erhielten, zu den besten auf der Landschaft zu gehören. Bei diesem Anlasse wurde ferner wahrgenommen, daß der Lehrer das Gedächtnis seiner Schüler auf dieselbe Weise zu unterstützen verstand, die in der Realschule zu Berlin üblich sei, was ohne Zweifel auf die guten Ratschläge des Pfarrers zurückzuführen ist. Endlich gedenkt der Visitationsbericht mit Anerkennung, daß es den Bemühungen Spörlins gelungen sei, neben der gewöhnlichen Nacht- oder Repetierschule in beiden Dörfern besondere Sonntagsschulen ins Leben zu rufen.

Diese mit Erfolg gekrönten Schulverbesserungen sind wohl die Veranlassung dazu gewesen, daß Spörlins Name genannt wurde, als sich der helvetische Minister Ph. A. Stapfer nach Männern umsah, die ihm bei der von ihm im Jahre 1798 begonnenen

Umgestaltung des Schulwesens hilfreiche Hand zu bieten imstande seien. Am 5. Dezember wurde Spörlin durch die ihm ganz unerwartete Ernennung zu einem der vier Schulinspektoren im Kanton Basel ebenso überrascht wie erfreut. Am 19. Februar des folgenden Jahres begann er seine Thätigkeit, worüber er ein genaues und höchst interessantes Tagebuch geführt hat.

Die Aufgabe, der sich Spörlin und seine Mitarbeiter unterzogen, war wegen der Ungunst der damaligen Zeitläufte äußerst schwierig. Es bedurfte dazu eines unerschütterlichen Mutes und des festen Vertrauens, daß die auf die Erreichung des idealen Zweckes gerichtete gute Absicht trotz allen Hindernissen schließlich den Sieg davontragen werde. Im Hinblicke auf die zu erwartenden Schwierigkeiten hatte Stapfer in der Instruktion, die er den Schulinspektoren in die Hand gab, einen feurigen Appell an deren Patriotismus gerichtet und sie beschworen, sich durch die ihrer wartenden Beschwerden doch ja nicht abschrecken zu lassen. Materielle Vorteile konnte er ihnen nicht in Aussicht stellen; denn ihre Thätigkeit für die Schule wurde als ein unbesoldetes Neben- und Ehrenamt angesehen. Dafür wies Stapfer umso nachdrücklicher auf das moralische Verdienst hin, das die Inspektoren sich erwerben würden, indem sie als Bahnbrecher die Nation einer bessern Bestimmung entgegenzuführen berufen seien.

Unter dem lebendigen Eindruck dieser Worte hat Spörlin seinem Schultagebuche folgendes Motto vorangestellt: „Nie halte uns von einer guten That der Gedanke ab: Es hilft doch nichts. Es muß helfen, wollen wir dagegen denken und fest auf die seligsten Folgen rechnen, womit sie die Vorsehung über kurz oder lang belohnen wird.“

Es wird genügen, hier auf einige der hauptsächlichsten Schwierigkeiten hinzuweisen, womit Spörlin und seine Mitarbeiter zu ringen hatten. Obenan stand die überaus traurige ökonomische Lage der

Lehrer, deren Mühe und Arbeit überall aufs kärglichste belohnt wurde, und die sich während der schweren Notjahre am Ende des 18. Jahrhunderts vollends dem bittersten Mangel preisgegeben sahen. Spörlin weiß genug davon zu erzählen, welche Mühe es ihn gekostet habe, die Lehrer seines Distriktes Waldenburg, „deren Ehrgefühl," wie er sich irgendwo ausdrückt, „nicht durch glatte Worte allein, sondern mit blinkendem Erze aufgereizt zu werden verlangte," zum Ausharren auf ihrem undankbaren Posten zu vermögen. Ein ferneres Hindernis bereiteten die argen Uebelstände der damaligen, meistens durchaus ungenügenden und äußerst verwahrlosten Schullokalien, deren Beseitigung in einzelnen besonders krassen Fällen nur durch das rasche, energische Eingreifen des Schulinspektors erreicht wurde. Dazu kam der im Unterrichte der Lehrer eingerissene Schlendrian und die traurige Gleichgültigkeit, womit die Eltern die Bestrebungen zur bessern Einrichtung der Schulen zu betrachten gewohnt waren. Diesen Zuständen standen die Behörden während jener Zeiten äußerster politischer und finanzieller Bedrängnis auch beim besten Willen machtlos gegenüber. Der Erziehungsrat von Basel gestand es in einem an Spörlin gerichteten Schreiben selber ein, „man müsse sich darauf beschränken, nach Lage und Umständen an jedem Orte nur das Gute hervorzubringen, das allenfalls möglich sei, bis günstigere Zeiten die Entfaltung einer wirksamen Thätigkeit gestatten." Dieses Wenige zu erreichen, ließ sich Spörlin aufs gewissenhafteste angelegen sein. Mit rastloser Thätigkeit machte er Schulbesuche, hielt Prüfungen ab, rief Sommerschulen ins Leben, suchte deren regelmäßigen Fortgang zu sichern und wies die Eltern überall auf den Nutzen eines wohlgeordneten Jugendunterrichtes hin.

Mit ganz besonderer Treue ließ er sich die Hebung der materiellen und sozialen Lage seiner Lehrer angelegen sein. Stapfer hatte die Schulinspektoren in der schon erwähnten „Instruktion" aufgefordert, die Lehrer ihres Distriktes regelmäßig um sich zu ver-

sammeln, sie bei dieser Gelegenheit aufzumuntern und zu belehren, ihren Wetteifer anzuspornen, das Gefühl der Selbstachtung in ihnen zu wecken und nichts zu versäumen, wodurch ihnen auch in den Augen des Volkes eine geachtetere Stellung gesichert werden könne. Diese Aufgabe in unserm Kanton zuerst ins Auge gefaßt und verwirklicht zu haben, ist Spörlins Verdienst. Seit dem Wintermonat 1799 versammelte er zum Zwecke „gemeinschaftlicher brüderlicher Beratung und gegenseitiger Belehrung und Aufmunterung" allmonatlich die Lehrer seines Distriktes in regelmäßigen Konferenzen um sich. Um ihre Bildung zu fördern, nahm er die Anlegung einer Schulbibliothek in Aussicht. Bei seinen Schulbesuchen, bei den Schulprüfungen und in den Konferenzen versäumte er niemals, die Lehrer auf die Wichtigkeit ihres Amtes hinzuweisen und sie zu ermahnen, „trotz allen Widerwärtigkeiten in ihrem Eifer nicht zu erkalten, sondern immer daran zu denken, daß sie Arbeiter im Garten Gottes seien, der ihnen seine edelsten, wichtigsten und zartesten Pflanzen zur Aufsicht, Wartung, und Bearbeitung anvertraut habe und ihre darauf verwendete Treue, wenn auch die Menschen sie verkennen sollten, nicht unbelohnt lassen werde."

Es wird hier wohl der passendste Ort sein, um der pädagogischen Grundsätze zu erwähnen, die Spörlin den Lehrern besonders einzuprägen pflegte. Vor allem ermahnt er sie, daß das Wissen dem Kinde nicht von außen her beigebracht oder wohl gar zwangsweise aufgenötigt werden dürfe, sondern daß der einsichtige Erzieher den Zögling daran gewöhnen und dazu anleiten müsse, das Richtige aus eigenem Nachdenken und durch Ueberlegung zu finden, damit er infolgedessen nach selbstgewonnener Ueberzeugung handeln lerne. In klarer, allgemein verständlicher Weise müsse der Unterricht des Lehrers darauf ausgehen, nicht einseitig das Gedächtnis auf Kosten der übrigen Geisteskräfte mit halbverstandenen, unklaren Vorstellungen zu belasten, woraus nichts

als irrige Begriffe entständen, sondern jeder Unterricht, und nicht am wenigsten der in der Religion, habe die Aufgabe, das Nachdenken zu wecken und auf das Verständnis hinzuarbeiten. Es sei ein großer Fehler, wenn man Kinder, die kaum lesen und noch nicht recht denken gelernt hätten, mit abstrakten, dogmatischen Begriffen plage und sie zu Christen machen wolle, bevor sie Menschen seien. Man dürfe die Gedächtniskraft der Kinder nicht mit Glaubenslehren üben. „Werden diese noch gar, wie's so gewöhnlich ist, durch Stock und Rute den Kindern beigebracht, so hat dies ohnehin den Schaden, daß sie einen Ekel vor dem Religionsunterricht bekommen, der ihnen zeitlebens bleibt." „Möchten doch," ruft Spörlin aus, „alle Lehrer vor Gott den feierlichen Entschluß fassen und diesen Grundsatz nie außer acht lassen, daß sie ihren Zöglingen vor allen Dingen Lust zum Lernen einflößen." Das Lernen soll eine angenehme Beschäftigung, die Schule eine Stätte der Freude, nicht ein Ort der Qual sein. „Wenn einmal," ruft er prophetisch aus, „unsre Schulen auf dem Lande sind, was sie sein sollten und werden könnten; wenn weiter nicht nur darauf gesehen wird, den Kindern einigen Wortkram ins Gedächtnis zu setzen und einigen Mechanismus in gewissen Fertigkeiten mitzuteilen, sondern sie d e n k e n zu lehren und ihnen so mehr Vergnügen in und außer der Schule zu verschaffen, dann wird aller Schulzwang von selbst aufhören." Zugleich warnt er aber aufs eindringlichste vor dem Fehler derer, die im Gegensatze zu der Strenge der vorigen Zeiten in der Schule auf einmal zur größten Nachsicht überzugehen geneigt seien, die sich anheischig machten, die Jugend spielend zu unterrichten und die Gedächtnisübungen als zu lästig vernachlässigten. Wenn man „gründliche Köpfe" bilden wolle, so sei das einzige Mittel dazu die Pflege des Gedächtnisses, und der alte Satz Tantum scimus, quantum memoria tenemus habe seine Gültigkeit noch lange nicht verloren.

Unter den Lehrfächern legt Spörlin dem guten Lesen einen großen Wert bei. „Etwas geschickt und mit Nachdruck herabzulesen,“ sagt er, „ist eine größere Kunst, als man gemeinhin glaubt, und es wird immer noch zu wenig Fleiß darauf verwendet.“ „Besonders uns Schweizern, die wir uns vor andern Nationen durch unsere Verfassung so vielfältig in der Lage befinden, etwas öffentlich zu lesen oder einen Vortrag zu halten, kann diese Kunst nicht genug empfohlen werden.“ Ebenso wichtig sei für einen Lehrer die Gabe des Erzählenkönnens. Jeder Erzieher sollte beflissen sein, sich diese Kunst mit der größten Sorgfalt zu eigen zu machen; denn mit diesem Stein der Weisen ausgerüstet, vermöge ein verständiger Pädagog bei den Kindern alles auszurichten.

Mit dem Lesen will Spörlin sofort das Schreiben in Verbindung gebracht wissen. Beides sei neben, nicht nach einander zu betreiben. Nicht nur, wie dies zu seiner Zeit üblich war, einzelne wenige, sondern sämtliche Schulkinder, namentlich auch die Mädchen, hätten am Schreibunterrichte teilzunehmen. Bei diesem Fache ganz besonders müsse aber der Lehrer der guten Körperhaltung die gebührende Berücksichtigung schenken. Ueberhaupt habe er es sich zur Pflicht zu machen, die Schüler weder zu lange, noch in gebückter Stellung sitzen zu lassen, oder ihren Geist bis zur Abspannung anzustrengen. Dies veranlaßt Spörlin, sich über die Ausbildung des Körpers weiter auszusprechen. Es sei, sagt er, ein allgemeiner und wesentlicher Fehler unserer meisten Schuleinrichtungen, daß man für die körperliche Gesundheit und Ausbildung der Jugend nicht sorge. Ueber dem Bestreben, den Geist zu bilden und diesem Kenntnisse beizubringen, vernachlässige man den Leib und vergesse, daß dieser gesund sein müsse, wenn die Seele gesund und einer harmonischen Bildung fähig sein solle. Durch die Vernachlässigung der körperlichen Ausbildung leide zugleich auch die Seele Schaden. Um dies zu verhüten, empfiehlt Spörlin aufs wärmste häufige

Bewegung im Freien und eine bei passenden Anlässen stattfindende Verlegung des Unterrichtes aus der dumpfen Schulstube hinaus; unter Gottes freiem Himmel solle Anschauungsunterricht getrieben und der Schüler mit den Gegenständen selbst bekannt und auf die Schönheiten der Schöpfung aufmerksam gemacht werden. Als ein vorzügliches Mittel zur Ausbildung und Kräftigung des Körpers empfiehlt Spörlin das Spiel und damit in Verbindung gymnastische Uebungen. Er spricht sogar der Veranstaltung von turnerischen Volksfesten das Wort, wobei unter die Geschicktesten und Gewandtesten kleine Preise verteilt werden sollten, und hofft, daß nicht nur die Jugend sich auf derartige Anlässe tüchtig vorbereiten, sondern daß auch das Alter sich ermunternd und anregend daran beteiligen werde. Ueberhaupt will Spörlin dem Volke seine Vergnügungen beim Exerzieren, Scheibenschießen, Kegelspielen, ja selbst beim Tanze, nicht beschränken, wohl aber diese Lustbarkeiten durch die Anwesenheit älterer, verständiger Männer vor Ausschreitungen bewahren und ihnen einen erustern, idealen und nationalen Charakter verleihen.

Unter allen Mitteln, die zur Veredlung und Ergötzung des Volkes dienen, räumt aber Spörlin dem Gesang die erste Stelle ein; denn am Gesang könne sich jedes Alter und jedes Geschlecht beteiligen. „Lehret darum," ruft er den Lehrern zu, „alle Kinder, deren Stimmorgane es irgend zulassen, in allen Schulen gut singen!" „Wär' ich reicher, als ich bin," fügt er hinzu, „so würde ich bloß zur Erhöhung meiner eigenen Freude den Aufwand nicht scheuen, der Dorfjugend einen Lehrer in der Singkunst zu halten." Bei seinen Schulbesuchen unterläßt er niemals, sich nach dem Stande des Gesangunterrichtes zu erkundigen. Ein guter Gesang bietet ihm die Gewähr, daß die Schule auch in anderer Beziehung zur Zufriedenheit bestellt sei. Mit nichts kann ihm eine größere Freude gemacht werden, als wenn ihm ein Chor vor-

geführt wird, der unter der Leitung des Lehrers oder sonst eines gesanges-kundigen Mannes nicht bloß die gewöhnlichen Psalmenmelodien, sondern auch Lieder von Gellert oder Lavater nach den Kompositionen eines Egli, Bachofen oder Schmidlin vorzutragen versteht.

Endlich verdienen Spörlins Bemühungen um die Einrichtung von Handarbeitsschulen für Mädchen noch der Erwähnung. Schon Stapfer hatte diese wichtige Seite des Unterrichtes ins Auge gefaßt und die Inspektoren aufgefordert, die Gattinnen der Lehrer zu veranlassen, den Schülerinnen Anleitung im Spinnen, Nähen, Stricken u. dgl. zu erteilen. Diesen Gedanken trachtete Spörlin in seinem Distrikte mit allem Fleiß zu verwirklichen. In einem Schreiben vom 30. Juni 1799 unterbreitete er dem Erziehungsrate einen dahin abzielenden Vorschlag. Unter den Gattinnen der Lehrer in seinem Aufsichtskreise war jedoch nur eine einzige, die Handarbeiten anzufertigen imstande war und die zugleich nach Spörlins Meinung die Befähigung besessen hätte, Kinder in dieser Kunst zu unterrichten. Zudem betrachtete das Landvolk diesen Unterricht als etwas ganz Ueberflüssiges und als eine unerhörte Neuerung. Aus Mangel an geeigneten Persönlichkeiten und an Verständnis für diesen Zweig der Schulbildung mußte Spörlin zu seinem Bedauern auf die Einführung des Arbeitsunterrichtes verzichten.

Spörlin beschränkte seine Belehrungen aber nicht bloß auf mündliche gute Ratschläge. Die Vaterländische Bibliothek bewahrt von ihm außer handschriftlichen „Materialien zu gewünschter Verbesserung der Landschulen" eine wahrscheinlich von ihm verfaßte, wenn auch nicht von ihm selbst geschriebene, aphoristische „Anleitung der Schullehrer zur nützlichen und zweckmäßigen Führung ihres Amtes." Darin wird namentlich darauf hingewiesen, wie wichtig zur Erziehung der Jugend vor allen Dingen das vom Lehrer selber ausgehende gute Beispiel und die richtige Gewöhnung sei. Zugleich werden Belehrungen über die Schulführung, die Einrichtung des

Unterrichtes und das wichtige Kapitel von den Belohnungen und Strafen erteilt, die von großer Einsicht und Sachkenntnis zeugen.

Spörlin machte jedoch die Erfahrung, daß viele von seinen reiflich erwogenen Verbesserungsplänen nicht ausgeführt werden konnten, nicht nur weil das Volk noch zu gleichgültig, sondern auch weil die Zeit dafür überhaupt noch nicht reif war, besonders aber weil das allgemeine Interesse von den politischen Ereignissen allzusehr in Anspruch genommen wurde. Da war es ihm ein Trost, daß er unter seinen Lehrern soviel Liebe, Zutrauen und Verständnis fand. Es fehlte diesen Männern bei aller Geringschätzung, die sie täglich erfahren mußten, nicht sowohl am guten Willen, Besseres zu leisten, als an der gehörigen Anleitung dazu. Darum wird er nicht müde, an die Spitze aller seiner Forderungen zur Hebung des Schulwesens immer von neuem ein Seminar für Landschullehrer zu stellen, kann es aber nicht unterlassen, im Hinblicke auf den bedrängten Stand der Staatsfinanzen mit einem Seufzer hinzuzusetzen: „Wenn's nur nicht so kostspielig wäre!“

Wegen seines freundlichen Auftretens, das mit sittlichem Ernst und gewinnendem Wohlwollen gepaart war, stand Spörlin bei der Lehrerschaft in verdientem Ansehen. Als er im Herbste des Jahres 1800 das Schulinspektorat niederlegte, weil er die Wahl zum Pfarrer von Sissach angenommen hatte, sprachen ihm die Lehrer in der letzten, unter seinem Vorsitze abgehaltenen Konferenz ihren Dank aus. In ihrer aller Namen hatte der Schreiber eine zwar ungelenk geschriebene Urkunde aufgesetzt, deren schlichter, herzlicher Ton aber ein schönes Zeichen für die Gesinnung ist, womit die Lehrerschaft von ihrem scheidenden Vorsteher Abschied nahm. Die Lehrer können nicht genug danken für alles, was Spörlin zu ihrem Besten und zur Förderung der Schulen gethan habe. Sein Verdienst sei es, daß die Schulen des Waldburger Distriktes um ein Merkliches in Aufnahme gekommen seien. Keine Stunde, kein

Augenblick sei ihm zu lästig gewesen, um für das Wohl der Jugend und das Beste der Lehrer zu arbeiten und zu sorgen. Beständig habe er die Kinder zur Liebe gegen die Lehrer, zum Gehorsam und zum Fleiße ermahnt, die Lehrer durch Trost aufgerichtet, zur treuen Pflichterfüllung ermuntert und auch mit schwachen Leistungen Geduld und Nachsicht getragen. „Ferne, ferne," heißt es in dem Aktenstück, „wünschten wir die Stunde Ihres Abschieds; aber jetzt ist sie vorhanden, jetzt sehen wir uns von Ihnen getrennt. Die Vorsehung wollte es so; denn Gott wollte Ihren Fleiß und Ihren Eifer für das zeitliche und ewige Wohl Ihrer Untergebenen noch in diesem Leben nicht unbelohnt lassen."

Ueber die Gründe, die Spörlin zum Wegzuge von Diegten und zur Niederlegung des Schulinspektorates bewogen haben, schweigt er. Wir sind darüber auf bloße Vermutungen angewiesen. Den Ausschlag mag wohl die Hoffnung gegeben haben, seine ganze Kraft auf die Umgestaltung der tief darniederliegenden Schule zu Sissach verwenden zu können.

Ein amtlicher Bericht aus dem Jahre 1799 hatte diese unter den schlechten Schulen im Distrikte Gelterkinden die schlechteste genannt. Nach langen, unerquicklichen Verhandlungen war es endlich gelungen, den im Jahre 1771 durchs Los an seine Stelle gelangten Lehrer, einen sonst rechtschaffenen, aber zur Ausübung des Lehramtes ganz unfähigen Mann, zum Rücktritte zu bewegen. Nach einem mehrmonatlichen Provisorium kam endlich am Schlusse des Jahres 1802 ein Bürger der Landschaft, Erhard Schneider von Thürnen, an die erledigte Stelle. Dieser strebsame, junge Mann war im Jahre vorher mit Unterstützung der Gemeinnützigen Gesellschaft nach Burgdorf gesandt worden und hatte sich unter Pestalozzis Anleitung zum Landschullehrer ausgebildet. In verhältnismäßig kurzer Zeit war er mit der Lehrweise des großen Pädagogen so vertraut geworden, daß er von Pestalozzi selbst mit

den besten Zeugnissen entlassen und dem Basler Erziehungsrate angelegentlich zur Anstellung empfohlen wurde. Nachdem Schneider während einiger Monate die kleine Nebenschule Zunzgen mit Erfolg geleitet hatte, wurde er am 12. November 1802 zum Lehrer an eine der wichtigsten Stellen des Kantons, nach Sissach, gewählt. Mit ihm hielt die Lehrart nach Pestalozzis Grundsätzen ihren Einzug auf der Landschaft Basel.

Aus einem unter obigem Datum an Spörlin gerichteten Briefe des Rektors Fr. Miville, worin ihm dieser die Wahl Schneiders anzeigt, erfahren wir, daß die Basler Landbevölkerung die neue Lehrmethode nicht gerade mit Freude begrüßt habe, sondern daß allerlei Vorurteile dagegen vorhanden gewesen seien. Wir glauben, den Grund hiefür darin suchen zu sollen, daß in Pestalozzis Anstalt auf das nach herkömmlicher Weise getriebene Auswendiglernen des Katechismus, von Bibelsprüchen, Gebeten u. dgl. wenig Gewicht gelegt wurde, während unser Landvolk gerade diese Uebungen als die notwendigsten und wesentlichsten Bestandteile des Schulunterrichtes zu betrachten gewohnt war. Miville riet deshalb zu einem vorsichtigen Vorgehen und schlug vor, die neue Methode vorzugsweise in den mathematischen Fächern anzuwenden, für die übrigen dagegen eine andere „vernünftige Lehrart" zu gebrauchen. Indessen waren die Leistungen der Sissacher Schule derart, daß bald jeder Einwand verstummte. Die Vorzüge der pestalozzischen Methode, scharfe Auffassung durch das Auge, klarer und bestimmter mündlicher Ausdruck, lückenloser Fortschritt und feste Einprägung, traten aufs deutlichste hervor. Mit Verwunderung überzeugten sich Eltern und Schulfreunde von den überraschenden Erfolgen des Unterrichtes; nicht minder erfreuten die Zeichnungen, die von den Schülern gleichsam spielend ausgeführt wurden.

Als die Schulherren oder die „Deputaten," an ihrer Spitze der um die Hebung des Landschulwesens hochverdiente Staatsmann

Peter Ochs, im Sommer 1808 eine eingehende Prüfung in sämtlichen Schulen des Kantons vornahmen, erklärten sie diejenige zu Sissach für die beste von allen. Sie sowohl wie die übrigen Schulen des Kirchspiels seien ein Beweis, welchen Vorteil die neue Methode gewähre, insonderheit wenn sich auch der Geistliche der Schule so thätig annehme, wie dies zu Sissach der Fall sei. Aus diesem Zeugnisse geht hervor, daß auch Spörlin das seinige redlich zu dem Erfolge beigetragen hat. Durch das Aufblühen seiner Gemeindeschulen sah er zu seiner Freude einen Gedanken verwirklicht, der ihm schon lange als ein Ideal vorgeschwebt und dem er in seiner Schrift Hanns und Bethe Ausdruck verliehen hatte, daß nämlich das Amt eines Landpfarrers und eines Volksschullehrers in ihren Gemeinden nur dann ein gesegnetes sei, wenn Eintracht unter ihnen herrsche und wenn es ihnen weder an der Achtung und dem Zutrauen der Eltern, noch an der Liebe der Kinder fehle.

Die Aufsehen erregenden Leistungen der Schule und die Wahrnehmung, daß einzelne strebsame Jünglinge, die Lust hatten, Lehrer zu werden, von sich aus nach Sissach kamen, um in der dortigen Musterschule die neue Art des Unterrichtens kennen zu lernen, führten dazu, den schon lange erwogenen Gedanken an die Errichtung eines staatlichen Lehrerseminars ins Leben treten zu lassen.

Zur Verwirklichung desselben schien das Jahr 1808 besonders geeignet. Nach längern Beratungen war eben damals, hauptsächlich dank den Bemühungen des Deputaten Ochs, ein Landschulgesetz zustande gekommen, das manche wichtige Verbesserung enthielt und deshalb überall auf dem Lande freudige Aufnahme fand. Namentlich zu Sissach wurde sein Erscheinen lebhaft begrüßt, und Spörlin ergriff die Gelegenheit, um sich öffentlich über die Grundsätze auszusprechen, die in der dortigen Schule bereits zur Anwendung gekommen seien und in dem neuen Seminar befolgt werden sollten. „Lasset euch," rief er am Schlusse der Schulprüfungen

den Lehrern zu, „die Schularbeit immer die wichtigste von allen euren Beschäftigungen sein. Bereitet euch gewissenhaft auf den Unterricht vor. Lehret die euch anvertraute Jugend durch euer gutes Beispiel, unterrichtet sie aber auch nach Auswahl der besten Bücher, die euch bekannt sind. Arbeitet nicht bloß auf das Gedächtnis, sondern vielmehr auf den Verstand und das Herz der Kinder. Suchet ihnen das Schwere leicht und das, was sie zu lernen und zu thun haben, angenehm zu machen. Erkläret ihnen das Unbekannte oder das, was sie auf irrige Begriffe führen könnte, deutlich und machet es ihnen anschaulich und begreiflich. Da endlich die Religion und die Tugend unzertrennlich verbundene Schwestern sind, so machet sie mit beiden bekannt, machet ihnen beide verehrungswürdig, zeiget ihnen beide in ihrer schönen und liebenswürdigen Gestalt. Gewöhnet euere Kinder zur Ordnung, Pünktlichkeit, Reinlichkeit, Höflichkeit, Bescheidenheit, Friedfertigkeit, Wahrheitsliebe und Arbeitsamkeit. Präget ihnen besonders Hochachtung und Ehrfurcht gegen die Eltern, Vorgesetzten und gegen das graue Alter ein. Kurz, suchet sie überhaupt zu gesitteten Menschen zu bilden, so werden sie Gott gefällig und allen Menschen lieb und wert sein."

Am 18. April, am Ostermontag, wurde das Seminar mit vier Zöglingen eröffnet. Der Staat zahlte dem Lehrer Schneider für die Verköstigung und Beherbergung eines jeden von ihnen die nach unsern Begriffen höchst bescheidene Summe von wöchentlich vier Franken. Die Zöglinge wohnten dem Unterrichte des Lehrers anfänglich als Zuhörer bei; allmählich mußten sie sich dann unter seiner Anleitung selber praktisch im Unterrichten üben. Spörlin führte die Oberaufsicht, kontrollierte und ergänzte den theoretischen Unterricht des Lehrers, prüfte allwöchentlich die Fortschritte der Seminaristen und besorgte das Rechnungswesen sowie das Aktuariat.

Man darf sich freilich unter jenem ersten Lehrerseminar auf der Landschaft Basel keine Bildungsanstalt nach modernem Zuschnitte

vorstellen. Es kam der obersten Schulbehörde hauptsächlich darauf an, daß die Lücken möglichst rasch durch besser vorbereitete Lehrer ausgefüllt würden, die infolge der vorgenommenen Schulvisitation teils durch die sofortige Pensionierung, teils durch die in Aussicht gestellte „Remotion“ von 17 bisherigen Schulmeistern entstanden. Darum kürzte man den Aufenthalt im Seminar möglichst ab und beschränkte ihn auf drei, höchstens sechs Monate. Während der Zeit vom 18. April 1808 bis zum 30. September 1810 besuchten 41 junge Leute die Anstalt, und Spörlin konnte unter letzterm Datum an den Erziehungsrat berichten, daß bereits über die Hälfte der Landschulen mit braven Lehrern besetzt sei, die „nach einer einheitlichen Lehrart“ unterrichteten. Die Gesamtkosten des Seminars beliefen sich im angegebenen Zeitraume auf 3821 Franken. Am 6. Dezember 1810 genehmigte der Rat den Bericht der Deputaten über die Anstalt, drückte dem Pfarrer Spörlin für seine wirksame Beihilfe das obrigkeitliche Vergnügen aus und machte ihm für seine freiwillig übernommenen Bemühungen ein Geschenk von 20 Louisdor. Lehrer Schneider erhielt ebenfalls eine angemessene Gratifikation.

Die Leistungen der Schule zu Sissach und des damit verbundenen Seminars wurden bald in weitern Kreisen bekannt, sogar „im Auslande,“ wie Spörlin schreibt. Er versteht darunter aber bloß die Einladung, die von Zürich aus an ihn erging, daß er an den Verhandlungen der im Jahre 1808 gestifteten und in diesem Jahre zum erstenmal sich zu Lenzburg versammelnden schweizerischen Gesellschaft für Erziehung teilnehmen möchte, die sich die weitere Verbreitung der pestalozzischen Erziehungsgrundsätze in der Schweiz angelegen sein ließ.

Trotz seinem mehr in sich gekehrten Naturell war Spörlin ein Freund von Zusammenkünften, die sich die Beratung über Fragen der allgemeinen Wohlfahrt und der Förderung edler Zwecke zur

Aufgabe machten. Schon in den 1780er Jahren hatte er sich an den Versammlungen der helvetischen Gesellschaft zu Schinznach beteiligt und sogar eine Zeitlang dem engern Ausschusse derselben angehört. Er trat sofort der Erziehungsgesellschaft bei und nahm in den Jahren 1809 und 1810 an deren Jahresfesten Anteil. Im letztern Jahre ergänzte er den Bericht seines Freundes, des Pfarrers Sam. Rumpf von Oltingen, „über den jetzigen Zustand des Kantons Basel" durch ein mündliches Referat „über den glücklichen Fortgang der Landschullehrerbildungsanstalt zu Sissach" und sprach dabei über die Leistungen der daraus hervorgegangenen Lehrer seine besondere Befriedigung aus.

Der Beifall, den Spörlins Mitteilungen im Kreise der schweizerischen Erziehungsfreunde ernteten, war der letzte Erfolg, der seiner Arbeit hienieden beschieden war. Seine Tage waren gezählt. Die Pastoration einer starkbevölkerten Gemeinde mit fünf Filialen nebst der Schulaufsicht, die mit zeitraubenden Arbeiten verbundene Oberleitung des Seminars, dazu noch das Amt eines Kammerers, d. h. des Verwalters des Kammergutes, einer Unterstützungskasse für die Hinterbliebenen unbemittelter Landprediger, das ihm nach Dekan J. J. Hubers Tode durch das Zutrauen seiner Amtsbrüder war übertragen worden, das Alles nahm seine Kräfte fast über Gebühr in Anspruch. Seine sonst so rüstige Gesundheit fing an zu wanken. Schon im Sommer 1808 zwang ihn eine heftige Erkrankung, sich längere Zeit jeder geistigen und körperlichen Anstrengung zu enthalten. Zwar erholte er sich wieder. Aber im Oktober 1811 erlitt er einen abermaligen Schlaganfall. Infolgedessen sah er sich gezwungen, einen Vikar anzunehmen. Das hinderte ihn jedoch nicht, die Schreibereien für das Seminar selber zu besorgen und das Jahr mit der Prüfung der letzten Serie der Zöglinge abzuschließen. Der vom 8. Januar 1812 datierte Bericht darüber verrät aber durch die der gewohnten Festigkeit entbehrenden Schrift-

züge, wie sauer den Schreiber diese Arbeit angekommen sei. Für Spörlins ganze Wirksamkeit ist es bezeichnend, daß seine letzte Amtshandlung der Schule gegolten hat. Sonntag den 12. April ermahnte er in der Predigt seine Zuhörer noch eindringlich zur Sorgfalt in der Kindererziehung und lud die Gemeinde zum Besuche der auf den darauffolgenden Mittwoch anberaumten Schulprüfung ein. An demselben Sonntagabend raubte ihm ein erneuter Schlaganfall Sprache und Besinnung. Der 15. April, der Tag der Schulprüfung, war sein Todestag. Sein Hinschied erweckte nicht nur in seiner Gemeinde, im Kreise seiner Amtsbrüder, unter der Lehrerschaft und bei allen Schulfreunden im Kanton, sondern auch an der Jahresversammlung der schweizerischen Erziehungsgesellschaft die schmerzlichste Teilnahme. Pfarrer Martin von Brunn von Liestal widmete bei diesem Anlasse dem Andenken seines Freundes einen warm empfundenen, dessen Verdienste allseitig würdigenden Nachruf.

Spörlin war seit 1784 mit Dorothea David, der Tochter des Ratsherrn Lukas David, verheiratet. Außer der Gattin überlebten ihn zwei Kinder, ein Sohn, den der Vater, der Familientradition untreu, nicht Sebastian, sondern Lukas getauft hatte, und eine Tochter. Nähere Angaben über Spörlins Familienleben fehlen zwar gänzlich. Wir dürfen aber aus Allem, was sonst über ihn bekannt ist, den Schluß ziehen, daß er in einer glücklichen Ehe gelebt habe und ein guter, treuer und liebevoller Gatte und Vater gewesen sei.

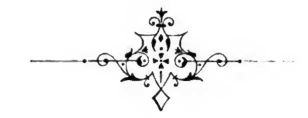
Aus den im Besitze seines Urenkels (Hr. E. Lotz-Seidel) befindlichen zwei Bildern Spörlins, einem größern Oelbilde und einer kleinen Bleistiftzeichnung, können wir uns keine rechte Vorstellung von seiner Persönlichkeit machen. Wenn es dagegen richtig ist, daß die Züge der Handschrift einen Schluß auf den Charakter einer Persönlichkeit zulassen, so fällt uns dies bei Spörlins durchaus eigenartigen,

leicht erkennbaren Schriftzügen nicht schwer. Die von der damals bei uns allgemein üblichen alten Baslerhandschrift vielfach abweichenden Formen deuten auf einen fremden Einfluß gerade während der Jahre hin, wo die Handschrift sich bildet. Die steifen, zusammengedrängten, steilen, aber saubern Züge machen vermöge ihrer Zierlichkeit einen angenehmen Eindruck und deuten auf einen Mann der Ordnung hin, der, was er vornimmt, mit Sorgfalt und Bedacht, mit Besonnenheit und Ueberlegung ausführt, dem aber etwas Steifes und Unbeholfenes anhaftet.

Schlicht und einfach in seinem ganzen Wesen hat Spörlin nicht nach der Gunst der großen Menge gestrebt und sich nirgends hervorgedrängt. Seinen größten Ruhm setzte er darein, gewissenhaft seine Pflicht zu erfüllen und, unbekümmert um das Getreibe der andern, seinen Gang durchs Leben geradeaus zu gehen, dem Ziele entgegen, das einem jeden gesetzt ist. Was er als die höchste Aufgabe des Lebens betrachtet, mag er zum Schlusse selber sagen. Unter der Ueberschrift „Mein Testament" steht am Ende seiner Jugendgeschichte ein seinem Sohne zugeeignetes Gedicht, das nach dem Muster einer gellert'schen Erzählung abgefaßt ist und etwas abgekürzt folgendermaßen lautet:

Mein Sohn, du wirst von mir sehr wenig erben,
Als etwann ein gut Buch und meinen Lebenslauf,
Den setzt' ich hier zu deiner Nachricht auf.
Mein Wunsch war meine Pflicht. Bei tausend Hindernissen
Befliß ich mich stets auf ein gut Gewissen.
Verstrich ein Tag, so fing ich zu mir an:
„Der Tag ist hin; hast du was Gut's, was Nützliches gethan,
Und bist du frömmer, weiser als am frühen Morgen?"
Dies, lieber Sohn, dies waren meine ernsten Sorgen.
So fand ich denn von Zeit zu Zeit
Zu meinem täglichen Geschäfte
Mehr Eifer und zugleich mehr Kräfte
Und in der Pflicht stets mehr Zufriedenheit.

So lernt' ich, mich mit Wenigem begnügen,
Und steckte meinem Wunsch ein Ziel.
„Hast du genug,“ dacht' ich, „so hast du viel,
Und hast du nicht genug, so wird's die Vorsicht fügen.
Was folgt dir, wenn du heute stirbst?
Die Würden, die dir Menschen gaben?
Der Reichtum? — Nein! Das Glück, der Welt genützt zu haben.
Drum sei vergnügt, wenn du dir dies erwirbst.“
So dacht' ich, liebster Sohn, so sucht' ich auch zu leben,
Und dieses Glück kannst du mit Gott dir selber geben.
Vergiß es nicht: Das wahre Glück allein
Ist, ein rechtschaff'ner Mann zu sein.



Hans Heinrich Glaser.

Ein Basler Künstler aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Von

Daniel Burckhardt-Werthemann.

Wer heute über Basler Kunst vergangener Zeiten schreibt, pflegt stets an den Namen Hans Holbein anzuknüpfen.

Bis auf Holbeins Ankunft in Basel befindet sich die Basler Kunstübung in einem recht lobenswerten Wachstum, nach Holbeins Wegzug ist alles wüste und leer; meteorgleich erscheint zwar gegen Ende des XVI. Jahrhunderts Hans Bock, doch erst mit Gregorius Brandmüller, dem „Erneuerer des Andenken Holbeins" und Hans Rudolf Huber wird es endlich Licht und unsere heimatliche Kunstübung darf sich wieder sehen lassen.

Im Allgemeinen läßt sich gegen diese zum kunstgeschichtlichen Dogma gewordenen Sätze wenig einwenden; Meister, welche es außerhalb der Mauern Basels zu etwelcher Bedeutung gebracht hätten, sind — Matthäus Merian etwa ausgenommen — kaum nachzuweisen; trotzdem aber ist das Bild, welches das Baslerische Kunstleben in den drei ersten Vierteln des XVII. Jahrhunderts zeigt, nicht gar so trübe; die schweren Zeitläufte des beginnenden dreißigjährigen Krieges mochten wohl Aufträgen des Staates zu monumentalen Arbeiten, wie malerischer Ausschmückung öffentlicher Gebäude u. a. hemmend im Wege stehen; dem kerngesunden

Basler Bürgertum hatten die bösesten Wechselfälle des Krieges aber wenig angethan; es lebten noch die Enkel derjenigen, welche Holbeins Kunst bewunderten und der frohen Laune des Urs Graf ihren Beifall zollten.

Die zahlreichen vom Basler Rat während des Krieges erlassenen Sitten-Mandate lassen uns in das Leben und Treiben der Bürgerschaft manch wertvollen Blick thun, sie wissen nicht genug die Ueppigkeit und „teufelische Pracht" zu geißeln, der sich die Bürger ergaben.

Ratsherr Hans Lux Iselin zu St. Martin und sein Tochtermann Cladi Gonthier scheinen ganz besonders die Sorgenkinder der damaligen Sittenpolizei gewesen zu sein; wir gehen wohl kaum fehl, wenn wir in Iselin wie Gonthier den Typus des vornehmen Basler Herrn erblicken, der nicht nur bei der Tafel hervorragendes zu leisten weiß, sondern seinen Hang zu „überflüssiger Köstlichkeit" auch durch Pflege der Kunst bethätigt. Lux Iselin ließ durch Franz Pergo das prächtige Zimmer des Bärenfelserhofes erstellen; Gonthier, ein Mitteldiug zwischen Straßenräuber und Kavalier, stand in Beziehungen zu Matthäus Merian, ist doch eines der Hauptblätter, des anstrebenden Meisters neben L. Iselin und Abel Socin auch dem „Claudius Gunthierus" dediciert.[1])

Die Spitzen der Bürgerschaft waren also im Zeitalter des dreißigjährigen Krieges der Pflege der Kunst gar nicht so abhold.

Zu Beginn des uns heute beschäftigenden Zeitraumes war die Weise des Hans Bock noch in erster Linie maßgebend; noch war der alte Meister am Leben und neben ihm waren mehrere seiner Söhne künstlerisch thätig. Die Werke von Nicolaus und Hans dem Jüngern sind im „Basler Jahrbuch" 1891, 161 ff. kurz charakterisiert worden; von Emanuel Bock, dessen Bilder bisher

[1]) Die zur Folge der vier Jahreszeiten gehörige „Nox".

als verschollen galten, ist dem Verfasser jüngstens ein recht tüchtiges Gemälde zu Gesicht gekommen: Ein junges Liebespaar läßt durch Gott Amor seinen Bund segnen.[1]) Die Bockische Komposition lehnt sich mit Ausnahme der ihr eigenen Paul Bril-artigen Landschaft direkt an ein Werk des bayerischen Hofmalers Friedrich Sustris an; der hienach gefertigte Stich von Johann Sadeler mag Bock vorgelegen haben.

Auch die Basler Glasmaler huldigten der stark mit italienischen Elementen versetzten Manier der Richtung Bocks. Einen bis jetzt unbekannten, hervorragenden Vertreter des Handwerkes lernen wir in dem 1652 verstorbenen Peter Stöcklin kennen, dessen Monogramm uns bei den Jahren 1621, 1623 und 1639 in den Miniaturen des Matrikelbuches der Basler Universität begegnet; einen sehr guten Scheibenriß mit dem Wappen der Gesellschaft zur Hären besitzt das Kunstgewerbemuseum zu Berlin, anderes findet sich in hiesigen Privatsammlungen. Ein flotter Zeichner, ein tüchtig geschulter Techniker ist Stöcklin gewesen; vergeblich aber suchen wir in seinen etwas anspruchsvollen Kompositionen nach einem eigenartigen, individuellen Zug; wer sich die Mühe nicht verdrießen läßt, Stöcklin als erfindendem Künstler etwas auf den Zahn zu fühlen, wird bald genug die Entdeckung machen, daß der Basler Meister sein Bestes Ornamentstechern wie Theodor de Bry oder Cornelis v. d. Bos verdankt.

Weit mehr denn solche Modekünstler, deren Weise nur das allgemeine Gepräge der Zeit trägt, erregen zwei Meister unser Interesse, welche ihren baslerischen Ursprung nie verleugnet haben: Matthäus Merian und Hans Heinrich Glaser.[2]) Sie haben

[1]) Im Besitz des Herrn Dr. Gustav Ryhiner.

[2]) Es geht nicht wohl an, den in den Jahren 1593—1600 für Andreas Ryff thätigen unbekannten Buchmaler diesen Meistern anzuschließen. Dieser Anonymus hat es zwar verstanden, muntere und kindlich farbenfrohe Genre-

das Wagnis unternommen — ein solches scheint es damals wirklich gewesen zu sein — sich ihre Stoffe nicht von fernher zu holen, sondern die Eigentümlichkeiten von Basel und dessen Bewohnern zu schildern. Während aber Merian mit freiem Künstlerauge die landschaftlichen und architektonischen Reize seines engern Vaterlandes zu schauen gewußt hat, ist der in kleinlichen Verhältnissen emporgewachsene Glaser stets eine spießbürgerliche Natur geblieben. Sein Blick bleibt nur in der nächsten Nähe haften; als getreuer Chronist schildert er die ihm wichtig erscheinenden kleineren und größeren Ereignisse, selten aber nur kann seine Phantasie einen höhern Aufschwung nehmen, aus rein künstlerischem Interesse hat er nie ein Werk geschaffen, wer einen feinen Schönheitssinn bei Glaser erwartet, wird arg enttäuscht sein. Etwelchen Ersatz für die ihm mangelnden höhern Gaben bieten Glaser aber sein klares Auge und sein frischer Humor, auch ein recht anerkennenswertes Erzählertalent wird dem Meister niemand absprechen können: als Techniker steht er wenigstens so hoch, daß er beanspruchen kann, nach Matthäus Merian als der beste Basler Radierer des XVII. Jahrhunderts zu gelten. Was für Zürich Konrad Meyer gewesen ist, das ist für Basel Hans Heinrich Glaser.

* * *

Es war im letzten Viertel des XVI. Jahrhunderts, daß aus dem Markgrafenlande Ulrich Glaser in Basel einwanderte; bisher hatte der junge Mann bei der „gnedigen Herrschaft zu Durlach" Schreiberdienste gethan. Mit dem altbaslerischen Künstlergeschlecht der Glaser hatte seine Familie nichts zu thun. Ulrich

bilder im Glasmaler-Stil des sechzehnten Jahrhunderts zu schaffen; besonders geschickt wußte er aber auch fremde Kompositionen für seine Zwecke auszubeuten; als „Künstler" kann er wohl kaum in Betracht kommen.

Glasers Eltern waren Leibeigene des badischen Markgrafen und hatten ihren Sitz im nachbarlichen Kandern. In der Schreibstube eines Kaufherrn oder wahrscheinlicher noch in einer städtischen Kanzlei scheint Ulrich die ersten Jahre seiner Basler Zeit verbracht zu haben, dort hatte er sich auch nach und nach die stattliche Summe von 1000 fl. erworben und erspart.

Im Jahre 1585 entließ ihn der Markgraf „ohne einige abkauffung“ aus der Leibeigenschaft, dem Basler Rat „zu gnedigem nachbarlichem Gefallen“; am 11. August des gleichen Jahres erhielt Ulrich Glaser das Basler Bürgerrecht; schon vorher hatte er eine Gattin aus unbekanntem Geschlecht heimgeführt und wurde durch diese Ehe Stammvater der heute noch blühenden Familie Glaser.[1])

Sein erster Sohn Hans Ulrich wurde ihm 1585 geboren, der zweite Sohn Hans Heinrich ist der Künstler, der uns beschäftigen soll; sein Geburtsjahr war leider in den Basler Kirchenbüchern nicht auffindbar, doch muß es vor 1595 fallen, denn seit diesem Jahr sind die Personalien der Glaser'schen Familie in den Kirchenbüchern von St. Martin genau nachgetragen. Hans Heinrich folgten noch zwei Brüder nach: Hans Bernhard, geb. 1595; Jeremias, geb. 1599.

Eine etwas selbständigere Stellung erhielt der Vater Ulrich zu Beginn der 1590er Jahre, als er Schaffner im Hof der Reiche von Reichenstein wurde; glänzend mögen auch jetzt seine Einnahmen nicht gewesen sein, war doch die altberühmte Familie der Reichenstein damals ökonomisch ziemlich heruntergekommen; einige Jahrzehnte später waren nicht einmal mehr die Mittel vorhanden, das Familienhaus vor Baufälligkeit zu bewahren, ein zweimaliges Einschreiten des Rates wurde notwendig.[2])

---

[1]) Ein Stammbaum ist in dem Besitz des Herrn F. Glaser-Johannes.

[2]) A. Heusler in den „Beiträgen zur vaterländischen Geschichte.“ Band 8. 266 ff.

In kleinbürgerlichen Verhältnissen ist somit Hans Heinrich aufgewachsen, aus den Beischriften seiner spätern Werke können wir aber ersehen, daß ihm der Besuch der aufblühenden „Schule auf Burg" nicht versagt geblieben ist. Im väterlichen Hause scheinen auch hin und wieder Gelehrte verkehrt zu haben, so ist der Professor der Medizin, Johann Chmielezky, der Stolz der damaligen Universität, Pathe des jüngern Bruders, Hans Bernhard, gewesen.

Ueber die weitern Jugendjahre Glasers liegen uns keine Berichte vor. Wurde der Jüngling zum Gelehrtenberuf bestimmt? Sollte er die Kaufmannschaft oder ein Handwerk erlernen? Sicher ist nur das, daß sich Hans Heinrich nicht von Anfang an seinem spätern Beruf, der Kunst, widmete, denn ein Eintrag im „rothen Buch" der Himmelzunft besagt deutlich, daß der Lehrgang Glasers ein unregelmäßiger gewesen war:

„Uff Sonntag 1 Marty a. 1618 hat Hans H. Glaser der Moler v. Basel, des schaffners im Rychenhof sohn, ein ehren-Zunft empfangen, jedoch der gstalten und mit condition, daß er innerthalb dryen jahren weil er kein lehrbrief ufzulegen noch fürzuweysen gehabt, kein gsind als lehrjungen noch gsellen nicht haltten solle, hieruff er die Zunftordnung sambt dem was imme vorgehalten, geschworen."

Einige Anhaltspunkte erhalten wir immerhin durch diese dürftige Notiz. Während der ungefähr gleichalterige Ratsherrensohn Matthäus Merian bei dem tüchtigen Kupferätzer Dietrich Meyer von Zürich die vorgeschriebene Lehrzeit rite et legitime durchmachte, hatte der junge Glaser offenbar mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen, bis er den ihm zusagenden Beruf erwählen durfte; vielleicht ist er Lehrling in der Werkstatt irgend eines Basler Handwerkers — etwa eines Goldschmiedes — gewesen und hat dann als Geselle die Welt durchstreift. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, hat Glaser schon während seiner Wanderschaft seinen ursprünglichen

Beruf aufgegeben und ist in Nancy oder Straßburg zu Friedrich Brentel, dem tüchtigen Miniaturmaler und Radierer in Beziehungen getreten. Diese unsre Vermutung gründet sich vornehmlich auf die ins Auge springende Verwandtschaft der seltenen Radierungen Brentels mit den Werken unseres Glaser; zudem wissen wir auch durch Joachim von Sandrart (Teutsche Akademie I 359), daß ein anderer junger Basler, der oben erwähnte M. Merian, in Brentels Atelier thätig war; höchst wahrscheinlich hat dieser Vorgang es bewirkt, daß der die nämliche Ausbildung suchende Fachgenosse und Landsmann Merians, unser Hans Heinrich Glaser, ebenfalls bei Brentel als Geselle oder Lehrling eingetreten ist.

Was konnte Glaser nun bei diesem Meister lernen? Brentels Radierungen sind mehr sachlich denn künstlerisch wertvoll; als Figurenzeichner ragt der Straßburger Meister besonders hervor, er versteht es, den Körper korrekt zu bilden, das Charakteristische in Bewegung und Gesichtsbildung, vornehmlich aber in der Tracht gut wiederzugeben.[1] Trefflich in ihrer Perspektive sind auch seine mannigfachen Architekturbilder. Als Techniker steht Brentel noch ganz und gar auf dem Boden der spätern deutschen Kleinmeister. Gleich einem Abel Stimmer und Christoph Murer ist es ihm nie gelungen, in seinen Radierungen irgend welche malerische Wirkung zu erzielen, er beschränkt sich darauf, zu zeichnen und die Linien stark hervorzuheben. Die außerordentlich sorgfältigen Miniaturen Brentels sind noch immer das Entzücken der Antiquitätenjäger und dürfen auch durch ihre unermeßlich fleißige Ausführung unsere Ach-

[1] Dem Verfasser lagen die beiden Hauptwerke Brentels vor: die „pourtraictz des ceremonies, hommes et pompes funebres faitz au corps de Charles III duc de Lorraine .... à Nancy," ferner die äußerst seltene Ansicht des Festsaales im „neuen Lusthaus" von Stuttgart. Eine Reihe von Notizen über Brentel verdankt der Verfasser Herrn Ad. Seyboth, Direkter des Kupferstich-Kabinets von Straßburg. Eine kurze Biographie Brentels brachte F. Reiber in „les petits maîtres alsaciens."

tung beanspruchen; eigenartig aber zeigt sich der Meister in ihnen nicht. Das Hauptwerk der Miniaturen bildet eine Sammlung von Kopien nach Dürer, Rubens, Jordaens u. a. (Bibl. nationale. Paris.)

Bei Brentel lernte Glaser wahrscheinlich die ersten Handwerksgriffe der Aetzkunst, auch in der Malerei auf Pergament hat er sich in dessen Werkstatt sicherlich versucht. 1617 finden wir den jungen Mann wieder in Basel. Das früheste uns erhaltene Werk seiner Hand ist eine kleine Radierung aus dem gleichen Jahre: die Kopie nach dem verschollenen „ältesten Stadtbild" von Basel.[1])

Im März 1618 trat Glaser, wie wir sahen, der Himmelzunft bei, im Juli des nämlichen Jahres ward ihm der Auftrag, das Wappen des Theologie-Professors Sebastian Beck, damaligen Rectors der Universität, ins Matrikelbuch zu malen. Glaser erledigte sich dieser Aufgabe mit nicht gerade viel Glück, er schloß sich an das hergebrachte Schema an, eine oblonge Inschrifttafel mit einer üppig ornamentierten Umrahmung zu versehen; aus dem Formenschatze des Cornelius v. d. Bos und anderer Stecher holte er seine Motive her und schuf trotz des übersprudelnden Reichtums an Cartouchen und Grotesken ein recht geschmackloses Werk, das er immerhin für wichtig genug hielt, mit Monogramm und vollem Datum der Entstehung (24. Juli 1618) zu versehen.[2])

An weitern Aufträgen scheint es inzwischen nicht gemangelt zu haben, vielleicht gab Glaser noch seiner Kunst eine solide Basis, indem er nebenbei die Flachmalerei betrieb, — kurz, er besaß 1621

[1]) Eine gute Abbildung dieses Erstlingswerkes brachte die Publikation „die Basler Stadtbilder bis auf M. Merian" auf Tafel X.

[2]) Auch bei den Jahren 1624, 1626, 1631 und 1632 wird man in den Miniaturen des Matrikelbuchs die Hand Glasers zu erkennen haben; den Namen eines Kunstwerks verdient bloß die Miniatur von 1632. (Letztere reproduziert als Vorsatzblatt des Burckhardt'schen Familien-Albums. Basel 1890.)

den Mut, einen eigenen Hausstand zu gründen mit Maria Spät, Tochter eines 1610 verstorbenen Posamenters Christoph Spät. Von 1621—1633 wurde seine Ehe mit 8 Kindern gesegnet, deren eines, der 1629 geborene Hans Heinrich, später ein berühmter Medizin- und Botanik-Professor der Basler Universität wurde. [1])

Unsres Meisters Name drang zuerst im Jahre 1624 in weitere Kreise, als J. J. Grasser, [2]) der abenteuerliche Pfarrer von St. Clara, Glaser als Illustrator eines seiner Werke herbeizog. Mit seinem „Schweizerischen Heldenbuch" gedachte Grasser ein echtes Volksbuch zu schaffen, dem vornehmlich auch ein reicher Bilderschmuck zu Popularität verhelfen sollte.

Die vor kurzem noch so hochstehende Holzschneidekunst war mit Ende des sechzehnten Jahrhunderts einem raschen Verfall entgegengegangen; ein nur geringes Ersatzmittel bot der Bücher-Illustration die Radierkunst.

Mochten auch die Schöpfungen der Radiernadel künstlerisch wirksamer sein als der Holzschnitt, mochte auch die unschwer zu handhabende Technik ihre unleugbaren praktischen Vorzüge haben, so ist doch die Buchillustration kein geeignetes Gebiet für diese Kunst. Bereits im sechzehnten Jahrhundert begann man die Bücher in sehr großen Auflagen zu drucken, die rasche Abnützung der radierten Kupferplatten stand dazu in keinem Verhältnis, sie mußte notwendigerweise dazu führen, daß die ungeheure Mehrzahl der Illustrationen in bedenklich schlechten Abdrücken vor die Augen des Beschauers gelangte. Weder Glaser noch Grasser scheinen dies bisher praktisch erfahren zu haben, mutig ging der junge Stecher an sein erstes größeres Werk.

---

[1]) Biographie in „Athenæ Rauricæ" I 235.

[2]) Ueber diese für Basler Verhältnisse durchaus eigenartige Erscheinung lese man „Wolf, Biographien zur Kulturgeschichte der Schweiz IV 64 und Buxtorf-Falkeisen, Basler Stadt- und Landgeschichten I 110.

Für die Illustration einer Schweizer Chronik gab es bereits ein klassisches Vorbild: das 1548 in Zürich erschiene Werk von Johann Stumpff. Gewiß hatte Grasser seinen Illustrator auf dieses Meisterstück der Froschauer'schen Offizin hingewiesen; allzu ängstlich aber hat sich Glaser an sein Muster angelehnt.

Von den 22 Radierungen des bei Martin Wagner erschienenen Grasser'schen Heldenbuches ist ein Drittel genau nach den Holzschnitten von Stumpff[1]) kopiert. Nicht ungestraft darf aber ein Holzschnitt Zug für Zug in eine andere Technik übersetzt werden. Die in einfachen, markigen Umrissen gehaltenen Holzschnittbilder Stumpffs wirken in den zaghaften Uebertragungen Glasers nur roh und grob; hätte sich Glaser damit begnügt, den bloßen Contour der Kompositionen seinen Vorbildern zu entnehmen, die Einzelnheiten jedoch unabhängig mit der Radiernadel auszuarbeiten, — die Illustrationen hätten einen künstlerisch bessern Eindruck gemacht.

Die übrigen Bildchen dieses Erstlingswerkes sind gleichfalls teilweise andern Meistern entnommen. Das technisch sehr gut radierte Titelblatt zeigt zwei alte Schweizer in Wehr und Waffen, welche zu Seiten des in die Radierung eingedruckten Titels Wache halten. Die Krieger stehen auf hohen Renaissance-Sockeln, zwischen welchen hinaus man in eine Landschaft mit der Darstellung der Murtnerschlacht blickt. Ein seltsames Gebilde schließt den obern Teil der Komposition ab: ein ausgespanntes Löwenfell, in dessen innere Seite die Wappen der alten Eidgenossenschaft und der zugewandten Orte angeheftet sind. Die Komposition ist ganz deutlich die einer

---

[1]) Ulrich v. Erlach (Grasser pag. 44) nach Stumpff I 166 v; Hauptmann Klinghammer (Grasser 108) nach St. I 264 v; Rudolf v. Erlach (Grasser 75) nach St. I 204 v; Hans v. Gamshardt (Grasser 218) nach St. I 134. Eidgenosse mit Hellebarde (Grasser 138) nach St. I 144 v. Uristier (Grasser 33) nach St. II 174 v. Nikolaus v. d. Flue (Grasser 188) ziemlich frei nach St. II 194 v.

Wappenscheibe des sechzehnten Jahrhunderts, nur ist an Stelle des Schildes der Titel getreten. Für den Wappenhalter zur Linken glauben wir das Vorbild in einem Scheibenriß des sechzehnten Jahrhunderts zu finden (Oeffentl. Kunstsammlung, Band UI 121). Sehr deutlich erkennt man auch gerade in diesem Stiche die Schule Brentels. Das Titelblatt der „Exequien Carls III." hat Glaser sicher vorgelegen. Als Radierer hat Glaser auf diesem Blatte sein bestes geleistet, die plastische Wirkung der ziemlich zart behandelten Hauptfiguren ist gelungen; eine gute Folie bildet der mit dichten Kreuzlagen überdeckte dunkle Hintergrund.

Zweimal hat sich Glaser auch im „Heldenbuch" an Stiche des etwas älteren Meisters Christoph Murer angeschlossen: die Scenen des Apfelschusses und des Rütlischwures entnahm er Murers „Ursprung der schweizerischen Eidgenossenschaft." Da die Originale Radierungen waren, sind die Blättchen Glasers bedeutend wirkungsvoller ausgefallen als die Kopien nach Stumpff.

Nach dieser Untersuchung würden also im „Heldenbuch" herzlich wenige „Erfindungen" Glasers bestehen bleiben, es wäre denn die Reihe charaktervoller Phantasiebildnisse, der flotte Kampf Winkelrieds mit dem Drachen und anderes wenige mehr.

Wollen wir aber deshalb den jungen Meister kurzweg als Plagiator verdammen?

Glaser hat offenbar selbst die Illustrierung des „Heldenbuch" als seine Vorschule angesehen: größere Meister noch als er hatten ihre Thätigkeit bescheiden mit dem Nachbilden fremder Schöpfungen begonnen, hier lernte das Auge schauen und die Hand in der noch ungewohnten Technik sich üben.

Diese etwas ausführliche Geschichte der künstlerischen Entwicklung Glasers glaubten wir unsern Lesern schuldig zu sein. Mit Vergnügen sehen wir, daß der Meister nach solchen mehr oder minder unselbständigen Erstlingsversuchen bald auf eigenen Füßen steht und

jetzt und in der Folgezeit stets originell bleibt. Nicht mehr dem Auftrag eines Gelehrten verdanken die nunmehrigen Werke ihre Entstehung; der Eindruck der größeren und kleineren Zeitereignisse hat sie erschaffen und dadurch erklärt sich ihre frische Ursprünglichkeit.

Wir stehen, um den Ausdruck einer Basler „Polizey-ordnung“ zu gebrauchen, mitten in den „betrübten, armseligen Zeiten“ des dreißigjährigen Krieges, der mit all seinen Schrecken aber trotzdem nicht im stande war, den altgewohnten Gang des Basler Lebens zu hemmen. Oefters vielleicht denn sonst erläßt die väterliche Regierung ihre Sitten-Mandate, sie warnt vor Ueppigkeit im Essen, Trinken und Kleidung und regelt daher bis in die kleinste Einzelheit des Speisezettels die Hochzeitsfeiern, Neujahrsessen &c., besonders dringend wird stets der eifrige Besuch der Sonntags- und Dienstags-Predigten ans Herz gelegt.

Schon diese Mandate geben uns ein recht treues Bild vom Leben und Treiben im alten Basel, mit wahrem Leben hat aber erst Hans Heinrich Glaser dieses Bild zu erfüllen verstanden.

1624 erschienen 42 kleine Radierungen unter dem Titel

Habitus
Solennes hodie
Basiliensibus ad vivum delineati
et nunc primum editi per
I. Heinricum Glaserum.
Impensis auctoris anno 1624.

Der Verfasser kennt nur ein einziges, in Privatbesitz befindliches Exemplar dieser Folge; die Radierungen haben ungemein verschiedenes Format und schwanken in den Maßen zwischen 105/110 und 75/35 mm; jedenfalls wurden sie schon in Glasers Werkstatt auf starkes Papier gezogen, geheftet und in dieser Form in den Handel gebracht.

Auf den ersten Blick haben die Blättchen nicht viel bestechendes; am ehesten dürfte noch die Technik zu loben sein, welche die wenig ältern Aetzungen von Murer oder Abel Stimmer an farbiger Wirkung weit übertrifft. Alle Mängel der Zeichnung und Komposition werden aber reichlich aufgewogen durch das sehr hohe sachliche Interesse, welches die Radierungen für sich in Anspruch nehmen; wir machen uns schwerlich einer Uebertreibung schuldig, wenn wir die kleinen Stiche für eine der wichtigsten Quellen der Kulturgeschichte und vornehmlich auch der Kostümkunde Basels erklären. Die Ausgabe von 1624 muß nur ganz klein gewesen sein, denn zehn Jahre später, 1634, erschien mit 58 vollständig neuen, im Format 85/110 mm gleichförmigen Stichen ein zweites, künstlerisch ungleich höher stehendes Werk:

Basler Kleidung
Aller hoh- und nidriger Stands
personen nach deren grad auff jetzige
Art fleißig corrigiert und auf begeren
zum anderen mahl gemacht und verlegt
in Basell im Julio anno 1634
durch Hanns Heinrich Glaser.

Wer nun nach diesen Titeln von 1624 und 1634 lediglich einfache Kostümwerke, etwa wie die Zürcher Trachtenbilder von Herrliberger oder Schellenberg erwartet, wird sich angenehm enttäuscht finden, denn Glaser bietet nicht etwa bloß Einzelfiguren, sondern eine Fülle höchst anziehender Genrescenen; beim Bürgermeister beginnend wird uns die lange Reihe baslerischer Würdenträger und gewöhnlicher Bürger vorgeführt, ein kurzer Text findet sich auf einem Spruchband jeweilen oberhalb des einzelnen Bildes. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die feinen Kostümbilder Merians von 1615, welche sich auf den Plänen von Basel und Paris finden, die

erste Veranlassung zu Glasers Arbeit geboten haben; offenbar hat aber unser Meister nicht allein aus künstlerischer Freude an der stattlichen Erscheinung seiner Mitbürger die beiden Folgen radiert und ebensowenig hat er mit seinen Trachtenbildern ausschließlich „ein gedechtnus wegen verenderung der Zeiten“[1]) stiften wollen, — seine Schöpfungen scheinen vielmehr den praktischen Hauptzweck verfolgt zu haben, den Bewohnern Basels die obrigkeitlichen Kleiderordnungen ad oculos zu demonstrieren.

An Hand der Polizeiordnung von 1636, welche die verschiedenen älteren Mandate zusammenfaßt, läßt sich unschwer erkennen, was Glaser mit jedem seiner frischen Bildchen besonders veranschaulichen wollte.

Beide Ausgaben haben nach Art von Wappenscheiben komponierte Titelblätter: Krieger in alt-schweizerischer Tracht halten Schilde, auf welchen der oben mitgeteilte Text zu lesen ist. Auf der Ausgabe von 1624 steht der Schildhalter auf einem antiken Ruinenfeld, durch zerfallene Prachtarchitekturen hindurch eröffnet sich die Aussicht auf das Basler Münster; das nämliche, höchst reizvolle Motiv hat Glaser im Jahre 1632 im Matrikelbuch der Basler Universität — mit Weglassung des Münsters — wiederholt.

Es folgen nun nach einer schwülstigen Dedikation an die Herren vom Regiment die Darstellungen der Würdenträger des alten Basel, lauter Figurenbildchen ohne landschaftlichen und architektonischen Hintergrund.

Zuerst erscheint der Bürgermeister, gefolgt vom Oberstknecht und zwei Stubenheizern. Das Standeshaupt trägt einen Leibrock mit bauschigen Aermeln und einfacher Knopfreihe, dazu weite, mit Nesteln besetzte Kniehosen, alles aus schwerem, großgeblümtem Damast. Die langen Strümpfe werden wenig unterhalb des Knies durch breite, mit kühner Schleife verknüpfte Bänder

[1]) Siehe das Dedikationsblatt zur Folge von 1634.

gehalten, ausgeschnittene und mit Rosetten geschmückte niedrige Schuhe bekleiden den Fuß. Ueber dem Damastrock trägt der Bürgermeister einen eng gefältelten, bis zum Knie reichenden, vorne offenen Mantel, der mit alleiniger Ausnahme eines breiten, über Rücken und Schultern fallenden Sammtkragens sehr stark dem Talar unserer Geistlichen ähnelt. Die Puffärmel des Mantel sind an ihrem untern Teile abnehmbar; den Hals umschließt das Krös, das Haupt bedeckt der „Baselhut," diese höchst absonderliche Kopfbedeckung aus Filz, welche einem oben leicht abgestumpften Zuckerstock noch am ähnlichsten sein dürfte; der Hut ist fast ganz randlos, besitzt jedoch einen langen „Nackenschirm," zumeist erscheint dieser nach oben aufgekrempt. Was dem heutigen Geschlecht der Cylinder ist, war unsern Vätern der Baselhut. Noch gehört zur Ausstattung des Bürgermeisters ein langer Handegen mit silbernem Griff und Parierstange; an seidenem oder ledernem Leibgurt wird die Waffe, ähnlich wie der heutige Offizierssäbel, getragen; gleich wie heute gehörte auch damals schon das Nachschleppen des Seitengewehrs nicht zum guten Ton, weshalb dasselbe auch an einem Ringe unmittelbar am Gürtel angehängt werden konnte. Als eigentliche Schmuckstücke finden wir bloß einen oder zwei wuchtige Siegelringe, welche den Zeigefinger oder den Daumen der linken Hand zieren.

Fast ausschließlich scheint im alten Basel die Farbe der Kleidungsstücke — auch für die Frauen — schwarz gewesen zu sein; doch wurde der düstere Eindruck durch das blendende Weiß von Krös und Strümpfen und den Silberglanz der Knöpfe, Wehrgehänge und des Degens etwas gemildert.

Die Tracht des Bürgermeisters [1]) ist das typische Gala- und Feierkleid des erwachsenen Baslerbürgers der bessern Stände. Ledig-

[1]) Für den Wettbewerb um das Denkmal des Bürgermeisters Wettstein kann Künstlern und Preisrichtern das Studium der Werke Glasers nicht dringend genug empfohlen werden.

lich durch die Art des Stoffes und den Besatz unterscheidet sich die Kleidung des kleinen Bürgers von derjenigen der Standespersonen. Im Gefolge des Bürgermeisters schreiten bei Glaser der Oberstknecht und dessen direkte Untergebene, die Stubenheizer. Im Schnitt ist die Gewandung dieser Leute derjenigen des Standeshauptes gänzlich gleich, nur ein aufmerksamer Beschauer wird erkennen, daß der Leibrock der Subalternen nicht aus Damast, der Mantelkragen nicht aus Sammt gefertigt ist, auch die Kröse sind lediglich „gesäustelt," d. i. „mit den fingeren ohne höltzlin gekröslet," den Händen fehlt der Schmuck der pompösen Siegelringe.

Der gleichfalls zu den „Häuptern" gehörige Oberstzunftmeister ist genau wie der Bürgermeister gekleidet und schreitet gleichfalls von zwei stabhaltenden Knechten begleitet feierlich einher. Das folgende Bildchen, „Ratsherren, wie solche im Rat und auf den Gassen gehen," zeigt uns zwei lustwandelnde vom Rücken gesehene Herren; der eine trägt das oben beschriebene offizielle Gewand, der andere einen bis aufs Knie reichenden ärmellosen Radmantel mit Sammtkragen; dieser Mantel wurde gewöhnlich nur über die Schultern geworfen und offen getragen, er besaß aber eine reich ornamentierte, metallene Schließe.

„Stadtschreiber, Ratschreiber und Substitut" sind auf einem fernern Bild in einer Gruppe vereinigt; die beiden ersten Herren sind in elegantem Promenadekostüm ohne Seitengewehr; der Stadtschreiber trägt einen Leibrock aus reich gemustertem Damast, die Stelle des Gürtels ist durch eine Reihe aufgenähter Seidenschleifen bezeichnet; des Ratschreibers offenbar nicht ganz modernes Gewand zeigt in regelmäßigen Abständen eine große Zahl kaum fingerlanger Schlitze, aus welchen der hellerfarbige Stoff des Futters herausschaut, statt des Baselhutes trägt der Ratschreiber einen niedrigen Hut aus weichem Filz mit sehr breitem Rand, eine Seidenschnur mit doppelter Quaste dient der Kopfbedeckung als Schmuck.

Glaser schildert nun die Mitglieder der hohen und niedrigen Schulen Basels. Die Kleidung der Rektoren, Professoren, Präzeptoren 2c. ist die typisch baslerische; zu bemerken wäre allein, daß diese Herren mit alleiniger Ausnahme der Kandidaten und Studenten stets ohne Seitengewehr erscheinen; auch Stoffe wie Atlas, Sammt, Damast 2c. finden wir nicht an ihrer Kleidung, wie wohl den Universitäts-Angehörigen als „fürnehmen Mannspersonen" das Tragen kostbarer Gewänder durch die Polizeiordnungen nicht untersagt war.

In drei Blättern werden uns verschiedene Episoden der Doktorpromotion vorgeführt, dieses von Felix Platter in so drastischer Weise beschriebenen akademischen Aktes. Auf dem ersten[1]) Blatte erscheint der riesige Pedell mit den beiden Kandidaten vor einer Standesperson, wahrscheinlich einem Deputaten, und scheint in wohlgesetzter Rede die Einladung zu Promotion und Doktorschmaus vorzubringen. Verbindlich neigt sich der Gebetene. Wir erblicken nun den einen der Kandidaten in höchstem Staat, in Damastwamms und reich gesticktem „Schamelot" (Mantel), mit prächtigem Spitzenkragen und -Manschetten. Die Rechte des jungen Gelehrten hält ein Sträußchen, als Kopfbedeckung dient ihm ein weicher Hut mit der modischen großen Quaste; zwei Quasten zieren auch die Seidenschnur, durch welche der Kragen am Hals befestigt wird. Zur Rechten des Rektors schreitet der Kandidat unter Vortritt des szepterhaltenden Pedellen zur Promotion. Den eigentlichen Festakt schildert Glaser nicht; auf dem folgenden Blatt erblicken wir aber im Verein mit dem Professor einen Doktor mit allen Insignien seiner Würde; hier lernen wir den oft citierten „Doktorhut" kennen: einen abgestutzten Kegel, dessen Grundfläche nach oben gekehrt ist; der Hut war aus gefälteltem Sammt gefertigt und

[1]) Die Blätter sind bei Glaser falsch nummeriert.


wie man einander das gut Jar verehrt

am untern Rande mit einer Pelzborde, zuweilen auch mit einem bunten Seidenband besetzt; bei besondern Feierlichkeiten, wie der Hochzeit des Doktors, gestaltete sich die Kopfbedeckung noch bedeutend origineller, indem ihr oben in der Mitte ein Strauß aufgesteckt wurde.

Ein Blatt wird dem Gymnasium gewidmet. Wir sehen den cholerischen Rektor im Beisein eines Präzeptors einen stutzerhaft gekleideten Schüler abkanzeln. Als Vertreter der niedrigen Schulen stellt uns Glaser einen Schulmeister und Provisor vor, beide sind in gelehrtem Disput begriffen und gestikulieren, die Bücher in den Händen, aufs Lebhafteste; offenbar gelangweilt lauscht ein Schüler dem erregten Gespräch.

Schon durch seine äußere Erscheinung mutet der „französisch Prediger“ etwas separatistisch an, in großem Quäckerhut und langem Radmantel hat das kleine Männchen wenig pastorales an sich. Ein offenbar aufgebrachter Diakonus spricht in höchstem Affekt auf den Prediger ein, doch dieser hört mit ruhiger Freundlichkeit dem Zeloten zu.

Von den regierenden und akademischen Kreisen führt uns Glaser nun zu den Vertretern des Gerichts; die sechs Radierungen zeigen uns hübsch komponierte Gruppenbilder von Beamten in voller baslerischer Amtstracht; der „Bott“ allein in großem Schlapphut und schwarz-weißem Mantel, an welchem das silberne Brustschildchen mit dem Baselstab glänzt, bringt einiges Leben in die ernste Schar der hohen und niederen Gerichtsleute.

Damit nimmt Glaser Abschied vom offiziellen Basel und läßt den weit interessanteren Teil seiner Arbeit beginnen. Er führt uns auf die Gassen und Plätze der Stadt, er eröffnet uns die Pforten der adeligen Höfe, er läßt uns Vornehm und Gering, Arm und Reich in Fest und Arbeit schauen; auch jetzt aber müssen wir im Auge behalten, daß all diese anziehenden Radierungen nichts

anderes sein wollen, als Illustrationen zu den obrigkeitlichen Kleiderordnungen.

Als recht drastische Beispiele eines grob-ordonnanzwidrigen Aufzugs bringt der Meister zuerst zwei Bildchen mit Angehörigen des Basler Adels.

Glaser war ein ächter Spießbürger und teilte als solcher den Haß seiner Standesgenossen gegen die österreichischen Lehensträger, die hochfahrenden ehemaligen Achtbürger Basels. Nicht ohne Ironie weiß er die Modeherren von Stand zu schildern; er zeigt uns, wie zwei Herren, vielleicht der Herr von Flachsland und der Junker von Andlau, auf der Straße sich begegnen; die umständliche Begrüßung ist eben erfolgt und die Herren wechseln ihre Komplimente. Nach französischem Muster nähern sie, sich leicht verbeugend, die wohlgepflegten Hände dem Munde, als wollten sie die Fingerspitzen küssen; ein bekannter Schriftsteller belehrt uns über die wahre Absicht dieser affektierten Handstellung, wenn er bei der Charakteristik eines Kavaliers des XVII. Jahrhunderts die Bemerkung macht: „ses mains semblaient craindre de s'abaisser de peur que leurs veines ne se gonflassent."

Und nun zur Kleidung dieser adeligen Herren! Vom Kopf bis zu den Füßen finden wir buchstäblich kein Stücklein, das nicht gegen die Kleiderordnungen verstieße. Schon die Haartracht giebt zu denken. Hier sind die verpönten, „übelanständigen, überflüssigen, großen, langen, über die Schulter herabhangenden Haar und Haarlocken," den Hals ziert bei dem einen der Herren „ein großer, breiter, zuvor nie gesehener welscher Rabat mit denen köstlichen Spitzen und Krönlin," der andere Herr trägt wohl ein Krös, doch gehört solches zu der Klasse der „abscheulich langen," am Wamms tragen die Edelleute „allzu viel Passament, Schnür und überflüssige knöpflete Arbeit," die Mantelkrägen sind „breit und ungestalt," eine besondere Rüge verdienen noch die „unflätigen langen alla

modo hosen," auch zur Fußbekleidung hat sich der eine der Herren nicht die vorgeschriebenen einfachen „Läder-Schuch" gewählt, er trägt Stiefel, deren weite, spitzenbesetzte Schäfte herunterfallen. Das folgende Blättchen zeigt einen adeligen Stutzer, der mit fünf Damen lustwandelt. Der junge Herr im Federhut hat kokett sein reich verschnürtes Mäntelchen über die linke Schulter geworfen und stützt sich auf ein spanisches Rohr. Auch bei ihm finden wir die obige verpönte Beinkleidung, unterhalb des Knies trägt er Strumpfbänder, über welche der üppig mit Spitzen besetzte obere Teil der Strümpfe fällt.

Daß die adeligen Damen sich keiner größern Einfachheit beflissen, wird wohl kaum auffallen. Auf unserm Bildchen bringt Glaser einige Proben äußerst bizarrer Modelaunen. Eine der Damen — vielleicht eine Rothberg — hat den altbekannten weiblichen Kopfputz des Markgrafenlandes auf ihre Weise variirt und an Stelle des einfachen „Lätsch" ein ähnlich geformtes Gebilde aus Spitzen treten lassen, eine andere trägt einen federgeschmückten Filzhut, eine Dritte eine pelzverbrämte, runde Sammtmütze, alle reichbestickte Roben; das sittsame Krös ist einem niedergelegten Spitzenkragen gewichen, Straußenfederfächer und die „durchauß verbottenen perlenen Ketten" gehören ferner zum Putz der Herrschaften.

Auf siebzehn gegenständlich eng zusammenhängenden Radierungen führt uns Glaser im Weitern das Lebensbild eines Baslers aus vornehmem Hause vor. Zuerst ein Idyll aus der Kindheit: Ein vierjähriger Basler wird von der behäbigen Mutter am Händchen spazieren geführt, zur Seite der Mutter geht der stattliche Vater, das vom Hündchen umspielte ältere Schwesterlein schreitet rüstig voran, eine Dienstmagd mit dem obligaten Körblein beschließt den kleinen Zug, der höchst wahrscheinlich vor die Thore in das Rebgut der Familie führt. Knabe und Mädchen sind in der Kleidung die Miniatur-Ausgaben der Eltern; der kindlichen Vorliebe für

Putz ist etwas Rechnung getragen, indem sich das Töchterlein an kleinen Armspangen und einem bescheidenen Halskettchen freuen darf und der Knabe im Federhut stolziert.

Aus dem Knaben ist nun ein Jüngling geworden. Auf dem folgenden Bilde „Junge Gsellen“ finden wir ihn in Gesellschaft eines Genossen wieder. Allem Anschein nach plant unser Freund irgend einen losen Streich gegen die Stadtwächter und scheint seinen Begleiter zur Teilnahme aufzufordern. Wir gehen wohl kaum irre, wenn wir in den jungen Leuten Studenten erblicken. Ungeheure Schlapphüte, kühn umgeworfene Mäntel und lange Haudegen verleihen ihnen ein höchst martialisches, kriegerisches Aussehen. Hoffentlich gehören sie nicht zu der Gattung von Studenten, die mehr der „Militia“ als den Studien nachhängen und deshalb gleich dem berüchtigten Studiosus Reuning[1]) auf „die Bärenhaut“ gebracht werden müssen.

Der Jüngling hat sich ausgetobt. Ein guter Geist ist ihm zur Seite getreten. Es tritt eine neue Gestalt auf, ein liebliches junges Mädchen aus guter Familie. In einer seiner glücklichsten Schöpfungen schildert uns Glaser ein Stelldichein der jungen Liebenden. Das Mädchen in der kleidsamen Straßentracht der Zeit neigt schüchtern sein Köpfchen über die Rose, welche ihm eben sein Kavalier überreicht hat. Dieser trägt noch die reiche phantastische Tracht des vorigen Bildes, der übermütige Zug ist aber aus seinem Gesichte gewichen. Das Haupt entblößt, verneigt sich der Jüngling vor dem Mädchen und wirft ihm eine Kußhand zu.

Aus den folgenden neun Bildern ersehen wir, wie es auf einer altbaslerischen Hochzeit herging. Bei Hochzeiten fand man stets am ehesten Gelegenheit, in Essen, Trinken und „überflüssiger Köstlichkeit der Kleidung“ den Polizeiordnungen ein Schnippchen zu

---

[1]) Buxtorf-Falkeisen, Baslerische Stadt- und Landgeschichte I, 116.

schlagen; es haben deshalb auch die obrigkeitlichen Mandate jeden möglichen Fall von Ueberschreitung guter Sitte weislich vorgesehen. Für den Basler Kulturhistoriker sind diese Mandate von nicht zu unterschätzendem Wert, durch sie erfährt er erst das ganze umständliche Programm einer Hochzeitsfeier, zugleich auch allerlei Wissenswertes über Kochkunst, Kleidung ꝛc. Erst diese Mandate gestatten es beispielsweise, auch etwas Näheres über das originelle Frauenkostüm vergangener Tage zu erfahren; es mag vielleicht manchem Leser nicht unerwünscht sein, wenn wir unsere diesbezüglichen Beobachtungen hier niederlegen.[1])

Auch die Damen trugen das Krös aus feiner Leinwand, dieses besondere Charakterikum der Mode des sechzehnten und beginnenden siebzehnten Jahrhunderts. Bei festlichen Anlässen wurde das Krös trotz des obrigkeitlichen Verbotes mit Perlen bestickt; seine Dicke war obrigkeitlich geregelt, sie sollte „auffs höchste fünffach sein, d. h., Kröse die aus mehr als fünf Reihen von Rüschen bestanden, waren verboten; unterhalb des Kröses wurde das bestickte und steifgestärkte Vorhemd sichtbar, über welches bei kaltem Wetter das „Halsmäntelin," eine ärmellose, kurze Jacke geknüpft wurde. Der Leib wurde eng durch den niedrigen „Göller" umschlossen und darüber das weite und bequeme, mit breitem Kragen versehene „Wammeslin" getragen, vorne konnte das Wammeslin geknöpft oder geschnürt werden. Der aus feinem Tuch bestehende faltenreiche Rock war gewöhnlich an seinem untern Rande, zuweilen auch in Kniehöhe mit einer Garnitur von Nesteln versehen, wiewohl es ausdrücklich verboten war, „mit Borten, Passament, Gallonen, Schnür, Krönlin, Spitzen, brodiertem Gold, Silber und Perlen"

[1]) Unseres Wissens hat bis jetzt erst Albert Burckhardt-Finsler im Basler Neujahrsblatt von 1881 dieses Gebiet kurz berührt.

seine Röcke zu besetzen. Untersagt war es auch, das Wammeslin mit „kostbarem Fälwerck“ zu füttern und ebensowenig durften sich die Damen mit Geschmeide, wie den mehrfachen goldenen Halsketten oder Armspangen, auf der Gasse sehen lassen. Daß sich das zarte Geschlecht in den allermeisten Fällen um diese Verordnungen wenig oder gar nicht kümmerte, braucht wohl kaum gesagt zu werden.

In den Häusern erschienen die Damen gewöhnlich ohne das Wammeslin, oft auch ohne das Krös „umb desto kommlicher die haußgeschäfft zu verrichten.“ Bei der Haustracht traten dann die oft reich gestickten Hemdärmel zur Schau, in kälteren Tagen wurde eine mit üppigen Fransen besetzte Pellerine, „der Kragen,“ um die Schultern gelegt. Strenge war es aber verboten, in diesem Aufzug auf den Gassen oder gar in den Kirchen zu erscheinen. Für den Besuch der Sonntags- und Dienstagspredigten waren Tüchlin und Schaube obligatorisch. „Tüchlin“ sind Häubchen aus weißem Tüll, deren breiter Schirm aus weißer Gaze Stirn und Augen beschattet; ganz wie die Herrencravatten der Empirezeit verhüllen die steifen Haubenbänder Kinn und Mund fast vollständig. Auf das Tüchlin wird oft noch ein lächerlich kleines Barett aus schwarzem Sammet geheftet. Verwandt dem „Tüchlin“ ist das Abzeichen der Wittwe, der „Sturz“. Dieses häßliche Gebilde aus weißer, gestärkter Leinwand wurde auf dem „Tüchlin“ angeheftet und fiel als breites Band über den Rücken herunter. Die Ordnung, daß „alle Weibspersonen, wann sie sich bey des Herren tisch eyngestellt, das tüchlin selbigen tags über bis gegen abend aufbehalten“ sollen, erinnert uns daran, daß das Häubchen unsrer jetzigen Konfirmandinnen der letzte Rest der altbaslerischen Kirchentracht ist. Zu dieser Tracht gehörte endlich noch die „Schaube,“ ein langer, mit Sammt garnierter, eng gefältelter, vorne offener Mantel; gewöhnlich wurde darüber noch das „Wammeslin“ oder der „Kragen“ geknüpft.

Das „Fürtuch“ aus bunter Seide war ein sehr geschätztes Garderobestück und wurde, entgegen heutiger Uebung, zum Staatskleid getragen.[1]

Noch bleibt uns übrig, der Kopfbedeckung ein Wörtlein zu gönnen. Wittwen und ältere Frauen überhaupt trugen stets den „Sturz,“ Verheiratete oft das „Tüchlin,“ jedoch mit Weglassung des Kinntuchs, junge Mädchen zuweilen den Baselhut. Die gewöhnlichste Kopfbedeckung der eleganten Welt war jedoch die Brawenkappe,[2] d. i. die mit Pelz verbrämte Kappe. Die Form der Kappe war die einer riesigen Kugel, welche auf den Kopf bis tief in die Stirn gedrückt wurde. Die Kappe scheint mit Federn gefüllt gewesen zu sein; oft bestand sie aus Sammt, auf welchen Streifen von Marderpelz aufgenäht waren, oft war sie ganz mit Pelz überzogen. Eine seltene Variante der Brawenkappe in Form eines Napoleonhutes sei nur erwähnt.

Feierte eine Jungfrau ihre Hochzeit oder sollte sie als Patin ein Kind aus der Taufe heben, so war der „Jungfrawen-Bendel“ unerläßlich. Um das jugendliche Köpfchen wurde zuerst eine dick wattierte mit bunter gestreifter Seide überzogene Kapotte gelegt und darüber dann ein Gebilde gestülpt, welches einem ziemlich hohen, runden Körbchen ohne Boden auffallend ähnelt. Dieses Gebilde — Jungfrawen-Bendel genannt — konnte einem Verschwender Anlaß zu den tollsten Ausschreitungen geben. Die Kopfbedeckung war nämlich über und über mit Goldstoff bedeckt, mit

[1]) Noch heute wird in der innern Schweiz, im Elsaß und in Baden von den reichen Bauerntöchtern die seidene Schürze als ein Teil der Festkleidung getragen; überhaupt haben sich manche Eigentümlichkeiten der alten Baslertracht bis auf den heutigen Tag auf dem Lande erhalten.

[2]) „Braewen“ = mit einer brâ (Braue) umgeben. In Bern war die oben angeführte Kopfbedeckung unter dem Namen „Bräui-Chappe“ bekannt. (Dies nach freundlichen Mitteilungen des Herrn Prof. Adolf Socin.)

goldenen Borden[1]) benäht und mit Perlen bestickt; das Einhorn, das Symbol der Keuschheit, war ein in diesen Stickereien oft wiederkehrendes Motiv.

Im Jahre 1636 mußte der Rat den Bürgern verbieten, für ihrer Töchter „Jungfern-Bendel" mehr denn 200 Pfund auszugeben, untersagen mußte er auch „bei straaf der confiscation" die „doppelten Bändel," d. h. die turmartigen Kopfbedeckungen, welche aus zwei übereinander gestellten „Jungfernbendeln" bestanden. Als Ersatzmittel für den kostbaren Schmuck wurden von der Obrigkeit „Schlappen" d. i. Kappen aus gewöhnlichem Tuch in Form der „Brawenkappen" vorgeschlagen, auf welchen ein kleines Brautkränzchen ruhen sollte.

Kehren wir nun zum Hochzeitsfest des jungen Paares zurück. Zuerst wird uns von Glaser geschildert, „wie man meyen ausgibt." Es haben sich vor dem Hause der Hochzeiterin alle männlichen Festgenossen in langer Reihe mit Front gegen die Gasse aufgestellt; zwei Jungfräulein schreiten die Gasse ab und überreichen aus einem Körbchen jedem der Herren ein frisches Sträußchen. Aus dem heutigen Hochzeitsprogramm ist leider dieser poetische Zug verschwunden; noch spielt zwar das alte Sträußchen seine Rolle, es ist aber nur der Rosselenker, der sich der duftigen Spende freuen darf.[2])

[1]) Oft hieß deshalb auch dieser festliche Schmuck „Portenzier."

[2]) Sehr anschaulich schildert eine Federzeichnung (im Besitz des historischen Museums) die Aufstellung der Herren zum Meyen-Empfang. Das ziemlich flüchtig gezeichnete Blättchen trägt das Datum des 9. Wintermonat 1635 und stellt die Hochzeit des Dr. J. J. Frey mit Katharina Güntzer dar. Interessant ist die höchst wahrscheinlich von Glaser stammende Zeichnung noch besonders durch die Wiedergabe der Oertlichkeit: Nadelberg und oberer Spalenberg („Clivus Spalensis.")

Den Kirchgang — er erfolgt stets zu Fuß — läßt uns Glaser nun schauen. Voran schreitet der Hochzeiter; unschwer erkennen wir unsern Freund wieder, er prangt in reichem Damastkleid, auf dem Haupte thront der blumengeschmückte Doktorhut. Es ist aber nicht die jugendliche Hochzeiterin, sondern — laut Bezeichnung der Ausgabe von 1624 — der Zunftmeister, der in Mantel und hohem Baselhut zur Linken des angehenden jungen Ehemannes schreitet. Das nächste Paar ist die Braut, natürlich im „Jungfernbendel," an der Seite eines älteren, vornehmen Gelehrten. Im alten Basel legten — anders wie heute — die Herren ihren Arm in den der Damen. Wir erfahren nun durch die weitern Radierungen, daß ein „hochzeiter wittwer" in einfachem Tuchkleid ohne blumengeschmückten Hut, und eine „hochzeitterin wittwen" in „Schaube," „Sturz" und „Kinntuch" zu erscheinen hatte. Die Wittwe bekam eine ältere Dame zur Begleiterin.

Die „bräuchliche Vermahnung" hat der Prediger gethan und fügt nun die Hände des jungen Paares zusammen. Es beginnt der zweite Akt auf der Zunftstube.

Glaser zeigt uns, wie dem eben vom Kirchgang zurückgekehrten Hochzeitspaar ein stattlicher Herr entgegentritt; um die Schulter hat er eine „Handzwehele" gelegt, in der Linken hält er einen Wecken, mit der Rechten aber kredenzt er dem Hochzeiter das größte der Zunftgeschirre; ein Aufwärter steht im Hintergrund, den Deckel des silbernen Bechers in der Hand.

Es folgen noch etliche Radierungen mit Gruppen verschiedener Hochzeitsgäste; wir sehen, daß auch vor 250 Jahren schon die weibliche Dienerschaft am Kirchgang teilnahm; charakteristisch ist das zierliche Backfischchen in hohem Baselhut und prächtigem Rock; hinter demselben geht eine Magd, die Hand wie einen Haubenstock haltend, um eine kolossale „Brawenkappe" behutsam genug tragen zu können. Während der Hochzeit wird nämlich „umb pracht

willen" die junge Herrin ihren einfachen Hut plötzlich mit der kostbaren Kappe vertauschen; sie riskiert übrigens dabei, für ihre Hoffart um 2 Gulden gebüßt zu werden.

Nachdem Glaser noch der jungfräulichen „Gotte" ein Bildchen gewidmet und die Haus-, Leid- und Straßentracht in hübschen genreartigen Kompositionen eingehend geschildert, geht er zu den untern Ständen Basels über.

Zuerst lernen wir die Dienerschaft kennen. Begleitet von ihren Mägden kehrt die Tochter eines vornehmen Hauses vom Markt zurück. Die währschafte Köchin hält in der einen Hand ein Paar junger Hühnchen, am Arm trägt sie einen kupfernen Kessel mit frischem Gemüse, ein zweites Mädchen folgt mit einer hölzernen Schüssel, welche ein schönes Rippstück enthält. Die Tracht der Mägde besteht aus Rock und Göller ohne das Wammeslin; auf dem Kopfe sitzt bei der einen ein zerdrückter Baselhut, dessen Nackenschirm mit Schnüren aufgebunden ist, die andere trägt einen groben Filzhut von der Form einer umgekehrten Schüssel. Abseits vom Wege ihrer Pflicht treffen wir die Mädchen auf einer andern Radierung wieder. In großen Kupferkesseln sollten sie frisches Wasser nach der Küche tragen, statt dessen lassen sie sich von jungen Gesellen den Hof machen. Weit anziehender ist das nebenstehend wiedergegebene Bild. Es stellt eine Gruppe dar, der man im alten Basel am Neujahrsmorgen auf Schritt und Tritt begegnete. Knecht und Magd haben den Auftrag erhalten, den Bekannten und Verwandten ihrer Herrschaft und, wie es in den damaligen patriarchalischen Zeiten üblich war, auch den Herren vom Regiment das „gute Jahr" zu verehren.

Ueber den mutmaßlichen Inhalt der mannigfaltigen Flaschen und Körbe belehrt uns eine Notiz, welche der Schreiber dieser Zeilen unter alten Familienpapieren fand. Wiewohl die Aufzeichnungen erst aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts stammen, dürften

sie doch noch auf Glasers Zeiten wohl passen, war doch in solchen Dingen der Basler stets konservativ!

„Weggeschickte gute Jahr."
(Von den ca. 25 Posten sind sieben herausgegriffen.)

Bürgermeister J. B. Burckhardt: 6 Stöckh Candisbrot und das ordinäre Paquet.

Oberstzunftmeister Wettstein: 4 Stöckh Candisbrot, 2 Capaunen und 4 Citronen und 4 Bomrantzen.

Madame Formonde: Ein lädlein Confiture, 4 grives, 8 Citronen und Bomrantzen, 2 bouteillen Rossoli und eau cordiale de citrons.

Rathsherr Fäsch: 1 welschhuhn, ein reeschlegel, 2 stöckh Candisbrot und 4 bomrantzen.

Dr. Battier: 2 Capaunen, eine medaille von Carl V. und Ferdinand I.

Herr Linder im Doctorgarten: 2 stöckh Candis und ein has.

Dem Jacob a/d. Steinen: 1 büx Thee, 1 stockh Zucker und Kalbfleisch.

Ganz gleich derjenigen der Mägde ist die Kleidung der einfachen Bürgersfrauen, der „schlechten weiber," wie sie Glaser nennt. Von dieser Gattung führt er uns „zwei Klappertäsch" (Plaudertauschen) und eine Xantippe vor, welche ihrem Mann, dem „versoffenen Tropff den wein aus dem Kopf schlegt." Als Waffe des Weibes diente im alten Basel, wie wir es schon aus einer Zeichnung des Urs Graf ersehen können, nicht etwa der Pantoffel, sondern der Schlüsselbund.

Auch die „gemeinen burger" bekommen wir zu schauen, ihre Tracht zeigt nichts absonderliches; wir bemerken nur, daß die Seitengewehre meist fehlen, der Baselhut nur ganz niedrig ist und Seide oder Damast an der Kleidung nicht vorkommen.

Die Reihe der Subalternbeamten eröffnet der Ratsdiener; mit gespreizten Beinen steht er auf sein Szepter gestützt zwischen vier gewaltigen Zinngeschirren da, er ist im Begriff, einem vornehmen, durchreisenden Herrn „der Herren Häupter Willkomm,“ d. h. Wein und Salmen darzubringen.

Es folgen der von Kindern umringte joviale „Weinrieffer“,[1] der riesige „Werckmeister“, der Siegrist und Stubenheizer, welche eben eine Gant ausrufen, ferner der „thorwart, roßzoller, brunnenmeister“ und der „bettelvogt;“ den Reigen beschließen die Stadtknechte in ihren schwarz-weißen Kitteln, die einer weinenden Frau den Gatten von der Seite reißen, um ihn in den Turm zu führen.

Auch den Anblick der Bauern hat uns Glaser nicht vorenthalten; von ihrem am Brustschildchen mit Baselstab erkenntlichen „Meier“ geführt, gehen sie zu Markte. Die Frauen tragen kurze Röcke, Kinntuch und niedrigen Filzhut; charakteristisch für die Tracht der Männer sind ganz kurze offene Mäntel, sowie Hüte der mannigfachsten Art, teils sind es weiche Schlapphüte, teils nähern sie sich der Form des in den 1830er Jahren üblichen Cylinders; auch ein leicht gebogenes, wuchtiges Seitengewehr fehlt den Bauern nicht.

Das Schlußblatt der Folge von 1634 steht ganz und gar unter dem Einfluß des Holbein'schen Totentanzes. Wie die Kleider-Mandate der Obrigkeit schon hin und wieder auf die Vergänglichkeit aller irdischen Pracht hinwiesen, so will auch Glaser durch eine recht drastische Komposition seine Vermahnung anbringen. Holbein hat den Tod geschildert, wie er sich sein Opfer jeweilen bei dessen Lieblingsbeschäftigung heraushолt, Glaser verfährt ganz gleich. Er führt uns in das Gemach zweier vornehmer Basler-

---

[1]) Ueber dieses Amt lese man nach „Basler Jahrbuch“ 1888. S. 181.

innen. In reicher Haustracht sitzen zwei Damen und eine Dienerin am Putztisch und sind eben beschäftigt, ihre Galakröse mit Stäbchen aufzuziehen. Da überfällt sie plötzlich ein gespenstiges Weib, die Sanduhr in der Hand; am halbverwesten Leib des unheimlichen Gastes schlottern prächtige Kleidungsstücke, die Modethorheiten erscheinen hier ins Groteske übersetzt, die Brawenkappe hat den riesigsten Umfang, der Kragenmantel ist über und über mit den verbotenen Fransen besetzt, Spangen klirren an den Knochenarmen.

Das Spruchband am obern Rand des Stiches lehrt uns das Zwiegespräch kennen, welches der Tod mit seinen Opfern führt.

Diese flehen:

„Ach Todt thu uns wie du witt
Vertruck doch nur die schönen Kreser nitt."

Der Tod antwortet:

„O ho die Stund ist aus
Ihr seind jetz alle mein
Miest mit mir in mein haus
Laßt ewer hoffertig Kreslen sein."[1])

[1]) An dieser Stelle seien auch die beiden andern Basler Trachtenwerke des siebzehnten Jahrhunderts mit einem Wort erwähnt. Beide stehen künstlerisch und technisch tief unter Glasers Schöpfung. Die zwischen 1650 und 1678 von J. J. Ringle, Präceptor der III. Klasse des Gymnasiums, edierte Folge von 19 Radierungen lehnt sich in einzelnen Motiven zwar an Glaser an, ist aber ein ganz rohes Machwerk; noch barbarischer wirken die gegen Ende des Jahrhunderts entstandenen 19 Blätter der Barbara Wentz, geborenen Meyer; gestochen wurde die Folge von Anna Magdalena de Beyer. Aeußerst komisch ist das selbstbewußte Motto dieser „Künstlerinnen": „Ehe Veracht als gemacht."

* * *

An diese Hauptwerke Glasers schließt sich noch eine ganze Fülle von Einzel-Radierungen an; vornehmlich hat unser Meister illustrierte Flugblätter geliefert, offene Bogen in Quart oder Oktav, welche in vergangenen Jahrhunderten die Stelle unserer Zeitungen einnahmen und prägnante Ereignisse kurz schilderten; am besten lassen sich die Glaser'schen Flugblätter in politische und unpolitische einteilen; erstere behandeln vornehmlich Ereignisse des dreißigjährigen Krieges, letztere auffällige Vorkommnisse aller Art: Unglücksfälle, Mißgeburten, Pest, seltsame Tiere ꝛc. Das Jahr 1626 bringt uns das erste politische Flugblatt.

Die nach der Weise des sechzehnten Jahrhunderts gekleideten Pannerträger der 13 alten Orte haben einen Ring gebildet, in dessen Mitte die in Stimmerschem Stil komponierte Friedensgöttin steht; in der einen Hand hält sie eine Palme, in der andern eine Standarte mit den Wappen von Frankreich und Navarra und dem Namenszug des französischen Königs. Offenbar giebt die Radierung die damalige Stimmung der evangelischen Schweizerbürger wieder. Irren wir nicht, so erblicken wir in dem Blatte eine Anspielung auf das Defensionswerk, welches die evangelischen Stände der Schweiz in eben diesen Jahren mit Hilfe Frankreichs zu stande zu bringen hofften. Der Besuch des Marschalls Bassompierre zu Basel (Ende 1625) dürfte übrigens die direkte Veranlassung zu der technisch ausgezeichneten Radierung gebildet haben.

Den evangelischen Kriegshelden hat unser Meister zwei größere Kompositionen gewidmet; auf einem 1632 datierten Blatt sehen wir den Schwedenkönig auf mächtig sich bäumendem Streitroß sitzen, den Hintergrund bildet eine Ansicht von Augsburg.

Das zweite Blatt von 1638 bringt uns eine Apotheose des Bernhard von Weimar. In der Mitte steht der ritter-

liche Fürst und wird von der Göttin Minerva mit dem Lorbeer gekrönt; eine hohe Frauengestalt in modischer Tracht und Federhut — es ist die Stadt Breisach — reicht dem Herzog die Rechte und übergiebt ihm den großen Stadtschlüssel. Zur Rechten sehen wir die Fürsten und Pfaffen der „Santa Liga“ in den Abgrund versinken, zur Linken knieen die Herrscher von Württemberg, Baden und Nassau und singen ein Te Deum; die im Hintergrund aufgefahrenen Kanonen donnern ihr „vivat dux Bernhardus“ in die Lande hinaus; bereits beginnen sich die Segnungen des Friedens zu zeigen: Landleute ziehen in den Rebberg hinaus und der Gott Merkurius thut seine Schätze auf. Zu äußerst links steht ein bärtiger Eidgenosse und macht dem Herzog sein Kompliment. — Auf die Fülle weiterer historischer Anspielungen brauchen wir nicht näher einzutreten; jedenfalls ist Glaser auf dieses für uns künstlerisch vollständig ungenießbare Werk ganz besonders stolz gewesen; hat er doch in demselben wie kaum je wieder dem Zeitgeschmack gehuldigt und in den beliebten allegorischen Spielereien das Menschenmögliche geleistet.

Mit dem großen Kriege hängt endlich noch eine Karte des Veltlin zusammen, welche von Glaser nach einer Zeichnung des Hans Ardüser in Kupfer radiert worden ist. Das Blatt erschien im Jahre 1625, ist dem Verfasser aber nur aus Haller, Bibliothek der Schweizergeschichte I, Nr. 563 bekannt.

Die Flugblätter unpolitischen Inhalts beanspruchen jedenfalls höheres Interesse. Als ältestes Werk dieser Gattung dürfte gelten:

„Wahre vnd eygentliche Abbildung | eines in disen landen seltzamen vnd vnbekandten Fisches | welcher den 21. julii dises

1625 jahrs zu Basel im Salmenwaag daselbst | mit verwunderung gefangen | vnd von viel hundert Personen lebendig gesehen worden."

Glaser beschreibt in einem kurzen Texte den Fisch — einen harmlosen Stör — und macht als echtes Kind seiner Zeit eine Reihe von Reflexionen über das unheimliche Vorkommnis, ein solches Tier in unsern Gewässern zu treffen.

„Die bedeutung solcher frembden thier ist allein Gott bekandt doch seind noch viel frommer hertzen die solche betrachten | sehr förchtende | es möchten dise vngewohnliche thier vnseren Landen auch etwas vngewohnlichs frembd vnd seltzams bedeuten | vorbilden | anzeigen vnd mitbringen: Gott wölle es alles zum besten wenden. Amen."

Ein besonders charakteristisches Flugblatt teilen wir in Reproduktion mit und dürften so einer eingehenden Besprechung enthoben sein. Trotz einiger Mängel — besonders in der Perspektive — gehört das Blättchen seiner lebendigen Schilderung wegen zu den besten Arbeiten Glasers; auch das Schriftstellertalent des Meisters, das wir hier erstmals kennen lernen, scheint uns einiger Anerkennung wohl wert zu sein. Recht fein hat Glaser in seiner kleinen Schöpfung den Eindruck wiederzugeben gewußt, welchen die „klägliche Tragödie" in der Safranzunft bei den verschiedenen Zuschauern erregt hat. Von dem energischen Herrn Jeremias Fäsch bis zu dem behäbigen alten Ratsherrn, den ob des grauenvollen Anblicks eine Schwachheit anwandeln will, hat der Künstler eine ganze Skala menschlicher Regungen packend zum Ausdruck zu bringen gewußt.[1])

---

[1]) Dieses Flugblatt ist später unverändert der von Pfarrer Wolleb gesprochenen und bei J. J. Genath gedruckten Leichpredigt des Knaben vorgeheftet worden; die in dem Schriftchen befindlichen Abdrücke sind etwas schwach, auch ist das die Radierung enthaltende Blatt beidseitig bedruckt, während das eigentliche Flugblatt nur auf der einen Seite die Schrift zeigt.



Eygentliche abbildung der kläglichen Tragödia/ so sich in Basel in der Gastherberg zur Gilgen/ Samstag den 3. Decembr. vmb 2. vhr nach mittag/ im Jahr 1625. mit dem frommen Jüngling Jacob Burckharde seligen leyder zugetragen.

Alß ein Löw auß Africa allhero gebracht worden: hat diser frewdige junge Knab/ so lust hatte denselbigen zu besehen/ das ort auch/ da er gezeigt ward/ gar zu eng/ vnd sein Meister nicht/ sondern allein ein junger Knab/ welcher es regieren solte/ zu gegen war/ hat es gemeldtes Knäblin gantz erbärmbdlich mit seinen grausamen klawen erwitscht/ grimmiglich zu vnd vnder sich gerissen/ vnd mit seinen vier grösten stockzehnen den kopff/ das angesicht/ vnd bey dem genick durch die hirnschalen gebissen vnd durchgetruckt/ daß alßbald das hirne herausser getropffen: darüber der ärtes Knäblin vmb hülff geschrawen/ auch durch sonderbare fürsehung Gottes/ von Herren Jeremia Fäschen/ dem grimmigen zornigen Löwen auß dem rachen gerissen: da dann der Würth mit einer eysenen mistgablen/ auch der Löwenbub mit einem prügel dermassen auff den Löwen geschlagen/ daß er offtgemeldtes Knäblin hat müssen folgen lassen. Es ist aber zugleich ein solche forcht in die vmbstend gebracht worden/ daß etliche junge Knaben/ sampt einem Hund/ hinden hinauß in Birsich gesprungen. Hernacher das Knäblin moñtags zu nacht vmb zwelff vhren (alß er eben auff solche zeit in dise Welt geboren) mit verwunderlichem verstand vnd gedult/ seligklichen in Gott entschlaffen: seines alters in das dreyzehende jahr gehend: deme der allmächtig Gott eine fröliche Aufferstendnuß in Christo vnserem Herren verleyhen wölle. Amen.

Pingere te docui, Juvenum lectissime, nuper,
Nunc mortis tristem pingo tuæ historiam.
Sed Paradisiacis tu nunc lætaris in hortis,
Cogimur obscuras heic habitare casas.

JOH. HEINRICUS GLASER.

Auch an landschaftliche Kompositionen hat sich Glaser in den Jahren 1640 und 1641 gewagt und dabei — sagen wir es offen — nicht gerade sein Bestes geleistet.

Das erste Blatt war übrigens wohl nicht für den Markt bestimmt, sondern, wie die lateinische Dedikation zeigt, einem engern Kreise zugedacht.

Das Plattersche Landgut Gundoldingen ist den Lesern des „Jahrbuchs" aus der „Histori vom Gredlin"[1]) bekannt. Das nach den Begriffen des siebzehnten Jahrhunderts höchst stattliche Haus — es ist das sogenannte „mittlere Gundoldingen," rechts vom Bruderholzweg — gehörte im Jahr 1640 dem Dr. phil. und Lic. jur. Franz Platter, Enkel von Thomas Platter I., einem Mann, der das Leben von seiner fröhlichen Seite nahm und auch einen kräftigen Spaß ertragen konnte.

Die Glasersche Komposition zeigt uns deutlich die Anlage des reizenden Sommersitzes Gundoldingen. Das Wohngebäude mit seinem schlanken Treppentürmchen und die gewaltige Scheune sind von einer Zinnenmauer umgeben; ein breiter, von Schwänen belebter Wassergraben zieht sich um die Mauer, der Schloßhof steht durch eine Zugbrücke mit der Außenwelt in Verbindung. Die freundlich bewaldeten Hügel des Bruderholz erheben sich im Hintergrund, einfache Anlagen mit lauschigen Lauben zieren den Vordergrund. Zu diesem echten Landschafts- und Architekturbild des siebzehnten Jahrhunderts hat nun Glaser eine höchst paradoxe Staffage geschaffen. Diana mit ihrem Gefolge hat sich den Platterschen Weiher zum Badeplatz erkoren, bereits treiben die nackten Nymphen im Wasser ihren Kurzweil; zur Rechten erfüllt sich das Geschick des Actaeon, dessen profanes Auge die jungfräuliche Diana zu schauen sich unterstanden hat. Unter diesen mythologischen Ge-

[1]) Jahrgang 1893, 251 ff.

stalten gewahren wir aber auch Herren und Damen in modernem Kostüm: Der gastfreundliche Herr Franz Platter empfängt an der Zugbrücke eine Gesellschaft aus dem nahen Basel, links in der Laube spricht man schon dem Weine zu, ein Jägerbursche trägt Wildpret ins Schlößchen, ein Knecht holt Fische aus dem Teich.

Die längere lateinische Inschrift bringt einige Erläuterungen zu dem Bildchen. Glaser giebt bekannt, daß er die Radierung seinem Freunde Platter widme, er verspottet in einigen stark gebeizten Distichen die Ehelosigkeit des jugendlichen Lebemannes und fordert zum mutigen Freien auf. Es war dies aber verlorene Mühe, Platter ist 1676 als Junggeselle gestorben.

Dieses weit mehr sachlich denn künstlerisch interessante Blättchen zeigt bereits die allen spätern Werken Glasers gemeinsame Flüchtigkeit in der Zeichnung, die schlechten Proportionen der menschlichen Körper, sowie durchaus falsche perspektivische Verhältnisse. In der Landschaft des Hintergrundes ist ein ziemlich starkes Anlehnen an Merian bemerkbar, wodurch die Radierung noch einen gewissen feinern Reiz erhält.

Jeglichen Kunstwertes baar ist aber ein anderes Landschaftsbild: „das heyllsame Wasser bey Gundißweil im Bernergebiet.“

Im Jahre 1640 verbreitete sich in der Schweiz die Kunde, daß in dem heutigem Gontenschwyl bei Lenzburg eine äußerst kräftige Heilquelle entdeckt worden sei. Von allen Seiten schleppten sich Kranke jeglicher Art herbei, man sprach von wundersamen Heilungen; trotzdem hielt sich der Ruf der Heilquelle nicht lange über ein Jahr, dann „verschwand der Wunderglaube wieder, wie er entstanden war.“[1])

Im Jahre 1641 unternahm es Glaser, der, wenn es sich um wunderbare Sachen handelte, stets auf dem Laufenden war, das

---

[1]) Bronner, Kanton Aargau. S. 252.

Leben und Treiben bei der Quelle von Gontenschwyl zu schildern. Auf einem stattlichen Blatt in Querformat sehen wir im Mittelgrund den großen hölzernen Trog, in welchen die aus Sandfelsen herausschießende Quelle geleitet ist; Schranken aus starken Bohlen umschließen den Trog, drei handfeste Knechte sind fort und fort beschäftigt, Wasser zu schöpfen und dasselbe in runden Flaschen und Fäßchen gegen gutes Geld an die sich um die Schranken drängende Menge abzugeben. Mancher Kurgast kann diesen Augenblick nicht abwarten, er kriecht unter den Schranken hindurch, um möglichst rasch an den Wunderborn zu gelangen, riskiert aber dabei, wie wir es im Vordergrunde sehen, von den Knechten abgefaßt zu werden.

Das Erfreulichste an der Radierung ist jedenfalls die recht packende Charakterisierung der verschiedenen Brunnengäste. Wir erblicken zu Pferd ankommende adelige Herrschaften, vornehme Bürger in Basler Tracht, hochgestellte katholische Geistliche, neugierige Aerzte in Doktorhüten, Kapuziner, Pilger von Maria-Einsiedeln, Bauern, daneben, wie natürlich, Kranke und Krüppel jeglicher Gattung, Blinde, Lahme, Gichtbrüchige, Wassersüchtige. Zur Erquickung der Gäste sind fliegende Wirtschaften errichtet worden, Käse, Wecken und Wein wird feilgehalten. Im Hintergrund wickelt sich das Exportgeschäft munter ab: das Heilwasser wird in Fäßchen gezogen, welche von stämmigen Bauernmägden auf dem Kopfe davongetragen werden.

Von ungleich ernsterer Seite zeigt sich uns Glaser in zwei Radierungen aus den Jahren 1629 und 1638.

Seit 1628 grassierte in Basel die Pest. Nachdem sie im Battierschen Hause zuerst aufgetreten war, verbreitete sie sich rasch über die ganze Stadt und Landschaft. In Basel allein fielen ihr 2647 Personen zum Opfer. Als die Seuche 1629 erloschen

war und Dankgottesdienste in allen Kirchen gefeiert wurden, ließ auch Glaser aus seiner Werkstatt ein Flugblatt ausgehen. Nach 2 Samuel 24 sehen wir den König David in der Tracht eines Fürsten des siebzehnten Jahrhunderts zum Gebete niederknieen, die Harfe hat der königliche Sänger neben sich hingelegt, rings umher liegen Pestkranke und Leichen von jeglichem Stand und Alter; der Prophet Gad steht mit emporgehobenem Arm vor David und deutet auf den durch die Lüfte sausenden Würgengel; bald wird dieser „vor der Tenne des Arafna“ Halt machen. Der landschaftliche Hintergrund des Blattes zeigt einzelne Oertlichkeiten der Stadt Basel; links oben winkt das Kirchlein von St. Margarethen, rechts ist die St. Leonhardskirche zu sehen, der Kirchplatz ist über und über bedeckt mit Totenbäumen. Diese reizend entworfenen Architekturbildchen söhnen uns mit der herzhaft schlechten Zeichnung der Hauptfiguren vollkommen aus; die kleine Vedute von St. Leonhard insbesondere ist fast eines Wenzel Hollar würdig.

Nach einer andern Seite hin erregt das zweite Blatt biblischen Inhalts unser Interesse. Die stark in die Länge gezogene Komposition ist auf zwei Platten geätzt worden; zu äußerst rechts erblicken wir den Sündenfall, zu äußerst links die Vertreibung aus dem Paradies, bereits hat sich dem flüchtigen Menschenpaare die Gestalt des Todes angeschlossen. Die Mitte wird durch seltsame, nach eigentümlichen Gesetzen ineinandergeschobene, langgezogene Kurven eingenommen. Ein mit der Optik vertrautes Auge wird rasch erkennen, daß diese Kurven einem sogenannten Vexierspiegelbild angehören; auch ohne Zuhilfenahme eines physikalischen Instrumentes läßt sich unschwer des Rätsels Lösung finden: Man sehe unter einem sehr kleinen Winkel, fast parallel der Bildfläche, über das Blatt hin; die Kurven werden dann zusammentreten und ein neues Bild, den dornengekrönten Christuskopf, ergeben. Diese optische Spielerei Glasers ent-

behrt somit eines tiefen Sinnes nicht: Nach Römer 5, 12 ff. wird uns gezeigt, wie Sünde und Tod, aber auch die Erlösung in die Welt gekommen sind. Das Blatt ist 1638 datiert und Dr. Remigius Fäsch, „singulari artium cultori,“ dem hochverdienten Gründer des Fäschischen Kunstkabinets, zugeeignet.



Unter den uns erhaltenen Radierungen Glasers trug — wie wir sahen — die späteste das Datum 1641.

Der Meister hat sich in der Folgezeit allem Anschein nach künstlerisch wenig mehr bethätigt.

Es begannen jetzt endlich seine langjährigen Bemühungen anderer Art Früchte zu tragen. In dem von niedrigstem Byzantinismus erfüllten Dedikationsblatt zur zweiten Ausgabe der Trachtenbilder, in den Zueignungen an einflußreiche Persönlichkeiten wie Fäsch und Platter, macht uns Glaser ganz und gar den Eindruck eines ziemlich gemeinen Stellenjägers, der möglichst rasch mit Hilfe seiner „großgönstigen Patronen und fautores“ an einem warmen Plätzchen unterkommen möchte.

Höchst wahrscheinlich hat sein Handwerk keinen goldenen Boden gehabt; neben seinem eigentlichen Beruf muß Glaser während der 1620er Jahre in seiner damals in der Petersgemeinde gelegenen Wohnung noch einen kleinen B u c h h a n d e l betrieben haben; so tragen einige Exemplare von Grassers „Heldenbuch“ auf ihrer letzten Seite den aufgestempelten Vermerk:

„bey Hanns Heinrich Glaser
zue finnden.“

Den wehmütigen Verslein am Fuße des von uns wiedergegebenen Flugblattes läßt sich entnehmen, daß der Meister auch

hin und wieder jungen Gymnasiasten, wie Jakob Burckhardt, als Privatlehrer Zeichnungsunterricht erteilt hat; auch dies mochte eine hübsche Nebeneinnahme bieten.

1642 erlangte Glaser sein erstes bürgerliches Ehrenamt: er wurde von seiner Zunft zum Himmel zum Sechser erwählt; noch freundlicher schien ihm das Schicksal lächeln zu wollen, als ihn die hohe Regenz der Universität 1643 zum Präpositus des obern Kollegiums ernannte. Das „obere Kollegium“, unser heutiges Universitätsgebäude, beherbergte bis tief in unser Jahrhundert ein Konvikt für bedürftige Studierende, dessen Hausvater den Titel „Präpositus“ oder „Probst“ führte. Bis auf Glaser waren die meisten Präpositi gelehrte Herren, gewöhnlich Professoren der Universität gewesen, Glaser war der erste „Illiteratus,“ [1]) der dem Stift vorzustehen hatte; mancherlei Bedingungen hatte er deshalb vor Antritt seines Amtes nachzukommen: er mußte sich an der Universität immatrikulieren lassen, um akademische Rechte zu erlangen; er mußte darthun, daß seine Sechserstelle ihn in den neuen Obliegenheiten nicht behindere; sein Wachtkommando in der Aeschenvorstadt, „in suburbio cinerum,“ hatte er niederzulegen, und damit endlich die Autorität des Präpositus auch durch kleine Aeußerlichkeiten nicht geschädiget werde, empfahl die Regenz dem Meister das Tragen der „Toga,“ des obenbeschriebenen faltigen Talares, und des „pileus Basileensis,“ des Baselhutes. Nachdem Glaser auf all diese Bedingungen eingetreten war, durfte er, ausnahmsweise in deutscher Sprache, am 21. November 1643 den Amtseid leisten.

Auf Rosen war Glaser in seiner neuen Stellung nicht gebettet. Seit dem 10. September 1644 hatte sich die Regenz des öftern

[1]) Die Mitteilungen über Glasers Thätigkeit als Alumnenvater sind aus den „Acta et decreta academica“ vol. II geschöpft. (Latein. Mskrpt. des Universitäts-Archivs.)

mit dem Stift im obern Kollegium zu befassen. Glaser war in seiner Amtführung allem Anschein nach nicht nur äußerst nachlässig, sondern wohl auch nicht ganz ehrlich. Die Klagen des philosophischen Fakultät und der Alumnen richten sich meist gegen die Lieferung schlechten Tischweines, ungenügende Heizung und Beleuchtung, Unordnung und Willkür in der Haushaltung; mehr zu denken giebt schon, daß Glaser auch vorgeworfen wurde, die „vacantia stipendia" nicht ordnungsgemäß verwaltet zu haben, mehrfach wurde auch die Gattin des Präpositus in den Regenzsitzungen angegriffen.[1]) Ziemlich unfreiwillig legte Glaser am 12. Juli 1650 sein dornenvolles Amt nieder und zog sich gänzlich ins Privatleben zurück.

Wann aber irgend ein „vngewohnlich ding" die Gemüter seiner Mitglieder beschäftigte, wachte auch jetzt mitunter die alte Lust am Zeichnen im alternden Meister wieder auf; der umständlichen Technik des Radierens hat sich Glaser aber in der Folgezeit nicht wieder bedient.

Aus dem Jahre 1641 besitzen wir noch das Porträt des 101-jährigen Philipp Buser von Lausen, vom September 1650 ein Bildnis der „Madlen Frey von Röschenz" im Alter von 107 Jahren; einen äußerst dankbaren Vorwurf bot Glaser Barbera Urslerin, „das haarmensch von augspurg." Dieses affenpinscherartige weibliche Wesen, „gantz und gar harecht mit schönem gelbem haar," war auf der Messe von 1653 zu schauen. Den 114 Jahre alten, Strümpfe strickenden „Magister Ottele" skizzierte Glaser im Februar 1657. Auch Abbildungen von seltsamen Vögeln und Pflanzen stammen aus diesen Jahren.

Eine Folge ganz besonders interessanter Zeichnungen ist leider bis auf ein einziges Blättchen verloren gegangen. Die jetzt im

[1]) Von dem Vorwurf der δυσκολία — morosen Wesens — konnte auch Glaser in seiner Verteidigungsrede vor der Regenz die Ehehälfte nicht reinigen.

Museum untergebrachte Sammlung des Antistes Falkeisen enthält eine Federzeichnung von Glasers Hand, versehen mit Nr. 12, Monogramm und folgender Aufschrift:

„Die Escheimer vorstatt vom türmlin beim . . . hinaus gemacht. 17. Februar 1645.“

Vom hohen Treppenturm des stattlichen Hauses, welches die Stelle des heutigen Schildhof einnimmt, blicken wir in die Aeschenvorstadt hinunter; zur Linken erhebt sich der Schwibbogen, rechts sehen wir die Häuser der St. Elisabethenstraße, in der Mitte aber eröffnet sich der Ausblick in die Vorstadt. Ungemein anheimelnd schauen uns die Häuser mit ihren breiten Fenstern und überhängenden Dächern an; wohl das stattlichste Gebäude ist das Wirtshaus zum Raben mit seinem großen Schild und der gastfreundlich geöffneten „Einfahrt“; über das Häusermeer hinaus geht der Blick auf die Juraberge bei Muttenz und Pratteln.

* * *

Ueber Glasers spätere persönliche Schicksale schweigen leider alle Berichte. Als der Meister 1673 hochbetagt starb, scheint er in seiner Vaterstadt bereits schon ziemlich vergessen gewesen zu sein; sein Tod wird unseres Wissens von keiner der vielen handschriftlichen Chroniken gemeldet; die älteren und neuern Künstlerlexica, ja selbst die sonst vorzügliche „Geschichte des deutschen Kupferstichs und Holzschnitts“ von Lützow bringen daher nur dürftige und noch dazu irrtümliche Nachrichten über Glasers Leben und Kunst.

Es mag wohl mancher unserer Leser der Meinung sein, daß Glaser, einem doch immerhin nicht sehr hoch stehenden Künstler, ein unverdient großer Raum im diesjährigen „Jahrbuch“ vergönnt worden sei.

Wenn aber diese Zeilen ihren Zweck erfüllen und sich der eine oder andere Freund des alten Basel nicht wird abschrecken lassen, Glaser und seinen Werken näher zu treten, so möge auch ihm nicht versagt sein, etwas von dem hohen und eigentümlichen Reiz zu verspüren, welchen die Durchsicht der Stiche und Zeichnungen des wackern Baslermeisters uns einst geboten hat; er wird in Glaser einen der interessantesten vaterländischen Chronisten des siebzehnten Jahrhunderts kennen lernen, einen Chronisten, der zwar nicht mit der Schreibfeder, wohl aber mit Stift und Radiernadel packend seine Zeit zu schildern verstanden hat.



Die Radierungen Glasers nach der Zeit ihrer Entstehung.

1. 1617. „Aeltestes Stadtbild." (Oeffentl. Kunstsammlung, Sammlung Birmann.)

2—23. 1624. 22 Radierungen in Grassers „Heldenbuch." (Universitäts-Bibliothek Basel; das Buch ist unschwer noch heute auf antiquarischem Wege erhältlich.)

24—65. 1624. 42 Basler Trachtenbilder. I. Edition. (Privatbesitz.)

66. 1625. Fliegendes Blatt mit Abbildung und Beschreibung eines seltsamen Fisches. (Kompletes Exemplar in Privatbesitz; verschnittenes in der öffentl. Kunstsammlung, Sammlung Birmann.)

67. 1625. Fliegendes Blatt mit dem Unglücksfall des Jakob Burckhardt. (Oeffentl. Kunstsammlung; Sammlung des Antistes Falkeisen.)

68. 1625. Karte des Veltlin nach Zeichnung v. Hans Ardüser. (Vgl. Haller, Bibl. d. Schweiz.-Gesch. I 563.)

69. 1626. Fliegendes Blatt: „Der Friede durch Frankreich." (Oeffentl. Kunstsammlung, Slg. Birmann.)

70. 1629. Fliegendes Blatt: „Die Pest." (Oeffentl. Kunstsammlung, Sammlung des Antistes Falkeisen.)

71. 1632. Fliegendes Blatt: „Reiterbild von Gustav Adolf." (Oeffentl. Kunstsammlung.)

72–129. 1634. 58 Basler Trachtenbilder. II. Edition. (Vollständiges Exemplar in der Kirchenbibliothek; unvollständiges auf der öffentl. Kunstsammlung.)

130. 1638. Fliegendes Blatt: „Apotheose des Bernhard von Weimar." (Oeffentl. Kunstsammlung, Sammlung Birmann.)

131. 1638. „Sündenfall und Erlösung." (Oeffentl. Kunstsammlung, Sammlung Birmann.)

132. 1640. Ansicht von Gundoldingen. (Vollständiges Exemplar mit ganzer Schrift in Privatbesitz; unvollständiges auf der öffentl. Kunstsammlung, Sammlung Birmann.)

133. 1641. Ansicht von Gundißweil. (Universitätsbibliothek, Kartensammlung.)



Das Basler „Avis-Blatt“

(1729—1844).

Von
F. Mangold (Basel-Therwil).

Es ist eine unserer lieben Gewohnheiten, die heutigen Errungenschaften auf allen Gebieten menschlicher Bethätigung mit den Kulturzuständen und Lebensgewohnheiten unserer Altvordern in Parallele zu setzen. Hiebei geht es dann selten anders ab, als mit einem mitleidig stolzen Lächeln, das der sog. guten alten Zeit zu teil wird. Und doch haben wir des öftern wenig Grund hiezu; wir sollten uns im Gegenteil schämen, es oft gar wenig weitergebracht zu haben, als jene.

Wir betrachten u. a. unsere Zeitungen gar gerne als alleiniges Produkt unserer Zeit oder unseres Jahrhunderts, müssen aber mit Erstaunen wahrnehmen, daß die ganze Organisation des Nachrichtenverkehres, wie er sich in der Zeitung präsentiert, bis auf die technischen Hilfsmittel wesentlich eine Schöpfung des 17. Jahrhunderts ist, die beinahe mit einem Schlage fertig dastand. — Einem Teile dieses Nachrichtenverkehres und seiner Bedeutung für das städtische Leben seien nachstehende Seiten gewidmet.

Die alten Basler Zeitungen.[1]

Periodisch, d. h. wöchentlich mindestens einmal erscheinende Zeitungen gab es schon im 17. Jahrhundert; Basel z. B. besaß eine solche anno 1610—1611 in der „Ordinari Wochen-Zeitung" des Joh. Schröter. Leider ist von ihr nicht das geringste erhalten. Im Laufe des 17. Jahrhunderts werden im Rats-Protokoll noch mehrere Zeitungsschreiber und -Drucker erwähnt, doch konnte auch über deren Zeitungen nur wenig in Erfahrung gebracht werden.

Im Jahre 1683 gab das kaufmännische Direktorium, eine Interessenvertretung der Großkaufleute, ähnlich der heutigen Handelskammer, selber eine „Mittwoch- und Samstag-Zeitung" heraus. Es besaß schon die Führung der Post, und mit dieser war gewöhnlich auch die Herausgabe einer Zeitung verbunden. Die Redaktion und den Druck besorgte der Sekretär und Postbeamte des Direktoriums: Schönauer. Die Zeitung wurde in einer Auflage von ca. 300—400 Stück wöchentlich zweimal herausgegeben und erschien während eines vollen Jahrhunderts; anno 1796 ging sie infolge verminderten Absatzes und schlechter Rendite ein. Wir hätten also heuer ihren 100-jährigen Todestag feiern können. Neben ihr erschienen im Jahre 1692 in der Woche nicht weniger als zwei andere periodische Zeitungen: der „Kriegs-Courier" und ein „Zeitungs-Vorläufer." Zweimal, zuletzt 1694, war in der Stadt auch versucht worden, eine französische Zeitung herauszugeben. Das eine Mal hatte das kaufmännische Direktorium den Plan gefaßt, das andere Mal der Buchdrucker H. J. Battier. Letzterer wurde aber mit seinem Gesuche vom Rate abgewiesen und die französische Zeitung als Privileg dem Direktorium zuerkannt. Dieses ließ es beim

[1] Vgl. auch Basler Beiträge Bd. X. — Geering, Handel und Industrie der Stadt Basel 431, 544 f. — Die Rats-Protokolle und diejenigen des kaufmännischen Direktoriums.

Plane bewenden. Von allen diesen Zeitungen ist wenigstens bis jetzt gar wenig mehr aufzuspüren gewesen: Von der Mittwoch- und Samstag-Zeitung der Jahrgang 1762 in hiesigem Privatbesitz und auf der Vaterländischen Bibliothek vier Bände mit einer großen Zahl Einzelnummern verschiedener Jahrgänge.

Aber alle diese Nummern, wie die damaligen Zeitungen überhaupt, sahen ganz anders aus, als unsere Tagesblätter. Sie erschienen alle wöchentlich ein- oder zweimal in Quartformat und in der Stärke von ca. 4—6 Seiten. Sie brachten, und dies ist der Hauptunterschied, nur politische Mitteilungen; der Inseratenteil fehlte vollständig; selten daß sich eine Bekanntmachung an den Schluß des Blattes verirrte. Für die Inserate, Anzeigen u. dgl. bestanden nämlich ganz besondere Zeitungen: die sog. Intelligenzzeitungen oder Avisblätter, feuilles d'avis, die am Ende des 17., namentlich aber im Laufe des 18. Jahrhunderts zu Tage traten. Auch Basel besaß ein solches Avis-Blatt, und von ihm soll hauptsächlich hier die Rede sein.

Entwicklung der Avisblätter.[1])

Da der Inhalt und die Einrichtung sämtlicher Avisblätter des vorigen Jahrhunderts sich im gleichen Rahmen bewegt, so mögen die Resultate dieser Untersuchung, wenn auch da und dort lokale Eigentümlichkeiten dem Blatte ein lokales Kolorit verleihen, im allgemeinen als typisch für alle Avisblätter angesehen werden.

[1]) Vgl. Beust, Versuch einer ausführlichen Erklärung des Post-Regals, 1748. — Jubiläumsausgabe des Dresdner Anzeigers, 1880. — Kriegk, Deutsches Bürgertum II. — Gemeiner, Regensburger Chronik. — Prutz, Geschichte des Journalismus. — Montaigne, Essais liv. I. chap. 34. — Beckmann, Beyträge zur Geschichte der Erfindungen II. — Avisblätter von Basel, Zürich, Bern 2c. — Geschichtsfreund XXXI. 2c. 2c. — Akten im Staatsarchiv in den Rats-Protokollen, denjenigen des kaufmännischen Direktoriums und in St. 106. G. 1—10.

Die Zahl dieser Avisblätter war eine kleine; denn ihre Verbreitung erstreckte sich im Gegensatze zur politischen Zeitung nur auf das städtische Gebiet und seine Umgebung. Wie diese nur politische Nachrichten enthält, so finden wir in den Intelligenzblättern nur Anzeigen, Inserate, öffentliche Bekanntmachungen. Die Inserate selber sind höchst bescheiden; Anpreisungen von Waren u. dgl. finden wir keine; von Reklamen und Abbildungen keine Spur. Das Bild dieser Zeitung ist ein anderes, als dasjenige des Inseratenteils unserer modernen Zeitungen.

Die Hauptsache und das Ursprüngliche am ganzen Unternehmen war eigentlich nicht die Anzeige (das „Avertissement") und die Zeitung, sondern das sog. Adresse-Comptoir, das der Redaktor der Inseraten-Zeitung leitete. In diesem konnte man erfahren, wer inseriert hatte; der Redaktor gab also dort Auskunft über die Inserate und vermittelte den Verkehr zwischen Angebot und Nachfrage, genau wie dies heute, namentlich bei kleinen Zeitungen noch geschieht.

Die erste Aviszeitung (eines Renaudot in Paris) ist auch wirklich aus einem solchen Bureau hervorgegangen, ebenso der Dresdner Anzeiger. Friedrich Wilhelm I. von Preußen ließ 1727 die auswärtigen preußischen Behörden auffordern, sich zu informieren, „auf was für einem Fuß Wir ein Intelligentz- und Adres-Comtoir in Unsere Residentz angeordnet, auch wie und auf was Art dem Publico dadurch genutzet, die Verkehrung facilitiret, auch andere Bequemlichkeiten verschaffet werden können." [1])

Und auch der Basler Burckhardt gelangte 1728 mit dem Ansuchen an den Rat, „ein Berichthaus oder Adresse-Comtoir einrichten zu dürfen, ..."

Diese Bureaux sind nicht die Schöpfungen eines Tages, sondern das Produkt einer langjährigen Entwicklung; sie treten aber

---

[1]) Schmölder, Das Inseratenwesen pag. 5.

mit einem Schlage in fertiger Organisation auf. Der erste und älteste Vorschlag zur Errichtung eines Adreß-Comtoirs stammt aus der Mitte des 16. Jahrhunderts und hat Montaignes Vater zum Autor. Da Montaigne selbst nach seines Vaters Tode den Vorschlag als neu und unerfüllt anpries, scheint zu dessen Lebzeiten (er starb 1592) weder in Frankreich noch in den benachbarten Ländern ein derartiger Wunsch gemacht worden zu sein.

Der erste Begründer des Annoncenwesens ist, soviel bis jetzt bekannt, Theopraste Renaudot in Paris gewesen. Schon 1612 hatte er den Plan gefaßt, ein „bureau d'adresse et de rencontre," einzurichten, „un centre d'information et de publicité." Doch begann dasselbe erst 1630 zu funktionieren.

„Les registres du bureau d'adresses" waren allen denjenigen, die sich einfanden, geöffnet. Für 3 Sous konnte man alle Arten von Bitten und Offerten einschreiben lassen, und für die gleiche Summe erhielt man einen „extrait du registre, duquel le secret était étroitement observé." Doch sah Renaudot bald ein, daß er, um den Interessen seiner Kunden gerecht zu werden, dem Volke die „demandes et offres" direkt in der Wohnung zur Kenntnis bringen lassen mußte. Und seit 1633 veröffentlichte dieser unternehmende Kopf ein Blatt, das nichts anderes, als eine Abschrift der Listen seines Adreßbureaux enthielt, dem es als Publikationsmittel dienen mußte. Die Rubriken dieser „feuilles du bureau d'adresse waren folgende:

Terres seigneuriales à vendre. — Maisons à Paris à vendre. — Maisons à Paris à donner à loger. — Maisons à Paris qu'on demande à prendre à loger. — Rentes à vendre. — Bénéfice à permiter. — Offices à vendre. — Meubles à vendre et enfin — Affaires meslées, come — On demande compagnie pour aller en Italie en quinze jours. — On demande un homme qui sache mettre du corail

en œuvre, etc. Nach Renaudots Tode scheint das Bureau wieder eingegangen zu sein. 1702—1707 folgt dafür ein neues „Frag-Amt“ in Paris; dann wieder ein solches 1716, von einem gewissen Du Gone geleitet. Dieser sammelte in seinen „Affiches de Paris, des provinces et des pays étrangères“ die an den Mauern angehefteten Anschläge, daher der Titel seines Blattes. Die Affiches enthielten denn auch ordonnances, édits, etc., les arrêts ou jugements des jurisdictions séculieres et ecclésiastiques, les programmes des cours publics, les ventes publiques, les spectacles, etc.

Gerade hier bei Du Gone vermögen wir auch die Entstehung und Entwicklung der Inseratenzeitung zu erkennen; denn in gleicher Weise wie er die Affichen und öffentlichen Anschläge in seiner Zeitung sammelte, mochte wohl Renaudot bei der Gründung seines Bureaux zu Werke gegangen sein. Anzeigen, amtliche und nichtamtliche, Fahndungen nach verlorenen Gegenständen und vermißten Personen, Dienstofferten, Steckbriefe u. dgl. wurden im Mittelalter meist ausgerufen, dann schriftlich und später gedruckt angeschlagen und verbreitet. Für den Anschlag wurde etwa an bestimmter Stelle der Stadt (Marktplatz, Kaufhaus, Rathaus) ein für solche Zwecke aufgehängtes Brett gebraucht. Dadurch wurde schon eine Sammelstelle für solche Anzeigen geschaffen; sie hatte aber den Uebelstand, daß sich die Interessenten zu ihr hinbegeben mußten: sie war nicht mobil; aber der wandernde Ausrufer kam ihr zu Hilfe. Ueberdies war ja die Ausdehnung der Stadt gering, und es wurde so viel und so oft angeschlagen, daß die Anzeigen ihren Zweck erfüllten, wenn sie auch das Publikum nicht aufsuchten. Das Avisblatt war also schon vorhanden in Form eines Brettes mit angehefteten Anzeigen. Wohl möglich, daß sich nun bei wachsender Einwohnerzahl, steigender Menge von Anschlägen und Ausrufern, ein findiger Mann wie Renaudot, als Mittelsperson zwischen die Anbietenden und

Nachfragenden einschob, ein Bureau eröffnete, in dem Anschläge gesammelt und die Adressen des Anzeigenden gegen Entgelt mitgeteilt wurden. Vermutlich wurde später ein Teil der Anzeigen dem Leiter des Adresse-Comtoirs direkt überschickt. Dieser notierte sich dieselben, ließ sie wieder anschlagen und in Abschriften verbreiten. Fand seine Schreibstube genügenden Zulauf, so war es bis zur Herausgabe gedruckter Adressen- oder Anzeigezeitungen nur ein Schritt.[1]

In der Hauptsache mag die Entwicklung des Anzeigewesens diesen Verlauf genommen haben und das Anzeige-Bureau samt seiner Zeitung bald als Publikationsorgan für Mitteilungen aller Art benutzt worden sein; nur nicht für politische Vorkommnisse; denn für diese bestand in der politischen Zeitung ein besonderes Publikationsmittel. Der Vorteil, den die Inseraten-Zeitung vor dem Anschlage bot, war in die Augen springend. Die Anzeigen wurden nun an einer einzigen Stelle zusammengetragen; sie wurden zudem mobil und suchten den Liebhaber auf. Und schließlich war die Zwischenperson des Bureauleiters für die Inserenten in vielen Fällen nicht nur angenehm, wenn man seinen Namen nicht aller Oeffentlichkeit preisgeben wollte, sondern sie bot auch eine erwünschte Zeitersparnis. —

London besaß schon 1637 ein Frag- und Anzeige-Amt und seit 1652 auch eine Intelligenz-Zeitung. In Deutschland überreichte der Freiherr Wilhelm von Schröter dem Kaiser Leopold einen Entwurf zum Drucke eines Intelligenz-Blättleins. Doch scheint er damit nicht durchgedrungen zu sein. Die erste deutsche Zeitung, die Anzeigen über „Kaufs- oder Verkaufs-Angebote“ enthielt, war wahrscheinlich das „Wiener Diarium“ nach 1703; doch war dies keine eigentliche Intelligenzzeitung.

[1]) Vgl. hierüber Bücher, Entstehung der Volkswirtschaft p. 55 und Hatin: bibliographie de la presse périodique française. 17 f.

Karl VI. soll ein „Universal-Frag-und-Kundschafft-Ambt“ in Stand gesetzt haben; doch haben wir hierüber nichts Näheres erfahren können. Jedenfalls sind sowohl Adreß-Comtoirs, wie Intelligenzzeitungen in deutschen Städten erst im dritten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts zur Blüte gekommen. Auf Hamburg 1680?? und Wien 1703? folgen Frankfurt a/M. 1722 und Berlin 1727, Halle 1729, Basel 1728/29, dann Bern und Zürich mindestens seit 1730, dann erst Dresden 1730, Erfurt 1730—50, Weimar 1734, Yverdon 1735, Fribourg 1737, Neuchatel 1740, Schaffhausen und St. Gallen ca. 1740—42, Breslau 1742, Luzern 1744, Leipzig 1763, Aarau 1797 &c.

Ob nun die am frühesten entstandenen Bureaux z. B. das Londoner von 1637, das Frankfurter oder Berliner direkte Nachbildungen des Renaudot'schen Unternehmens gewesen sind, muß dahingestellt bleiben. Dagegen mögen die spätern auf bestehende zurückgeführt werden können; denn ihre Gründer verweisen in ihren Bittgesuchen auf solche bestehende Fragämter.

Ueberall aber ist die genaue Scheidung zwischen politischen und Inseraten-Zeitungen charakteristisch und der feine Unterschied zwischen Annoncen, die nur der letzteren, und solchen, die auch der erstern einverleibt wurden. Wenn schon manche Stadt keine Inseraten-Zeitung besaß, so kommt es doch selten vor, daß die Spalten ihrer politischen Zeitungen mit Anzeigen geschäftlicher Natur gefüllt werden. Es scheint, als habe man sich gescheut, Privatinteressen in der Zeitung gegen Bezahlung Platz zu verschaffen. Die Anzeigen erstrecken sich etwa auf Mitteilung von Titeln neuerschienener Bücher; hie und da sind es Heilmittelanpreisungen, später Lotterie-Anzeigen und amtliche Publikationen, ihrem ganzen Wesen nach lauter Inserate, die nicht in die Berufs- und Lebensinteressen Einzelner oder einzelner Berufsklassen eingreifen. Nie werden Wohnungen, Stellengesuche, Kaufgesuche u. dgl. publiziert. Wenn es

je vorkommt, so scheint der Inserent mit dem Herausgeber der Zeitung, dem Postmeister oder Drucker, befreundet zu sein, oder es betrifft dessen eigene Interessen. Der bunte Inseratenteil der modernen Zeitungen ist eine Schöpfung des 19. Jahrhunderts.

Das Basler Avisblatt. — Die Herausgeber.

Nach der oben mitgeteilten Reihenfolge erhielt Basel schon ziemlich früh ein „Adreß-Comtoir“ mit einer Intelligenzzeitung, gleichzeitig mit Halle und früher als die meisten deutschen Städte.

Im Jahre 1728 gelangte Johann Burckhardt mit dem Ansuchen an den Rat, „ein Berichthaus oder Adresse-Comtoir“ einrichten zu dürfen, „worin man sich vermittelst eines gedruckten Wochenblattes wegen Kaufen und Verkaufen, Mieten, Kostnehmen und -geben, Diensten und anderem erkundigen kann.“ Am 4. Dezember gleichen Jahres erhielt er die Bewilligung, und mit Neujahr 1729 erschien zum erstenmal das „mit hochobrigkeitlichem Privilegio begünstigte Avisblättlein“ bei Johann Burckhardt (dem Verleger) im Adresse-Comtoir zum Schlegel.

Im Jahre 1752 nahm Burckhardt „seiner schwachen Leibeskonstitution halber“ seinen Tochtermann Mag. Peter Raillard zum Gehilfen an und übergab ihm in der Folge auch die Leitung des Berichthauses und der damit verbundenen Zeitung. Der Rat gewährte die Fortführung beider unter der Bedingung, daß keine „Klägden“ vorlägen und „nichts Anstößiges“ im Wochenblatt erscheine. Das Avisblatt wurde denn auch von Joh. Burckhard sel. Erben, resp. von Raillard bis zu seinem Tode im Jahre 1779 weitergeführt.

Am 15. Juni dieses Jahres bat dann seine Witwe d. h. in ihrem Namen Andreas Merian als Vogt, um Verlängerung des Privilegiums. Sie beabsichtigte mit Hilfe ihres Sohnes Peter die

Zeitung weiter herauszugeben, „um ihre 6 Kinder zu ernähren.“ Der Rat erteilte dasselbe den 19. Juni 1779 aufs neue.

Nach ihrem Tode (1796) nahm sich ihr Sohn die Freiheit, den Rat „um die hochobrigkeitliche Gnadenbegünstigung in aller Unterthänigkeit anzuflehen.“ Auch er erhielt das Privileg auf Lebenslänge, d. h. „so lange als keine Klage einlauft und nichts Anstößiges dem Wochenblättlein einverleibt und dasselbe vor dem Drucke censiert werde.“ „Den handelnden Burgern und Handwerkern sollte aber kein Eintrag gethan und die von obrigkeitlichen Erkanntnissen herrührenden Anzeigen unentgeltlich aufgenommen werden.“

Raillards Avisblatt wurde im Jahre 1804 durch Samuel Flick, den Buchdrucker, der dasselbe einige Jahre gedruckt hatte, bedroht. Flick versuchte nämlich, ein eigenes Avisblättlein herauszugeben. Er wollte, wie er in der gedruckten Ankündigung sagt, Artikel gleicher Beschaffenheit aufnehmen und auch ein Bureau einrichten, um die zur Insertion bestimmten Artikel aufzunehmen und über die eingerückten die notwendigen Erläuterungen zu geben; weder die Anordnung, noch viel weniger die Ausführung des Wochenblattes entspreche den Wünschen und Bedürfnissen des Publikums. Flicks Gesuch wurde aber vom Rate als Eingriff in die Rechte eines Andern abschlägig beschieden: „Durch den Druck zweier Zeitungen müsse das Publikum auch zwei halten und käme dadurch in Schaden.“

Raillards Witwe erhielt im Jahre 1824 die Erneuerung des Privilegs, und anno 1844/45 wurde aus dem Avisblatt eine politische Zeitung mit Inseratenteil: Die „Basler Nachrichten.“

Die Einrichtung des Avisblattes.[1])

Die erste Nummer des Avis-Blattes erschien am 4. Januar 1729 unter dem Titel „Avis-Blättlein.“ Von da an kam es

[1]) Die meisten Angaben sind direkt den Bänden des Blättchens entnommen.

wöchentlich einmal, Dienstags, in einem Umfang von zwei Folioseiten heraus. Die erste Nummer beginnt, wie fortan jede erste Jahresnummer mit einem poetischen Ergusse über die Aufgabe und den Zweck des Blättchens u. a. Dann folgen direkt Inserate und „unterschiedliche wenige Merckwürdigkeiten,“ d. h. einige Angaben über die im Jahre 1728 in der Stadt und der Landschaft Getauften, Verstorbenen u. s. w. Ueber dem Titel befindet sich eine Kopfleiste mit dem stadtbaslerischen Wappen: dem Stabe und zwei Greifen.

Bis zum Jahre 1739 erschien das Blättchen wöchentlich einmal. In diesem Jahre versuchte Burckhardt, dasselbe zweimal herauszugeben: er reüssierte jedoch nicht, und deshalb wurde „alles wieder auf den alten Stand gebracht.“ Bis 1741 blieb auch das Format das gleiche; erst 1742 kam die Zeitung in Quartformat, wie das Berner und Zürcher Avis-Blatt.

Der Preis war 1 fl. jährlich für 52 Nummern. Die Zeitung wurde den Abonnenten vom Berichthause aus zugestellt d. h. von einem Knaben ins Haus getragen, oder vom Abonnenten im Berichthause oder in einer Niederlage geholt. So wurde z. B. „um dero Liebhaber bessere Kommlichkeit willen“ das Blatt auch bei Emanuel Merian in der Säge ausgegeben; vom 25. Januar 1729 an auch „bei Heinrich Wentzen, dem Goldschläger gegenüber der Post.“ Hier holten es die Liebhaber aus dem umliegenden „Revier“ wie auch aus der St. Johann- und Spalen-Vorstadt, „Dienstags den ganzen Tag, ausgenommen von 12—1 Uhr, sowie die übrigen Tage der Woche hindurch.“

„Die Herren in andern Quartieren“ waren „freundlich gebetten, solches um dero bessere Kommlichkeit willen in dem Adresse-Contor abholen zu lassen.“

Mußte das Blatt in das Haus getragen werden, so erhöhte sich der Preis um ½ fl.; er betrug also 18 Batzen für die „so

entweder durch den Ordinary-Botten oder durch Coppertes (eine Art Umschlag oder Kreuzband) gesandt wurden."

Von 1742 an, da das Avis-Blatt in größerem Umfang, d. h. gewöhnlich in drei Blättern erschien (Quartformat, paginiert, am Jahresende mit Inhaltsverzeichnis), betrug das Abonnement 1.20 Kr. für das geholte und 1.30 Kr. für das zugestellte Exemplar.

Der Abonnementsbetrag wurde postnumerando bezahlt, und der Verleger ermahnte jeweilen am Ende des verflossenen oder zu Beginn des neuen Jahres an dessen Entrichtung. „Man möchte, weil das Jahr verstrichen, das Jahrgeld einsenden . . . . zugleich sich erklären, wer das Blatt künftig halten wolle." Wer die Zeitung nicht ausdrücklich abbestellte, wurde als Abonnent betrachtet. Doch bewog gerade die Postnumerando-Zahlung des Abonnements Viele, das Blatt zu behalten, wenn es zugeschickt worden, ohne zu bezahlen. Burckhardt klagt darüber z. B. 1738. „Da Jemand selbiges etwan nicht kontinuiren wollte, solches ohnbeschwert im Berichthaus anzuzeigen und nicht stillschweigend damit nachlassen und erst bei einforderndem Jahrgeld sich erklären, man habe es das verstrichene Jahr nicht gehabt, welches dann aber nur Verdruß und Confusion verursachet." In Frankfurt mußte das Jahrgeld „allemahl ein halb Jahr voraus" bezahlt werden.[1])

Der „Direktor des Adreß-Kontors" war täglich zu sprechen und „die ganze Wochen hindurch parat, die eingehende Puncten abzunehmen und verlangende Avisen und Berichte zu geben, infolglich dem Publico wie bißhero, also noch ferner dienstlich zu seyn," einzig des Sonntags „bittet er freundlich, ihne womöglich zu dispensieren."

Die Inserate, Anzeigen, Nachfragen u. s. w., die in der Zeitung erscheinen sollten, mußten im Adreß-Kontor abgegeben werden. Sie wurden so lange das Anzeigeblatt Dienstags erschien, bis spätestens Montags aufgenommen. Doch hatte der Direktor beständig Mühe,

[1]) Belli-Gontard, Leben in Frankfurt a. M. 1—17.

die Inserenten zur rechtzeitigen Aufgabe ihrer Anzeigen zu bewegen: „Man möchte die Puncten, so diesem Blättlein einverleibt werden sollen, nicht bis auf den Montag versparen, sondern bis längstens Samstags, da sie sonst nicht mehr erscheinen könnten." Dringende Inserate konnten noch im Laufe des Montags eingegeben werden, doch sollte dies, „um das Publikum besser zu konteniren," nur „in höchster Noth" geschehen. Als später das Blättchen erst Mittwochs erschien (1742 zum erstenmal), bat der Direktor, „die Inserate doch nicht erst Montags oder Dienstags aufzugeben, sonsten müßten sie um acht Tage verschoben werden."

Die Inserate wurden nach ihrem Eingang in die verschiedenen Rubriken: „Verkauf — Zu kauffen begehrt — Ausleihen — Kost, Information und Bedienung angetragen und begehrt, — Verloren und gefundene Sachen — Allerhand Nachrichten" verteilt und in jeder derselben fortlaufend nummeriert. Die Nummern dienten zur Kontrole und zur Erleichterung beim Aufsuchen „der begehrten oder angebotenen Puncten."

Wurde eine Anzeige in der folgenden „Ordinari-Nummer" wiederholt, so erhielt sie nicht mehr, wie dies bei heutigen Inseraten geschieht, dieselbe Nummer. Denn alle inzwischen in derselben Rubrik eingelaufenen „Puncten" wurden immer wieder von 1 an nummeriert. So erhielt beispielsweise ein Inserat beim erstmaligen Drucke die Nummer 1, beim zweiten die Nummer 5 und bei der dritten Wiederholung, die indes nicht häufig vorkommt, die Nummer 10 u. s. f.

Der Direktor trug vermutlich alle einlaufenden Inserate in ein Buch ein, aus dem er dem Publikum Antwort und Auskunft gab. In Frankfurt wurde die „Aussage" der Inserenten in ein „expresse dazu haltendes Buch geschrieben, und hernach alle Montag durch den Druck bekannt gemacht."[1])

[1]) Belli-Gontard a. a. O.

Anzeigen, die keine Erledigung gefunden hatten, erschienen gewöhnlich ein zweites Mal in der nächsten Nummer. Es scheint, daß im allgemeinen alle unerledigt gebliebenen Anzeigen mindestens dreimal eingerückt wurden. Der Direktor klagte öfter darüber, daß die Inserate nicht rechtzeitig zurückgezogen wurden. „Oftmahlen" thät er „die freundliche Erklärung, es möchten diejenigen Personen, denen haben belieben wollen, etwas ins Blättlein zu setzen, ihm ein solches wissend zu machen, damit er dergleichen Articul künftig auslassen könne." Erfüllte das Inserat auch nach dreimaliger Wiederholung seinen Zweck nicht, so wurde in fernern Nummern der Zeitung nur mitgeteilt: „In dem Avis-Blatt Nr. I und II stehet annoch offen der Artikel Nr. XX."

Diese Wiederholungen geschahen für denselben Entgelt; anders als heute, da nur nach Maßgabe der Bezahlung wiederholt wird.

Ueber den Preis der Inserate läßt sich nicht viel sagen. Burckhardt (Basl. Beitr. X. 224) schreibt, Abonnements und Preise der Inserate seien vorgeschrieben gewesen, um das Publikum billig zu halten; doch giebt er keine Quellen an, auf die er seine Bemerkung gründet. Nach einer angestellten Berechnung mochte die einspaltige Zeile zirka einen halben Batzen gekostet haben. In Frankfurt bezahlte man für jede Anzeige durchweg 4 Kreuzer.

Erscheinen.

Ueber die Auflage des Blattes finden sich keine Angaben; doch dürfte die Abonnentenzahl kaum viel größer gewesen sein, als diejenige der Mittwoch- und Samstag-Zeitung, und auch nur zirka 300—400 betragen haben.

Die Zahl der Anzeigen blieb in den ersten Jahren in jeder Nummer ungefähr dieselbe; allmählich fand eine Zunahme statt, so daß hie und da nicht alle Inserate in der Ordinari-Nummer Raum fanden. In solchen Fällen griff der Verleger zu einem Supp-

lement, d. h. es wurde der Ordinari-Nummer ein Extrablatt, meist in kleinerem Format beigelegt, auf welchem der Rest der Inserate untergebracht wurde. Vorübergehend hatte man auch durch Wahl kleinerer Lettern den „Stoffandrang" bewältigen können.

Sobald aber die Anzeigen sich dauernd und regelmäßig mehrten, mußte der Direktor an ein regelmäßiges Supplement oder eine zweimalige Ausgabe wöchentlich denken. Am 24. November 1739 teilt er in der That mit, „weil nicht immer sämtliche Articul und Merckwürdigkeiten eingebracht werden können," wolle er das Blättlein zweimal erscheinen lassen, und zwar Dienstags und Freitags, „um dadurch der Nutz- und Curiositätsbegierde des Publici besser zu genügen." Da aber die Abonnenten „der doppelten Arbeit und Kosten wegen" auch das Doppelte bezahlen sollten, schien diese zweimalige Ausgabe keinen Anklang zu finden. Das Blättlein wurde wieder „auf den gleichen Fuß gestellt."

Allein der Inseratenandrang erheischte irgendwelche Abhilfe. Burckhardt sah dies wohl ein, und er teilte seinen Lesern mit, „das Etablissement habe von Jahr zu Jahr bey dem Publico allhier mehreren Ingreß und Geschmack gefunden, also daß die Materien, wo nicht alle- doch mehr-malen so abondant eingeloffen, daß das Volumen nicht groß genug ware, solche zu fassen, infolglich ein guter Theil auf das folgende Ordinari verspahret werden müssen. Wenn aber nun dergleichen Aufschub denen Eingebern zum Theil mißfällig und schädlich, auch viele Puncten um acht Tage weiter hinaus nicht verschoben werden können, als ist der Editor des Wochenblättleins, und Director des Berichthauses gesinnet, solches zu vermehren." (1741. Nr. 52.)

Das „Avis-Blatt" erschien nun wirklich in Quart- statt in Folio-Format, wöchentlich einmal, aber in drei Blättern, statt wie bisher in einem. Diese konnten zirka 70—90 Inserate aufnehmen und wurden paginiert. Am Jahresende erhielt der Band ein

Register „der das Jahr hindurch vorkommenden Puncten und Materien, so daß sie sodann zusammengebunden, und sowol in gegenwärtig- als künfftigen Zeiten die Curiosität- und Nutz-Begierde der Besitzeren und Lesern contentiren können.“ Der Abonnementspreis wurde, wie oben mitgeteilt erhöht. Das Blatt behielt das Quartformat nun dauernd bei. Verschiedener Ursachen halber erschien es auch nicht mehr am Dienstag, sondern Mittwochs, und die Inserate mußten längstens bis Montag abends eingegeben werden.[1]) Und heute? — Zirka zwei — drei Stunden vor der Ausgabe!

Die Vergrößerung des Blattes war notwendig gewesen, und damit wurde sein Wert offenbar erhöht. Denn den Inserenten mußte, abgesehen von der großen Verbreitung, namentlich die Schnelligkeit, mit der diese stattfand, sehr am Herzen liegen. Aus verspäteten Anzeigen konnte ihnen unter Umständen großer Nachteil erwachsen.

Im allgemeinen füllten sich alle drei Quartblätter mit Annoncen; ja es kam sogar jetzt noch von Zeit zu Zeit ein Supplement hinzu. Konnte der Raum der Blätter nicht mit Anzeigen gefüllt werden, so mußten kleine Mitteilungen aus dem Geschäftsleben, aus der Landwirtschaft, oder „unterschiedliche Diebs- und Mordgeschichten,“ Unglücksfälle u. dgl. die Lücken büßen. — Bei allzugeringer Inseratenzahl, wie etwa jeweilen bei Beginn des Kalenderjahres, wurden nur zwei Quartblätter herausgegeben.

Die wirtschaftliche Bedeutung des Avisblattes.

Ehe wir zur Betrachtung des Inhaltes der Frag- und Anzeigungsnachrichten, der Annoncen, sowie der Bedeutung des Adreß-

[1]) Als „Hoch-Obrigkeitlich privilegirtes Mittwochs-Blätlein von Basel | Bey Johann Burckhardt, Director des Berichthauses.“ 1744 erschien es Donnerstags. Der Titel erfuhr später noch mehrfache Aenderung.

Kontors und seines Organes im Kreise der Bürgerschaft übergehen, wollen wir einen Blick auf jene Einsendungen werfen, die genau genommen nicht in den Rahmen der Zeitung passen. — Es sind deren eine ganze Reihe, und alle mochten wohl dazu gedient haben, der Zeitung neben den monotonen Inseraten etwas mehr Würze zu verleihen und dadurch mehr Leser zu gewinnen.

Die „Merckwürdigkeiten," anfänglich „Stadtmerckwürdigkeiten," brachten jeweilen in jeder Nummer ein namentliches Verzeichnis der seit dem letzten „Ordinari" Verstorbenen, Begrabenen und der „ehelich Kopulierten," geordnet nach den Kirchen, in denen die Trauung stattgefunden. Dazu wurde auch alljährlich nach Neujahr die Gesamtzahl der im „verwichenen" Jahr Getauften, Verstorbenen und Verehelichten zu Stadt und Land publiziert. Diese Listen wurden im allgemeinen von den Pfarrherren zu Stadt und Land zusammengestellt. Jährlich im Dezember mahnte der Verleger dieselben an die Zustellung der Listen. „Sämtliche Herren Pastores zu Stadt und Land sind wiedermahlen gantz ehrerbietig und dienstfreundlich ersucht und gebätten, die gewöhnliche Listen und Verzeichnuß aus dero Kirchen-Büchern, nemlich der getaufften Kinderen, sowohl Ehelich als Uneheliche Söhnlein und Töchterlein; der verstorbenen Persohnen, und der copulirten Ehen; auch andere, das Jahr hindurch in dero Kirchspillen und Pfarrgemeinden vorgefallenen Merckwürdigkeiten, wo immer möglich, biß Freytags oder Samstags vor dem neuen Jahr, ohnbeschwert in das Berichthauß senden, damit es gewöhnlicher massen, dem Publico mitgeteilt werden könne."[1])

Aehnliche Verzeichnisse brachten die Avis-Blätter in Zürich, Bern, Schaffhausen, St. Gallen, Augsburg u. s. w. Sie scheinen auch in Basel in Sonderabdrücken unter der Aufschrift: „Merckwürdigkeiten ab der Landschaft Basel," verkauft worden zu sein.[2])

[1]) Avis-Blatt 1735—1742 Nr. 51 oder Nr. 52. [2]) Vaterl. Bibl. O. 31 Nr. 26.

Als Auszüge aus den Kirchenbüchern mögen diese Listen im allgemeinen wahrheitsgetreu sein, namentlich was die Landschaft betrifft; denn aus deren Gemeinden wurden stets Einzelangaben über eheliche, uneheliche und Bettlers-Kinder, über Fremde, Einsassen und Bürger gemacht. Die Tabellen dürften also wohl etwelche Auskunft über Basels Bevölkerungsbewegung geben.

Der eigentlichen Aufgabe des Avisblattes lag auch ferne die Publikation der stattgehabten Wahlen, der Aemterbesetzungen, Ehrenstellen u. s. f., der Disputationen und Promotionen an der Universität, die sich alle ebenfalls unter den das öffentliche amtliche Leben der Stadt umfassenden Merkwürdigkeiten befinden. Dieser Teil der Zeitung trug gewissermaßen einen offiziösen Charakter: er vertrat einen Teil eines noch fehlenden amtlichen Publikationsorganes. Als solches bezeichnen wir das in der Zeit der Helvetik zum erstenmal erscheinende Amts- oder Kantonsblatt. Der Rat hatte offenbar nicht die bewußte Absicht, das regelmäßig erscheinende Avis-Blatt als Nachrichtenverbreitungsmittel in seinen Dienst zu nehmen; denn der Verleger erhielt seine Angaben nicht von der Kanzlei, sondern er bat die Personen, die zu Ehrenstellen gekommen waren, ihm dies anzuzeigen. Kleine Ratsverordnungen erschienen erst spät und nicht regelmäßig. Die Mutationen in den öffentlichen Aemtern und Stellen, in den verschiedenartigen Kommissionen und in den Zünften wurden seit den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts gedruckt im sog. Regimentsbüchlein mitgeteilt, das bei Cand. Joh. Jac. Battier auf dem Barfüßerplatz erschien, und Burckhardt konnte nur die während des Jahres erfolgenden Personalveränderungen, soweit sie ihm durch private Mitteilungen bekannt wurden, in seiner Zeitung aufnehmen.

Im Laufe der Zeit erweiterten sich diese Stadtmerkwürdigkeiten. Schon 1731 finden wir verschiedene kleine Mitteilungen der Art, wie sie heute den lokalen Teil kleiner und größerer Zei-

tungen anfüllen: Kleine Anzeigen über Unglücksfälle in der Stadt und deren Umgebung, über die Ankunft oder Durchreise berühmter fremder Personen, über in der Stadt oder deren Nähe gefundene tote Personen, über Mord und Totschlag, Ueberschwemmungen, Feuersbrünste u. s. w.

Zeitweise waren es dieser Mitteilungen eine ganze Reihe; ihre Zahl war größer, wenn der Inserate weniger waren, und es erschienen keine, sobald die Inserate den ganzen Raum des Blattes in Anspruch nahmen. Hatten nicht alle Inserate oder Mitteilungen Raum gefunden, so bemerkte Burckhardt am Schlusse der Nummer: das Uebrige folgt, gel. Gott, nechstens Ordinary.

Diese Nachrichten ließ er sich, wenigstens aus der Landschaft Basel, von den Pfarrherren zustellen. Diese mochten dort wohl die einzigen sein, die im stande waren, solche Mitteilungen einzusenden. Auch heute noch sind es die Geistlichen, namentlich aber schlecht besoldete Lehrer, die die kleinen Zeitungen der Landschaft und die größern der Stadt mit Korrespondenzen bedienen.

Seit dem 22. Mai 1729 wurden wöchentlich die Preise der Lebensmittel publiziert: von Kernen, Gersten, „Haberen“ (Hafer), Butter, Hanffamen, Weizen, Wicke, Erbsen 2c. Später kam dazu Rind-, Kalb-, Schweinen- und „Schäffen“-Fleisch und Kerzen.

Als Hauptmarkttag galt schon damals der Freitag, und als Preise werden stets diejenigen dieses Tages angeführt. Diesen Preisangaben kam ohne Zweifel eine große wirtschaftliche Bedeutung zu. Durch sie wurde, sobald die Obrigkeit dies nicht that, eine Norm im Preise der genannten Dinge geschaffen, die als allgemein giltig angenommen werden konnte und durfte. Und wie wichtig war sie zu jener Zeit, da die Hülsen- und Mehlfrüchte und die Kornpolitik eine so große Rolle spielten. Die Veröffentlichung der Getreidepreise mußte von preisbestimmender Wirkung und noch mehr

als heute, da die Konkurrenz reguliert, ein Regulator der wichtigsten Lebensmittel sein und diejenigen, die sich den öffentlichen Wettbewerb auf dem Markte nicht zu Nutze machten, vor Ueberforderung schützen.

Im gleichen Jahre wurde auch schon der Versuch gemacht, eine Liste der in der Stadt abgestiegenen Fremden zu veröffentlichen,[1]) ein „Verzeichnuß der allhier angekommenen frembden Persohnen." Die Fremden wurden thorweise, d. h. nach dem Thor, durch das sie in die Stadt getreten, aufgeführt und ihr Absteige-Quartier angegeben. Diese Listen, die leider schon 1730 selten erscheinen, wurden vermutlich von den Thorwächtern zusammengestellt; bei ihnen ließ sie wenigstens der Verleger holen. Wären sie regelmäßig und vollständig erschienen, so erhielten wir ein lebendiges Bild des Reisenden- und Fremden-Verkehres in der Stadt und einen Begriff von der Bedeutung der alten Gasthöfe.

Die schon erwähnten Mitteilungen über Kuriositäten, Naturereignisse, Verbrechen 2c. bildeten schließlich das letzte und packendste Mittel zur Gewinnung eines größern Leserkreises, und sie mögen in der That der Kuriositätshascherei und der Klatschsucht gehörig Vorschub gethan haben. — „Vor 14 Tagen wurden zu Diessenhofen zwei Brüder, wegen begangenen vielen Diebstählen, mit dem Strang hingerichtet; Der einte war 20 und der andere nur 15 Jahr alt, welch letzterm schon an andern Orten beide Ohren abgeschnitten, und wegen seiner Jugend mit der Todesstraff verschonet worden," oder „Gestern 8. Tag Nachmittag fiele ein 6-jähriges Kind bey E. E. Gesellschaft zur Härrn in den Rhein, wurde von dem Strom über 300 Schritt weit getrieben und erst wieder aufgefangen; man schüttete ihme eine ziemliche Portion Baumöhl ein,

[1]) Solche Listen finden sich in fast allen deutschen und schweizerischen Avis-Blättern.

und kehrte es so dann unter über sich, wodurch sich das viele eingeschluckte Wasser wieder von ihme gosse, und das Kind gesund und frisch davon kame," u. a. m.

Wie schon bemerkt, bildete das Bureau des Verlegers, das sog. Adresse-Kontor, den Mittelpunkt der ganzen Einrichtung des Avisblattes, und deren Fäden liefen alle in seinen Händen zusammen.

Der Verleger hatte anfänglich die Aufgabe, als Vermittler zwischen Angebot und Nachfrage die Kontrahenten mittelst seiner Zeitung zusammenzuführen. Er unterschied sich also in seiner Berufsthätigkeit wesentlich vom Kaufmann und Händler. Später aber begann er, sich selbst aktiv zu beteiligen, indem er aus der Stellung eines neutralen Vermittlers heraustrat und angebotene Waren und Gebrauchsgegenstände kommissionsweise zum Verkauf übernahm. Er trieb somit Kommissionshandel. Noch später begann er auf eigene Rechnung in spekulativer Weise abgelegte Kleider, gebrauchte Hausgeräte u. dgl. aufzukaufen und „auf Mehrschatz" wieder zu veräußern. Sein Bureau wurde Kommissionslokal und Trödlerstube, in der sich alles mögliche aufspeicherte, und es war wirklich überraschend, zu erfahren, mit was der Direktor des Berichthauses handelte, und wie weit sich seine Thätigkeit erstreckte; wir ersehen dies lediglich aus seinen eigenen Anzeigen im Avisblatt. Es waren zu haben: „Spiegel, schöne Gemälde, bibl. Historien, güldene und silberne Sackuhren, Büffet-Uhren, Schuhschnallen, Hemder und Knöpfchen, allerhand geschmelzte Blättlin in Tabakbüchsen, auf Kettenen, Lädlein, Stecken, Knöpfflein; Bücher, Zahnpulver, Staats- und Wappen-Kalender, Postpapier, Salben, Weine, Pfeffer, Tinte, dürre Trüffeln, Geraudlische Pillen, Zahnspiritus, Augenbalsam, Poudre cephalique, Kleider, Geldstöcke, Gewichtsätze, sogar Chaisen" u. a. m. Eine reiche Auswahl von Dingen, wie wir sie heute nur im Gantlokal und in der Trödlerstube finden, die alle im Berichthause zur Besichtigung aufgestapelt waren.

Wir haben es hier also mit einfachen Gelegenheitskäufen und -Verkäufen zu thun; aus den betreffenden Inseraten spricht nicht gewerbmäßige, berechnende Unternehmung, sondern bescheidene häusliche Sparsamkeit und eine intensive Güterausnützung der Inserenten.

Beide Kontrahenten gehören meist einer nicht sehr kaufkräftigen Klasse von Leuten an; sie wollen sich auf möglichst billige Weise Gebrauchs- oder Luxusgegenstände verschaffen oder ihre Ansprüche an eine höhere Lebenshaltung mit wenig Geld befriedigen, oder sie sind bestrebt, aus dem für sie entbehrlich gewordenen so viel als möglich zu gewinnen, ohne jedoch Handel zu treiben.

Nach und nach begannen auch einige Händler im Avis-Blatt gewerbmäßig allerlei kleine Dinge für den Hausgebrauch zu offerieren, wie frischangelangte Zitronen, Pomeranzen, Selterswasser, Medikamente und Gewürze. Burckhardt, der Verleger, schrieb häufig selber Mineralwasser aller Art aus. Alle diese Anzeigen aber, immer in bescheidenem Gewande, geschahen nur von Seite der Bürger und Saßen. Aeußerst selten finden wir darunter solche von Fremden.

Die Kaufgesuche finden sich, wie auch heute noch, in weit geringerer Zahl vor, als die Verkaufs-Anzeigen. Doch sind die Gegenstände der Gesuche ganz dieselben. Es wird etwa zu kaufen gesucht: „eine halbe Juchart Reben vor dem Spalenthor oder dortiger Gegend." „Ein noch sauberes, schwarzes Mannen-Kleyd für eine lange Persohn." „Eine Parthie gute Marckgräfer-Schulden, gegen gutem rothen Marckgräfer-Wein." „Bilder von Gyps, auf Kästen zu stellen." „Etliche schöne junge Englische Hünlein, womöglich von der ersten Brut." 2c. 2c.

Unter der Rubrik „Zum Ausleihen" befinden sich sowohl Angebote von Wohnungen, Liegenschaften und Kanzelsitzen, als auch solche von Kapitalien.

Das Kontor erhielt dadurch eine Art Jahrmarktcharakter. Die Kauflust wurde durch die Schaustellung unbedingt geweckt, um-

somehr, da deren Besichtigung mit keinen Schwierigkeiten verbunden war. Denn man mußte ja nicht mehr mit dem Inserenten selber verkehren, sondern konnte nach Belieben sehen und gehen. Da sich der Direktor als Mittelsperson zwischen die Kontrahenten einschob, war dieser direkte Verkehr auch unnötig geworden, und so war es auch möglich, daß Graubündner z. B. schon 1729 mit Erfolg in Basel inserieren konnten. Nicht ausstellbare Waren mußten natürlich beim Anbietenden, dem Inserenten, besichtigt werden. Angebote von und Nachfrage nach Arbeitskräften, von Reisegelegenheiten ꝛc. wurden im eigentlichen Bureau erledigt.

Nicht selten handelte Burckhardt auch mit neuen Waren, namentlich mit Gewürzen; er wurde deshalb von den Kaufleuten angegriffen und beschuldigt, daß er handle, ohne einer Zunft anzugehören. Später mehr über solche Streitigkeiten — Gehen wir nun die Inserate durch! Da finden wir durch alle Zeitungsbände hindurch ein starkes Vorwiegen der Inserate, in denen Gebrauchsgegenstände zum Verkaufe angeboten werden; nennen wir sie kurzweg Verkaufsanzeigen. Was angeboten wird, ist meist nur der Ueberschuß an für den Inserenten entbehrlich gewordenen wirtschaftlichen Gütern. Es handelt sich um Verkäufe von abgelegten Kleidern, Schmuckgegenständen, Büchern, Sätteln, Oefen, Kutschen ꝛc.; dann von Behausungen, Matten, Reben ꝛc. Dann werden auch die Ueberschüsse an Wein, Aepfeln, Heu und Emd angeboten: „Ein halb altes Unterbeth." „Ein sauberes Bärenschlüpferlein für Frauenzimmer, ist um billichen Preiß zu haben." „Schöne Ruben zum Einmachen." „Ein Clavier oder Clavecin von ausnehmender Schönheit und Güte." „Ein sauberer, leichter, tüchener Falt- oder Basel-Rock" ꝛc.

An Beispielen seien noch folgende erwähnt. „Bei Hrn. Lucas Meyer dem Seiden-Färber an der vordern Steinen, ist ein neues Losament, bestehend aus einer Stube, Alickofen, Nebenkammer, auch

einem grossen Sommerhaus, nebst mehrerem, wie der Augenschein zeigen wird, um billichen Zins, für stille Leüthe zu verleyhen." „Ein guter Weiber-Sitz in dem Cantzel-Rost bey St. Peter." „Ein kleines Capital von 400 Pfund auf gute hiesige Versicherung." „Eine Scheuer in der Lottergasse." „Eine ganz neu erbaute luftige Behausung." „Ein Meßhäuslein gegen dem Haasen über." rc.

Viel seltener findet sich die Rubrik „Zu entlehnen gesucht." Das Angebot von Kapitalien scheint die Nachfrage überstiegen zu haben. Ganz sicher ist, daß die Nachfrage nach Wohnungen weit unter dem Angebot geblieben ist. Es muß in Basel während des ganzen 18. Jahrhunderts an leerstehenden Wohnungen kein Mangel geherrscht haben; Beweis daß die Stadt schwach bevölkert und jedes Haus durchschnittlich nur von einer Familie bewohnt war.

Die Abteilung „Kost, Information und Bedienungen werden angetragen und begehrt" umfaßte Stellenangebote und -Gesuche. Es handelt sich dabei zum Teil um persönliche Dienste; zum Teil suchen junge Leute vom Lande ihre soziale Stellung zu verbessern, indem sie sich als Kutscher, Knechte, Kammerdiener, Laquaien, Handlungsdiener, die Mädchen als Mägde in der Stadt zu verdingen suchen. Häufig sind Gesuche nach Lehrlingsstellen und Lehrlingen in Band- und Strumpffabriken, bei Negotianten und in Handels-Comptoiren. Darunter ist die Zahl der Gesuche von auswärts außerordentlich beträchtlich: Es sind deren aus Colmar, Mühlhausen, aus dem Sundgau, Schaffhausen, St. Gallen, Bündten, Zürich, Bern, Baden, Avenches, Moudon, Genf, Lyon rc.

Sodann werden recht oft in der Stadt Kostgänger und nach der französischen Schweiz Pensionäre gesucht. Das System des Tausches, das heute auf dem Lande mehr verbreitet ist, als in der Stadt, stand offenbar im vorigen Jahrhundert schon in voller

Blüte. Schließlich offerieren auch Sprach-, Schreib-, Rechen- und Musiklehrer, sowie sog. Kurpfuscher, nach heutigen Begriffen, ihre Dienste.

Aber nie finden wir ein Angebot oder Nachfrage von oder nach gelernten Arbeitern der Industrie und selten Stellensuchende oder Arbeitanbietende unter Basler Bürgern oder Einsaßen. Die Zeitung scheint gerade für die Fremden ihre ersprießlichste Thätigkeit entfaltet zu haben, sei es, daß sie vom Wohnorte aus sich in der Zeitung empfahlen, oder sei es, daß durch die letztere auswärts Arbeits- und Lehrkräfte gesucht wurden. Sicher ist durch die schriftliche und gedruckte Vermittlung zwischen Arbeits-Angebot und -Nachfrage ein gut Stück Wandersinn und Wanderlust verdrängt und die Beschaffung von Arbeitsgelegenheit und Arbeitskräften bedeutend erleichtert worden. In der Stadt drin gab es für einheimische Arbeit- und Arbeitskräftesuchende verschiedene Arten der Vermittlung. Durch persönliche Nachfrage, durch Schutz und Empfehlung von Verwandten und Bekannten fanden sie wohl stets Arbeitsgelegenheit; wollten sie auswärts in Kondition treten, so inserierten sie in fremden Zeitungen. Die Handwerker besaßen vielerorts organisierten Arbeitsnachweis, und den Handwerksgesellen blieb daneben das sog. Umschauen beim Meister und die Auskunft in Zunft und Herberge zur Erlangung von Arbeitsgelegenheit übrig. Für sie alle war die Insertion in der Zeitung nicht von Bedeutung, wie auch heute noch der kleinste Prozentsatz unter den Inseraten im Stellengesuche von gelernten Arbeitern der Industrie herrührt.

Einige Einsendungen aus der oben erwähnten Rubrik zeigen uns, in welcher Weise diese persönlichen Dienste angetragen und vermittelt wurden: „Eine Jungfer in der Schweitz, welche auf der Cithar excelliret, und in Zürich, Bern, Schaffhausen rc. viele junge Herren und Töchteren auf diesem lieblichen Instrument unter-

wiesen, wollte sich in gleicher Instruction auch allhier offerirt haben, und anhero sich begeben, so bald eine gewisse Anzahl junger Leuten vorhanden wäre, welche von deroselben guten Wissenschaft profitiren wollen." „Mr. Bernh. Sulger, suchte in einer fabrique unterzukommen, und sich in allerhand Geschäfften brauchen zu lassen: In Ermangelung dessen aber, offerirt er seine Dienste in Bottenlauffen, Schuldentreiben, oder was es sonsten seyn möchte." „Ein feiner, ansehnlicher Mensch aus dem Schaffhauser Gebiet, welcher mit Pferdten rc. umgehen kann, offerirt seine Dienste." „Ein 19jähr. Knab sucht einen Herrn und Meister zu allerhand beliebigem Gebrauch." „Hr. Hans Fäsch, wohnhaft unter dem Spahlen-Thurm, offerirt seine Dienste, die Kinder, sowohl bey Hause als ausserhalb, im Zeichnen zu unterweisen, auch in Musteren zu reissen." „Es wird eine mit guter und gesunder Milch versehene Säugamme in ein hiesiges Ehrenhaus begehrt, solte, wo möglich, eine säuberliche Ehefrau ab unserer Landschafft sein" rc. rc.

Eine große Zahl von Anzeigen steht endlich unter „Allerhand Nachrichten." Es sind Verkaufs- und Kaufanzeigen, Ausleihofferten, Leihgesuche, Dienstanträge und -Gesuche und dergl. Sie mögen vielleicht kurz vor dem Drucke eingegeben und dann ohne Unterscheidung unter obiger Sammelüberschrift gedruckt worden sein.

Uns neu sind darunter 1. die Lotterieanzeigen. Wenn je die Avis-Zeitung der Spekulation und Gewinnsucht die Hand geboten hat, wie es heutige Zeitungen thun, so ist es bei diesen Lotterieanzeigen geschehen, die damals in allen, politischen und Inseratenzeitungen, bereitwilligste Aufnahme fanden.

Wir treffen aber auch im vorigen Jahrhundert auf eine solch gewaltige Masse von Glücksspielen und Lotterien aller Arten, wie sie heute kaum abgehalten wird. Am Ausgang des Mittelalters waren sie besonders in den Handelsstädten aufgekommen. Sie waren von

den Obrigkeiten privilegiert, wenn nicht gar selbst in Scene gesetzt, und allerorten waren Losverkäufer mit dem Vertriebe der Lose beauftragt und eifrig thätig. Für alle denkbaren privaten und öffentlichen Einrichtungen und Zwecke wurden Lotterien veranstaltet. Die Pläne derselben wurden den Zeitungen mitgeteilt und von diesen abgedruckt, oft letztern auch auf besondern Zetteln beigelegt.

2. Die Reisegelegenheiten. Unserem modernen Güter- und namentlich Personenverkehr liegen Kursbücher, Fahrtenpläne 2c. zu Grunde, die uns in ihrer handlichen Form ermöglichen, weit über die Grenzen der Stadt und des Landes hinaus alle Reisegelegenheiten und Routen, Abfahrts- und Ankunftszeiten der Eisenbahn, der Post und der Schiffe nebst den Fahrpreisen auf leichte Weise zu ermitteln. Man möchte beinahe das bekannte Sprüchlein modifizieren und sagen: Mit dem Kursbuch in der Hand, kommt man durch das ganze Land. So einfach der Fahrplan auch aussieht, so ist er doch das Resultat einer bis in alle Details wohldurchdachten Organisation des gesamten nationalen und internationalen Verkehres.

Wie anders wars zur Blütezeit der Posten und Messagerien! Wohl gingen gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Basel z. B. wöchentlich ca. 30 Posten weg und kamen ca. 25 aus allen Richtungen an, aber wie herzlich wenige Reisegelegenheiten wurden dadurch geboten. Neben der Post bewegte sich deshalb noch eine Menge von Privatfuhrwerken und -Boten auf den Landstraßen dahin, die alle im Dienste des Personen- und Nachrichtenverkehres standen. Aber nur die Post verfolgte eine annähernd regelmäßige Fahrzeit, während jene Privatfuhrwerke eben nach Bedürfnis kamen und gingen.

Wer reiste, der zog die Posttabellen, auf denen die Abfahrts- und Ankunftszeiten der Posten eingetragen waren, zu Rate. Er fand sie in großem Format am Posthaus angeschlagen oder auch

in Kalendern und Zeitungen publiziert. Gab es nun auch andere Reisegelegenheiten, so wurden sie auch etwa angeschlagen, meistens aber vom Privatunternehmer unter den „Reisegelegenheiten“ oder „allerhand Nachrichten“ in der Zeitung öffentlich bekannt gemacht, und unsere Zeitung enthält viele solcher Anzeigen. Die Reisegelegenheiten boten vor der Post den Vorteil, daß sie billiger waren, oft vor der Post wegfuhren und in direkter Route ohne viel Aufenthalt ans Ziel führten. Sie sind sicher auch ein Ingrediens der ganzen damaligen Verkehrsorganisation gewesen, und wohl beiden Teilen, dem Fahrzeugbesitzer und Kutscher sowohl, als auch dem die Gelegenheit Profitierenden, wurde wohl durch die Benutzung des leeren Wagens ein Dienst erwiesen.

Trotzdem durch diese Reisegelegenheiten der Post Konkurrenz gemacht wurde, erhob diese nie Klage, vielleicht weil sie trotz des Eingriffes in ihr Regal doch noch genug zu führen hatte. Die offerierten Fahrzeuge und Gelegenheiten waren verschiedener Art: entweder Leerkutschen, Chaisen oder Berliner. Der Besitzer suchte nun etwa den Rückweg profitabel zu machen, indem er durch Aufnahme von Reisenden die Leerfahrt vermied; oder es suchten Private, die eine Reise zu machen hatten, durch Gewinnung von Mitreisenden sich die Kosten zu erleichtern.

Die inserierten Fahrgelegenheiten geben uns nun ein höchst anschauliches Bild der damaligen Reisen. Zur Meßzeit mehren sich die Anzeigen und namentlich die Nachfragen; in stillen Jahreszeiten sind sie nicht so zahlreich. Die Wege selbst führen nach allen Richtungen: nach Zurzach und Frankfurt an die Messen; zum gleichen Zwecke über Schaffhausen nach Augsburg, Ulm, nach St. Gallen, Lyon und Paris (hier wurde Kutsche und Pferd gewöhnlich verkauft zur Ersparung der kostspieligen leeren Rückfahrt), nach Straßburg und Frankfurt per Achse und auf Schiffen u. s. w.

Kaufmannschaft und Avisblatt.

Es ist klar, daß ein Bureau, wie das errichtete, und eine Zeitung, wie die eben besprochene, die Interessen des Handels- und Gewerbestandes berühren mußte.

Beide aber waren, wie es das Zunftsystem mit sich brachte, äußerst empfindlich gegen solche Berührungen, wenn sie für den einen oder andern von nachteiligen Folgen begleitet waren. Recht sorgsam waren die Kaufleute und Handwerker bemüht, alle Eingriffe in das ihnen zu Recht bestehende Gebiet kurzer Hand wegzuweisen. Das galt von jeher vor allem für den Wettbewerb fremder Händler, Kaufleute und Fabrikanten auf dem Baslerischen Markte: dann in zweiter Linie für den Wettbewerb der Einheimischen, wenn er mit ungleichen Mitteln ausgefochten wurde. Jedem Bürger sollte Arbeit und Erwerb möglichst erleichtert und er vor aller fremden oder unreellen einheimischen Konkurrenz geschützt werden. Es galt, wie noch heute in gewissen Kreisen, der Satz: Es soll den Bürgern und Bürgerskindern das Brot nicht weggenommen werden! auch für das Avisblatt.

Dieses sollte nur Verkehrsmittel für die Stadt und deren Umgebung sein und dem Nutzen des Publici dienen, aber weder der handelnden Bürgerschaft, noch den Handwerkern Eintrag thun. [1]) Das Blättlein sollte sich, mit andern Worten, niemals in den Dienst fremder Händler stellen und diese nie ihre Waren in demselben inserieren. Es sollten aber auch aus der stadtbürgerlichen Geschäftswelt nur gewisse Anzeigen, aber keine Geschäftsempfehlungen oder Warenanpreisungen aufgenommen werden. Zur Vorsorge wurde das Blättchen unter des Stadtschreibers Zensur gestellt. Aber schärfere Aufsicht als er, führte das kaufmännische Direktorium, denn es lag ja letzterm viel näher, zu erwägen, was im Interesse und was zum Schaden des Publici und der Kaufleute sei.

[1]) cf. St. 106. G. 4.

Uebrigens war im Mittelalter das Anbieten und Anpreisen an den meisten Orten verboten. Angeboten wurde zwar schon früh, aber wenn es vorkam, wurde es als Unfug abgestellt. [1])

Das blieb in mehr oder minder starkem Grade so, bis zur Aufhebung der Zünfte. Und das Blättchen des Adreß-Kontors und auch die politische Zeitung mußte sich fügen und durfte keinerlei Anpreisungen von zünftigen Waren ꝛc. zum Drucke annehmen. Immerhin ließ sich die Grenze zwischen Erlaubtem und Verbotenem nicht genau ziehen, und wir finden in der That im ersten Jahrgange des Avisblättchens eine Anzahl Warenanpreisungen seitens hiesiger Handwerker: eines Kupferschmiedes, Wagners, Silberarbeiters, die sämtlich ihre Waren, als Kupfer- und Messing-Kaffeegeschirr, Kutschen, Chaisen, Karren, Silber-Filigran und Drahtarbeit empfehlen. Außer den Empfehlungen zur Meßzeit sind dies die einzigen, die wir antreffen.

Die erwähnte Grenze war viel besser zu beobachten, wo es sich um inserierte Arbeitskräfte handelte, die in der städtischen Industrie thätig waren, als bei Waren, die kommissionsweise als alt verkauft wurden, und wobei gelegentlich auch Neues mitverkauft werden konnte. Sie war auch von größerer Wichtigkeit; denn sogar die Insertion von Arbeitskräften stand unter Zensur und zünftiger Ordnung. Man legte Gewicht darauf:

1. Die einheimischen Arbeitskräfte im Lande zu behalten und nicht durch wegziehende Arbeiter sich die Industrien verpflanzen zu lassen.

2. Daß den Fabrikanten keine Arbeiter durch die Zeitung oder sonstwie abgespannt würden.

Daher kommt es, daß unter den Stellengesuchen und -anträgen nie von gelernten Arbeitern eines produktiven Berufes die Rede

[1]) cf. K. Lamprecht, Skizzen zur rheinisch. Geschichte 168 f. Jäger, Gesch. v. Ulm.

ist, sondern nur von Lehrjungen, die in die Fabriken oder zu Handwerksmeistern gesucht werden oder die sich antragen, und von persönlichen Diensten und Dienstleistungen, Schreibern 2c.

Wie sehr die Fabrikanten sich vor allen derartigen Inseraten zu schützen suchten, zeigten die Verhandlungen, die sich anno 1755 ergaben, als in Nr. 45 nachstehende Anzeige eingerückt worden war. „Es wird ein tüchtiges Subjectum gesucht, das vollkommene Wissenschaft von einer Seiden-Fabrique hätte, es müßte aber ein solches nicht nur alle Sorten der Seiden wohlverstehen, und wohl zu wählen wissen, sondern auch von allen Fabricierenden Seiden-Waaren, als Strümpf, Fazoletti, Handschuh, Band, Zeug, Stepp- und Näh-Seiden alle erforderliche Kenntnis haben, man würde billige Bedingnisse machen: bey weme sich desfalls anzumelden, ist im Berichthaus zu erfragen.“

Dieses Inserat rief in den Kreisen der Bandfabrikanten eine ziemliche Aufregung hervor. Herr Kand. Raillard, damals Verleger, wurde vor das kaufmännische Direktorium geladen, um sich zu verantworten. [1])

Es wurde ihm vorgehalten, ob er denn nicht von den Mandaten, die wegen Debauchieren der Bedienten und Arbeitern in Bandfabriken handeln, Wissenschaft habe. „Warum er öffentlich durch das Blättlein kund machen lasse, daß ein Bedienter in eine solche Handlung gesucht wird, welches dergleichen Leuthe veranlasse, an ihren dermaligen Herren Patronen untreu zu werden.“ Der Aufgeber des Inserates, den man zu kennen verlangte, war der „Handlungs-Jung“ bei den Herren Werthemann und Huber. Raillard entschuldigte sich, er sei im Glauben gewesen, das Inserieren geschehe mit Vorwissen der beiden Fabrikanten. Er habe deshalb auch einen Glatz, eines Aufenthalters Sohn, der nachgefragt habe,

---

[1]) Direkt.-Protocoll XVIII. 652. (12 XI. 1755).

an die beiden Herren gewiesen. Ueberdies werde ja das Blättlein censiert, und er habe geglaubt, was nicht durchgestrichen sei, dürfe er ohne weiteres drucken lassen. Schließlich wurde Raillard gewarnt, in Fabrique-Sachen vorsichtiger zu sein. Glatz, der nach der angetragenen „Condition gefragt hatte,“ sollte der Fabrique-Commission verzeigt werden.[1])

Wegen Debauchieren von Arbeitern gab Raillard keinen Anlaß mehr zu Klagen, wohl aber wegen der Insertion und des Verkaufes von Waren. — In derselben Direktorialsitzung wurde er auch befragt, „weme, die von Ihme zum Kauf antragenden Waaren zugehören.“ Er handle mit allerlei Waren und setze fremde ins Avisblatt.

Raillard redete sich aus, er thue nichts anderes, als was jedermann erlaubt sei; „dergleichen Waaren werden Ihme von hiesigen Leuten in Commission gegeben, was seinem Bedünken nach eine unverbottene Sache sei. Ueberdies habe seine Frau Schwieger auch noch Theil an dem Avis-Blättlein, und werde ihren, als einer Kaufmanns-Wittwe unverbotten seyn, Waaren zu führen und durch das Blättlein kund machen zu lassen.“ Das Direktorium ließ die Sache ruhen, „weilen Frau Schwieger eine Kaufmanns-Witwe sey.“

Im Jahre 1758 wurde im Rate ein Anzug eingebracht, daß Raillard allerhand neue Waren, insbesondere Uhren zum Nachteil der Bürgerschaft ins Avisblatt setze und zum Kaufe antrage.[2]) Er mußte sich wieder vor dem Direktorium verantworten,[3]) und bemerkte schriftlich, „daß er sich weder befugt noch geneigt finde, mit neuen Waren zu handeln; die Kaufmannswaren seien von ge-

[1]) Aehnliches in Bürkli-Meyer: Zürcher Fabrikgesetzgebung vom Beginne des 14. Jahrhunderts an .... 49 f. und Witzleben: Geschichte der Leipziger Zeitung pag. 46.

[2]) Acta in St. 106 G 10. Rats-Prot. 8. II und 15. II 1758.

[3]) Dir. Prot. XIX 200/201.

ringer Erheblichkeit und gingen eigentlich die Kaufmannswittib Burckhardt an, der solches unverbotten sei. Die Uhren und Silberwaren aber seien ihm vor 2—3 Jahren von hiesigen Personen zum Verkauf aufgetragen worden. Da sich aber bis dahin kein Liebhaber gefunden, so seien sie neuerdings inserirt worden, was zum Glauben Anlaß gegeben habe, es seien andere. Wenn dem übrigens je so wäre, so glaube er, daß ihm nicht verwehret seye, Kleynodien, und Silbergeschirr, so vermittelst des Avis-Blättchens durch die Eigenthümer lieber, als durch die Käuflern (welche sehr oft betrieglich) zum Kauf angetragen werden, gleich anderm Hausrath durch das Blättlein dem Publico kund zu machen."

Schließlich bat Raillard, man möge ihn doch vor solchen widerrechtlichen Klagen beruhigen und ihm erlauben, wie bisher üblich gewesen, allerlei Hausrat, wie andere Waren von hiesigen verbürgerten Personen in Kommission zum Verkauf anzunehmen.

Das Direktorium fand denn auch nicht, daß sich Raillard vergangen habe, und war der Meinung, daß er bei dem ihm vom Rate erteilten Privilegio, „welches zum Besten des Publici abgesehen, gehandhabt werden möchte." Im übrigen wurde ihm anbefohlen, keine fremden Kaufmannswaren ins Avisblättchen zu setzen, sondern „in allem sich ordnungsgemäß aufzuführen, auch die ihm obliegende Unterwerfung der Censur nicht hindan zu setzen."

Der Rat selbst war der Ansicht, daß die Grenze zwischen der erlaubten und unerlaubten Insertion von Waren nicht scharf zu erkennen sei, und ließ durch das Direktorium eine diesbezügliche Ordnung entwerfen. Letzteres ging bei seiner Arbeit vom Privilegium für das Avisblatt aus und gestaltete demgemäß seine Ordnung.[1] In diesem war ausdrücklich erlaubt worden, „dem Publico dienende Sachen, zum Kaufen, Verkaufen, Miethen, Weg-Reißen,

[1] Dir.-Prot. XIX 211 ff.

Kostnehmen und geben, Bestellung der Sprachmeistern, Bedienten, und anderes durch das Avis-Blatt kund zu thun, jedoch nichts dem Commercio und der Zeitung nachtheiliges (polit. Artikel) einzumischen.“ Am 4. März 1758 wurde die Ordnung in folgender Gestalt dem Rate vorgelegt:

„Ordnung für das Avis-Blatt.

1. Hiesige Kaufmannswaaren können allezeit ins Avis-Blatt gesetzt werden, aber fremde allein in der Meß- und an den Fronfastenmärkten mit jeweiliger Anzeige des Ortes,[1] sonsten aber weder in Kommission noch auf eine andere Weise genommen werden.

2. Soll und kann mittelst des Avis-Blattes alles und jedes zu kaufen begehrt werden.

3. Häuser, Losamenter, und Güther zu verkaufen, zu verleihen, angetragen oder zu entlehnen gesucht werden.

4. Alle Kost, Information-Bedienungen, jedoch diejenigen Bedienungen, welche den hiesigen Fabriken, Kaufleuten oder Handwerkern Schaden bringen können, davon ausgenommen.

5. Alle verlorenen oder gefundenen Sachen.

6. Der Fruchtpreis, so lange bis m. g. H. etwas anderes verordnen.

7. Allerhand Nachrichten, welche keinem Bürger zur Präjudiz gereichen oder keinem Dicasterio entgegen sein können, auch Ganten, Reis-Gelegenheiten u. dgl.

8. Hausräthliche Sachen, Jubelen und Silber-Geschirr, welches aber von dem Bruchsilber nicht verstanden wird. Ganten ꝛc. und Auskündigungen.“

Diese Ordnung wurde samt dem Privilegium bestätigt mit Ausnahme des letzten Passus, der Kundmachung der Auskündigungen. —

[1] wo sie feil gehalten werden.

Nun war die Kompetenz des Verlegers einigermaßen festgestellt. Durch die neue Ordnung sollten die einheimischen Kaufleute, Handwerker und Fabrikanten in ihrem Geschäftsbetriebe vor den Fremden geschützt werden. Diesen waren nur während der Herbstmesse (Simon und Judä) und während der Fronfastenmärkte die Thore der Stadt und die Spalten des Berichthausblattes geöffnet. In der That sind die Annoncen zur Zeit dieser Messen und Märkte zahlreicher; namentlich auch diejenigen der sogen. Charlatans. Ja es geschah, daß um jene Zeit dem Blättchen ein Supplement mit Inseraten beigelegt werden mußte, damit alle Anzeigen Aufnahme finden konnten. Zur Meßzeit wurden dann auch seitens hiesiger Einwohner allerlei „Meßgelegenheiten," d. h. Meßhäuschen, Gaden u. dgl. offeriert.

Für die Meßfremden war demnach kein Mangel an einem Publikationsorgan; doch blieb die Schaustellung der Waren im Meßstande immerhin das beste Mittel für das Angebot und das wirksamste zur Förderung der Kauflust und der Nachfrage.

Eigentümlich erscheint es, daß hiesige Kaufmannswaren (§ 1) in das Blatt gesetzt werden durften; denn dadurch wurde ja dem ungleichen Wettkampf der wirtschaftlichen Kräfte die Thüre geöffnet, und noch eigentümlicher, daß trotzdem so wenig Geschäftsempfehlungen, eigentliche Anpreisungen, in der Zeitung erscheinen, als vor dem Erlasse der Ordnung.

Erst in den 1760er Jahren beginnen einzelne Zeug- und Wollenhändler zu inserieren, was man bei ihnen billig kaufen könne; ebenso Weinhändler, besser Krämer, die neben Wein auch Lebensmittel empfehlen. Wir haben also unter den Kaufmannswaren eigentliche Handelswaren zu verstehen, nicht aber Fabrikate hiesiger Handwerker und Fabrikanten. Für diese galten stets die zünftigen Verordnungen vom Angebot. — Aber auch die Kaufleute inserierten selten; wenn sie es thaten, so geschah es in so bescheidener

Weise, daß wir nie von Reklamen im heutigen Sinne des Wortes sprechen können.

Ursprünglich, als der Handwerker nur auf Bestellung, nicht auf Vorrat produzierte, kannte doch jedermann im kleinen Kreise der Stadt die Handwerker und Verkäufer. Später besaßen sie einen gegen die Straße offenen Laden, den Gaden oder die Laube (z. B. Brotlaube.) Da stellte man die Produkte öffentlich aus; das Haus wurde etwa nach den Gewerberzeugnissen des Hausbesitzers, nach dessen eigenem Berufe oder nach einem sich in der Nähe befindenden öffentlichen Gebäude benannt, später etwa durch ein entsprechendes Schild bezeichnet. Produzent wie Verkäufer hatten gar nicht nötig, ihre Waren anzupreisen oder den Konsumenten aufzusuchen; denn durch die Beschränkung der Zahl der Meister war beiden ein bestimmtes Absatzgebiet immer garantiert, sobald sie durch preiswürdige Arbeit oder Ware sich das Zutrauen der Kunden zu erhalten wußten. Sie wurden beide von den Konsumenten aufgesucht.

Erst die Vergrößerung des städtischen Gebietes, die wachsende Einwohnerzahl, der Einbruch der Gewerbefreiheit, der freien Konkurrenz mit ihrem größern und intensivern Angebot trieb sowohl Verkäufer, also Kaufleute, wie Fabrikanten oder Groß-Handwerker dazu, in auffallender Weise in der Zeitung auf ihre Erzeugnisse aufmerksam zu machen. Die Reklame ist erst eine Schöpfung des 19. Jahrhunderts.

Raillard gab den „Detailleurs“ (Detailkaufleuten) noch einige Male zu Klagen Anlaß. Z. B. 1772, als sich die Passementer gleichzeitig über das Hausieren und Verkaufen der Fremden und Juden beklagten.[1]) Raillard sollte damals auch wieder mit Waren

[1]) Vgl. St. 106 G. 10. R. Pr. 1772 3. VIII. — 21. IX. — 17. X. — 1773. 6. III. Dir. Prot. XXI 644 f. ferner R. Pr. 1794 12. II 1794 9. VII — St. 106. G. 1.

gehandelt und auch fremde Handwerker durch das Avisblättlein empfohlen haben. Das kaufmännische Direktorium ermahnte ihn, die Ordnung von 1758 zu befolgen, und den Zensor, dieselbe genau einzuhalten.[2])

Rückblick.

Es ist ohne Zweifel, daß dem „Intelligenzwerk" und mit diesem der Intelligenzzeitung im städtischen Leben schon im 18. Jahrhundert eine hohe Bedeutung zugekommen ist.

Aus dem persönlichen Verkehre, dem Ausruf und Anschlag heraus als Ergebnis seiner Zeit und ihrer Bedürfnisse sich entwickelnd, ging es ungefähr denselben Gang, wie die politische Zeitung und das Amtsblatt. Alle drei haben sich in derselben Weise entwickelt, durch mündlichen Verkehr, dann schriftliche und schließlich gedruckte Mitteilung in besonderen Organen. Doch war ihre Stellung und Aufgabe im städtischen Leben eine verschiedene.

Die politische Zeitung diente als Nachrichtenverbreitungsmittel für das, was im weiten Umkreise der Stadt und in fremden Städten und Ländern sich ereignet hatte. Die amtliche Zeitung, das Amtsblatt, verbreitete als besonders hiefür geschaffenes Publikationsorgan (hauptsächlich seit der französischen Revolution) die Erlasse und Vorkehrungen der Behörden im gesamten zugehörigen Staats- oder Gemeinwesen. Die Anzeige-Zeitung, das Avisblatt, war in erster Linie für den Rayon der Stadt, dann auch für ein weiteres Publikum bestimmt. Die politische Zeitung diente sozusagen dem geschichtlichen, die amtliche Zeitung dem staatlichen und die Intelligenzzeitung dem wirtschaftlichen Verkehre. Die erste weckte die Lust nach Nachrichten, „Zeitungen,"

[2]) Wie sehr übrigens im allgemeinen die Kaufmannschaft gegen alle Veröffentlichungen aus dem Gebiete des Handels empfindlich war, zeigt eine Erzählung aus dem Jahre 1801 in Korn. 150 Jahre. Schles. Zeitung S. 115.

nach Unterhaltung; durch die letzte wurde eine Menge schlummernder Bedürfnisse wach und befriedigt, und wurde eine neue Art des wirtschaftlichen Gütererwerbes und intensiver Güterausnutzung gefördert oder zum Teil wachgerufen.

Der Einfluß des Avis-Blattes auf die Güterproduktion mochte wohl sehr gering gewesen sein und im Allgemeinen auch derjenige auf deren Preisgestaltung. Es war auch nicht dessen Aufgabe, den Gütertransport dahin zu dirigieren und die Warenproduktion dahin zu lenken, wo gerade Nachfrage herrschte, um dadurch preisbestimmend und -regulierend zu wirken. Das thun erst unsere modernen Zeitungen.

Das Intelligenzblatt besaß viel eher für die Vermittlung von Arbeitskräften, „Diensten" eine große Bedeutung, namentlich da es in dieser Richtung über die Grenzen des städtischen Gebietes hinausgriff. Allerdings wirkte es auch hier nicht in der Weise, daß es überflüssigen produktiven, besser industriellen Arbeitskräften Arbeit nachwies und Angebote und Nachfrage regelte; dies geschieht auch erst heute durch die Zeitungen und Arbeitsnachweisebureaux.

Die Hauptbedeutung des „Adreß-Contors" lag darin, daß es im Verein mit dem Avisblatt den Handel mit gebrauchten Gegenständen weckte und förderte. Er mag wohl dem Anscheine nach unbedeutend sein, aber er ist gerade für einen großen Prozentsatz der städtischen Bevölkerung von hoher Wichtigkeit; teils weil er den ärmern Klassen die Befriedigung mancher Bedürfnisse möglich macht, teils weil er den Untergang vieler, noch brauchbarer Gegenstände verhindert. Vergegenwärtigen wir uns ferner die Bedeutung der Avis-Zeitung für die Vermittlung von Wohnungen, persönlichen Diensten und Lehrkräften und Kapitalanleihen, für den Verschleiß überschüssiger Produkte der Hauswirtschaft, für die Beschaffung von Reisegelegenheiten, für die Ermittelung verlorener Gegenstände u. s. w., so dürfen wir sagen, daß ihr in wirtschaftlicher Beziehung für ihre

Zeit mindestens dieselbe große Bedeutung zukam, wie sie der Inseratenteil moderner Zeitungen für unsere Zeit besitzt.

Von all den litterarischen Nachlässen, die uns das 18. Jahrhundert zurückgelassen, dürfte wohl keiner eine so eindringliche und deutliche Sprache reden und uns so tief in das kleinwirtschaftliche und kleinbürgerliche Verkehrsleben hineinversetzen, als das „Avis-Blättlein" mit seinen buntfarbigen Anzeigen und „Merckwürdigkeiten."



Sebastian Schertlin in Basel.

Von
Rudolf Thommen.

Napoleon I. hat sich einmal über Karl V. ungefähr so ausgesprochen: Er an seiner Stelle würde sich an die Spitze der von Luther entfesselten Bewegung gestellt, Deutschland zur Einheit geführt und Europa damit beherrscht haben.

Diese Ansicht,[1]) sehr bezeichnend für Napoleon, verkennt aber die Natur Karls und noch mehr die für ihn maßgebenden Verhältnisse vollständig. Denn wenn je ein Fürst, so hat Karl V. das Gewicht der politischen und kirchlichen Ueberlieferungen seiner Stellung von Anfang an in einer Weise empfunden, die die Freiheit seiner Entschließung oft geradezu aufhob.[2])

Als Nachfolger seiner Großväter des spanischen Ferdinand (1516) und des deutschen Max (1519) erbte er mit dem gewaltigen Reiche, das ganz Deutschland, die Niederlande (mit Belgien), Spanien, große Teile von Oesterreich, Nord- und Süd-Italien, sowie die stets sich erweiternden Besitzungen in Central- und Südamerika umfaßte, zunächst auch den Gegensatz zu der nicht weniger expansiven französischen Monarchie.

---

[1]) Ich kenne sie bis jetzt nur aus L. Häussers Geschichte des Zeitalters der Reformation, herausg. von W. Oncken, 1868, S. 44.

[2]) Vergl. H. Baumgarten, Geschichte Karl V. 1885—92. 3 Bde. (Reicht leider nur bis 1539).

Ludwig XI. hatte von der burgundischen Erbschaft Maximilians die Freigrafschaft losgerissen, Karl VIII. die alten nach Neapel weisenden Traditionen der Anjous wieder belebt, als Gemahl einer Visconti Ansprüche auf Mailand gemacht und Franz I. diese Ansprüche durch die Riesenschlacht bei Marignano mit Erfolg durchgesetzt. Franz unterstützte auch die Versuche, die Jean d'Albret zur Wiedergewinnung des ihm von Karls Großvater Ferdinand entrissenen, südlich der Pyrenäen gelegenen Teiles von Navarra machte. Frankreich hatte also Rechte der deutschen Krone verletzt und drohte Rechte der spanischen Krone fortwährend zu verletzen.

Am Hofe Karls, des Trägers beider Kronen, konnte dies kaum übersehen werden. Sobald man aber an diese Fragen rührte, wurde ein Krieg mit Frankreich unvermeidlich. Und wirklich war die Macht der Verhältnisse so stark, daß nicht einmal Karls erster, allmächtigster Minister, Wilhelm von Croy, Herr von Chièvres, der aus seiner Vorliebe für Frankreich kein Hehl machte und es verstanden hat, den Ausbruch des Krieges fünf Jahre hinauszuschieben, zum großen Verdruß der spanischen Räte, die den habsüchtigen Niederländer haßten, daß also nicht einmal der franzosenfreundliche Chièvres den Krieg überhaupt verhüten konnte. Politische Traditionen und dynastische Interessen erwiesen sich stärker als der Wille des einzelnen. So wurde Karl gleich zu Beginn der Regierung vor die eine Aufgabe seines Lebens gestellt, die darin bestand, Frankreich zurückzudrängen, es zum Verzicht auf seine Ansprüche in den Niederlanden, Burgund und Italien zu nötigen.

Ebenso unfreiwillig hat Karl die zweite Aufgabe seines Lebens übernommen — den Kampf mit der Reformation.

Seine Erziehung und seine religiöse Gesinnung haben ihn veranlaßt, sofort den Standpunkt gegenüber der neuen Lehre einzunehmen, auf dem er bis zu seinem Tode verharrt ist. Karl hatte

keine gelehrte Erziehung genossen in dem Umfange wie etwa Franz I. oder Heinrich VIII. Er verstand Latein, aber humanistische Studien sind ihm stets fremd geblieben. Wenn wir von Franz wissen, daß römische Inschriften seine Aufmerksamkeit erregten und daß er, um sie zu entziffern, niederkniete und sie mit seinem Sacktuch vom Straßenstaub reinigte, oder wenn Heinrich im Stande war, als theologischer Schriftsteller aufzutreten, so fehlen solche Züge bei Karl gänzlich. Dafür hatte sein Lehrer, der spätere Papst Adrian VI., in ihm einen festen Glauben und eine tiefe Frömmigkeit zu wecken gewußt. Er war ein treuer Sohn der katholischen Kirche und die innige Verbindung, in der diese Kirche mit dem Königtum in Spanien und dem römischen Imperium deutscher Nation stand, hat seine Anhänglichkeit an sie jedenfalls nicht verringert, wie schwankend auch immer die politischen Beziehungen zu dem geistlichen Oberhaupt dieser Kirche sich gestalteten. Es ist wie eine Ironie der Geschichte, daß in jenem Zeitalter, wo der Katholizismus in folge der Entstellung seiner Doktrinen und des Unwertes seiner meisten Vertreter überall zu verfallen drohte, ihm in seinem weltlichen Oberhaupte ein von jeder Skepsis freier, rückhaltlos ergebener Verteidiger erstanden ist.

So konnte es geschehen, daß die erste bis jetzt bekannte selbständige Regierungshandlung Karls die Abfassung jenes Reskriptes war, das in bestimmten Ausdrücken Luther als Ketzer verurteilte und bei dessen Verlesung in Worms am 19. April 1521 „viele der Fürsten bleich wurden wie der Tod," wie der päpstliche Nuntius Aleander als Augenzeuge berichtet.[1]) Die Abneigung Karls gegen die neue Lehre war so stark, daß er es nie versucht hat, das Luthertum nachdrücklich gegen den Papst auszuspielen, selbst nicht

[1]) Vergl. die Depeschen des Nuntius Aleander vom Wormser Reichstag 1521, übersetzt und erläutert von Dr. P. Kalkoff in den Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte, Heft 17, Halle 1886, S. 144.

in den Stunden ernsten politischen Zerwürfnisses. In einem solchen Augenblick konnte der Kaiser wohl zornig ausrufen: heute oder morgen wird Martin Luther vielleicht ein wertvoller Mann sein. Allein in Wirklichkeit hat er sich nie verleiten lassen, mit der Drohung eines Entgegenkommens gegen die Protestanten auf den Papst einen Druck auszuüben und in der päpstlich-kaiserlichen Korrespondenz spielt Luthers Name keine Rolle.

Diese beiden Momente, die Rivalität mit Frankreich und der Kampf mit den Ketzern, sind es, die Karls Regierung im wesentlichen bestimmt haben.

Zuerst begann der Krieg mit Frankreich, der in vierfacher Wiederholung 1521—1526, 1526—1529, 1535—1538, 1542—1544 und mit wechselndem Erfolge geführt, nur mit einem zweifelhaften Ergebnis für den Kaiser schloß. Er behauptete zwar Mailand, das hauptsächlichste Streitobjekt, obwohl auch das nur durch eine glückliche Fügung, aber im ganzen ging Frankreich Dank seiner nationalen Einheit ungeschwächt aus dem Kampfe hervor und Karl selbst mußte es noch erleben, daß der Nachfolger seines Gegners Franz, Heinrich II., durch seine Verbindung mit den deutschen Protestanten, in den Besitz der drei lothringischen Bistümer Metz, Toul und Verdun kam und sie gegen ihn behauptete, womit der Verlust Mailands mehr als ausgeglichen war. Der den letzten Krieg mit Franz beendende Friede von Créspy, (18. September 1544) hatte also für Karl hauptsächlich nur den Wert, daß er ihm freie Hand verschaffte gegen die Ketzer.

Begreiflicherweise wurden die Beziehungen des Kaisers zu den Protestanten durch diese Verwicklungen mit Frankreich, von denen auch England und besonders der Papst unmittelbar berührt worden sind, erheblich beeinflußt. Nun kann man in allen deutschen Geschichtswerken Klagen darüber lesen, daß die Nation in einer ihrer wichtigsten Perioden an einen Monarchen gekettet war, der ihr im

Grunde seines Wesens stets fremd blieb und für ihre Bedürfnisse, also auch für die Reformation kein Verständnis besaß. Dieser Auffassung gegenüber darf man ohne weiteres die Thatsache festhalten, daß das wichtigste Element der neueren deutschen, und überhaupt der neueren Geschichte, die Reformation, aus der politischen Lage unter Karl den größten Vorteil gezogen hat. Indem nämlich der Kaiser sich veranlaßt sah, bald nach dem Wormser Reichstag nach Spanien zu reisen, wo seine Anwesenheit wegen des schrecklichen Aufstandes der Communeros dringend nötig war, indem er, einmal angelangt, durch die spanische Eifersucht, die beiden ersten Kriege mit Frankreich und die stete Geldnot neun Jahre dort zurückgehalten wurde, entschlüpften die gleichzeitigen Begebenheiten in Deutschland seinem persönlichen Einfluß ganz und gar. Allerdings waltete für ihn hier das Reichsregiment, dessen Vorsitzender sein Bruder Ferdinand war, dem es an Eifer für die katholische Sache nie gefehlt hat. Wohl aber fehlte es beiden an Mitteln, und dem Regiment meistens auch am guten Willen, um ihren Anordnungen Geltung zu verschaffen. Dazu war die Masse des Volkes, besonders in den Städten für die neue Lehre, und so breitete sich trotz des Wormser Ediktes vom 8. Mai 1521, trotz vereinzelter Gegenanstrengungen der Altgläubigen, wie z. B. auf dem Regensburger Konvent, und trotzdem diese auf den Reichstagen immer noch die Mehrheit bildeten, die Reformation von Wittenberg und Zürich her unaufhaltsam aus.

1530 kehrte Karl nach Deutschland zurück — jetzt ein gefürchteter Monarch: Sieger über Frankreich, mit dem Papst Clemens, dem er Florenz preisgegeben hatte, versöhnt, von ihm in Bologna zum Kaiser gekrönt, im Vollgefühl seiner Macht, entschlossen, die kirchliche Einheit wieder herzustellen. Dies schien ihm eine leichte Aufgabe. Er glaubte, daß seine Person, ein Befehl aus dem Munde der sieggekrönten Majestät, hinreichen werde, die Abtrün-

nigen mürbe zu machen. Er täuschte sich, weil er den Umfang, aber auch den ethischen Gehalt der Reformation unterschätzte. Er war daher sehr betroffen von dem zähen Widerstand, den ihm die Protestanten auf dem durch die Ueberreichung ihrer Konfession berühmten Augsburger Reichstag (Sommer 1530) bereiteten. Schon damals ist er, als sie den Reichsabschied unannehmbar fanden und den Reichstag im September verließen, im Zorn hierüber mit dem Gedanken umgegangen, Gewalt anzuwenden. Eine ruhige Erwägung der politischen Lage nötigte ihn freilich bald, diesen Gedanken aufzugeben. Erstens hatte er entgegen den Ratschlägen des päpstlichen Legaten vorher nicht für Bereithaltung einer genügenden Anzahl Truppen gesorgt, die katholischen Reichsstände aber, eigentlich seine natürlichen Verbündeten, zeigten gar keine Neigung, für ihn das Schwert zu ziehen, weil trotz allen Glaubenseifers, der uns übrigens nur in wenigen Personen, wie dem Herzog Georg von Sachsen, rein entgegentritt, das selbstsüchtige Interesse der Fürsten jeder Stärkung der kaiserlichen Gewalt wiederstrebte. Zweitens brauchte er die Stände, auch die protestantischen, weil sie ihm die erforderlichen Summen und Truppen zur Abwehr der Türken bewilligen mußten, die mit einem neuen Einfall drohten, und er brauchte die Kurfürsten, also auch den ketzerischen Sachsen, um die Wahl seines Bruders Ferdinand zum deutschen König durchzusetzen, die eigentlich gegen die goldene Bulle verstieß. Drittens verschlechterten sich seine Beziehungen zu den auswärtigen Mächten zusehends. Er hatte neuen Umtrieben des französischen Königs zu begegnen, entfremdete sich Heinrich VIII. täglich mehr durch seine Einmischung in dessen Ehescheidungshandel zu Gunsten seiner Tante Katharina und drohte abermals mit dem Papste zu zerfallen, der sich mit der spanischen Uebermacht in Italien nicht abfinden wollte und dem Kaiser grollte, daß er das Begehren der Deutschen nach Berufung eines Konzils so kräftig unterstützte.

Auf der andern Seite reifte eben unter dem Eindrucke des Augsburger Reichstages unter den Protestanten der Entschluß, einem Gewaltstreich der Altgläubigen vorzubeugen und zu diesem Behufe schlossen sie im Dezember 1530 in Schmalkalden den nach diesem Orte benannten Bund. Wenn die zunehmende Erweiterung des Bundes, der bald über beträchtliche Hilfsmittel und ein ganz stattliches, mit Kriegsbedarf wohl versehenes Heer verfügte, die bestehenden Gegensätze nur verschärfen konnte, so vergingen doch beinahe noch fünfzehn Jahre, bis die Spannung zwischen den Protestanten und dem Kaiser sich gewaltsam löste. Der dritte und vierte Krieg mit Frankreich, die beiden Feldzüge gegen die türkischen Korsaren in Tunis und Algier und alle damit zusammenhängenden Verwicklungen der europäischen Politik, machten sich nach dem Augsburger abermals, wie nach dem Wormser Reichstag, für den Kaiser mit unwiderstehlichem Zwange geltend. Erst mit dem Frieden von Créspy gewann Karl Muße, sich mit voller Kraft der Behandlung der religiös-politischen Fragen in Deutschland zuzuwenden und, als nun die Protestanten das auf sein Drängen von Papst Paul III. endlich nach Trient berufene Konzil (März 1545) als parteiisch und unfrei verwarfen, da gab Karl den Gedanken an eine gütliche Gewinnung der Ketzer endgiltig auf und rüstete zum Kriege, möglichst geheim. Der Papst sicherte ihm Kriegsvolk und Subsidien zu, nachdem der Kaiser in der Frage der Nachfolgeschaft der Farnese in Parma und Piacenza nachgegeben hatte, von seinem Sohne Philipp konnte er Mannschaft und Geld aus Spanien erwarten, ebenso aus den Niederlanden. Auf einem im März 1546 nach Regensburg ausgeschriebenen Reichstag wurden noch zum Schein theologische Vermittlungs-Konferenzen gehalten, während schon das spanische und italienische Kriegsvolk unterwegs war; namentlich aber gelang es dem Kaiser, in Deutschland selbst Verbündete zu gewinnen, so den Herzog Wil-

helm von Baiern und besonders den Herzog Moritz von Sachsen. Das geheime Abkommen mit diesen beiden Fürsten hat die Schmalkaldener, die überdies Moritz, obwohl kein Mitglied des Bundes, für einen der ihrigen ansahen, lange irregeführt. Als nun die Gerüchte von den kaiserlichen Rüstungen bestimmtere Gestalt annahmen und die schmalkaldischen Fürsten auf ihre Anfrage nach deren Zweck bei dem herrschenden Frieden keine befriedigende Antwort erhielten, schlugen sie los (Juli 1546). Karl weilte noch in Regensburg und hatte nur eine kleine Abteilung Landsknechte bei sich, als die Verbündeten rasch ihre Truppen vereinigten und mit etwa 46,000 Mann kampfbereit dem Kaiser entgegentraten. In diesem Heere befehligte Sebastian Schertlin das Kontingent der süddeutschen Städte.

Sebastian Schertlin — nicht Schärtlin — wurde am 12. Februar 1496 in Schorndorf, jetzt einer kleinen Stadt von etwa fünfthalbtausend Einwohner, östlich von Stuttgart an der Rems, geboren. Name und Stand seiner Eltern sind nicht bekannt. Doch müssen es bemittelte und für Bildung empfängliche Leute gewesen sein, da sie ihren Sohn studieren ließen, wie denn auch andere Verwandte dieser Familie in geachteteren Lebensstellungen gefunden werden. Ein Dietrich Schertlin war Kanzleischreiber in Ulm, ein Franz Schertlin Forstmeister, ein Heinrich Schertlin Pfarrer, diese beiden waren Vettern unseres Sebastian. Ueber seine Kinder- und Jugendzeit weiß man nichts, da Schertlin sein Leben, das er selbst beschrieben hat,[1]) erst von dem Augenblick an für mitteilens-

[1]) Leben und Thaten des ... Herrn Sebastian Schertlin von Burtenbach, durch ihn selbst deutsch beschrieben. Herausgegeben von O. F. H. Schönhuth. Münster 1858. — Wo ich im folgenden aus dieser Schrift oder aus Akten Textstellen wörtlich anführe, behalte ich ihre Schreibweise mit Ausnahmen der Interpunktion und der uns geläufigen Anwendung der großen Anfangsbuchstaben bei.

wert ansieht, in dem er anfing die Waffen zu führen. So erfährt man bezeichnenderweise nichts über seine schon mit 24 Jahren geschlossene Ehe mit Barbara Sende aus Konstanz und ebensowenig etwas über Zeit und Umstände seines Uebertrittes zum neuen Glauben; daß er diese, sein ganzes ferneres Leben bestimmende Thatsache übergeht, verrät deutlich seine materielle und etwas oberflächliche Lebensauffassung. Schertlin war eben Soldat mit Leib und Seele, und als solcher hat er auch die Feder geführt.

In einem Alter von 22 Jahren (1518) machte er schon seinen ersten Kriegszug mit unter dem Geschützmeister Maximilians, Michael Ott, der mit Schertlins berühmterem Landsmann Georg von Frundsberg sein Lehrer im Dienste gewesen ist. Von da an hat es ihm an Gelegenheit, seiner kriegerischen Neigung zu leben, nicht gefehlt. Dabei hat Schertlin, der mit großer körperlicher Kraft auch großen Mut verband, sich bald einen Namen gemacht und auch viel Geld verdient. Nach der gewaltthätigen Sitte der Zeit war dieser Verdienst nicht immer der lauterste. Eigentlich sollte er nur aus dem Sold bestehen; da aber die Truppen werbenden Fürsten und unter ihnen gerade Karl und sein Bruder Ferdinand meistens in Geldverlegenheiten sich befanden, waren die Soldaten auf Raub und Erpressung angewiesen, die man ihnen in Feindesland auch gerne nachsah.

Schertlin erwarb sich auf diese Art ziemlich rasch ein ansehnliches Vermögen und mit einem gewissen Behagen zeichnet er die oft beträchtlichen Summen auf, die er, mit mehr haushälterischem Sinne als seine meisten Kriegsgefährten begabt, aus den einzelnen Feldzügen heimbrachte.

Ganz besonders ertragreich war für ihn der italienische Feldzug von 1526—1529, in den der Sacco di Roma (6. Mai 1527) und die furchtbaren Kämpfe der Kaiserlichen und Franzosen in und um Neapel fallen. (Sommer 1528.)

War doch der Sacco selbst, diese beispiellose Verwüstung des mit aller Pracht und allem Reichtum der Renaissance geschmückten Roms, nichts anderes als der Beutezug einer durch Geldmangel, Not und Entbehrung gereizten und verwilderten Soldatenhorde, und es ist bekannt, daß Clemens VII. sogar noch nach der Eroberung des Trastevere im stande gewesen wäre, den Sturm abzuwenden, wenn der geizige Medizäer es über sich gebracht hätte, die Truppen schon damals mit der Summe abzufinden, die er nach dreiwöchentlicher Belagerung in der Engelsburg schließlich doch hat bezahlen müssen. „Alda (in der Engelsburg) — schreibt Schertlin — haben wir gefunden den Bapst Clementen sampt 12 Cardinälen in ainem engen Saal. Den haben wir gfangen . . . Was ain großer Jamer under inen, weinten sehr, wurden wir alle reich.“ Wohl durfte er den Ausdruck reich gebrauchen, da er noch im folgenden Jahre in Neapel in einer Stunde die für damals horrende Summe von 5000 Dukaten (zirka 250,000 Fr.) verspielen und schließlich berichten konnte: Also kam ich mit Glück anno 1529 den 8. May mit Fröden gen Schorndorff zu Weib und Kindern und hätt in demselben Krieg überkomen 15.000 fl. und gute Claider und Clainod. Dem Allmechtigen sey Lob; ich habs wohl erernet, fügt er mit bewundernswerter Naivität hinzu. Ja sogar in dem für seine Partei so unglücklich endenden schmalkaldischen Kriege hat er laut seiner eigenen Angabe „in allem von Besoldung Geschenck und Beuten erobert 30.000 fl.“ Er konnte sonach wohl in der Lage sein, sich schon 1533 das Schloß Burtenbach in der Nähe von Augsburg zu bauen, nachdem er sich nannte.

Schertlin, der inzwischen auch ein bekannter Truppenführer geworden war und in Deutschland die Stellung einnahm, die vor ihm Frundsberg unter den Landsknechten behauptet hatte, trat 1530 aus dem kaiserlichen Dienste aus und in den der Stadt Augsburg ein, die ihn mit einem festen Jahressold von 200 fl. anstellte, ihm

für einmal 50 fl. für einen Anzug reichen ließ, für den Kriegsfall monatlich 40 fl. zu zahlen versprach und ihm zwei Trabanten zu halten erlaubte. Anfang Februar 1531 siedelte er mit seiner Familie von Schorndorf nach Augsburg über. Es war ein Ort nach seinem Geschmack. „Gewan mit spielen in demselben ersten Jar 4000 fl.“ Dort wurde ihm einige Zeit nach der Uebersiedelung ein zweiter Sohn geboren, Hans Philipp. Bezeichnend genug erzählt er: „Es hat mir mein Son im Muterleib mit Wetten gewunnen drey seidene Wammes von Fuger, Welser und andern; sie haben gwett, es werd aine Tochter.“

In dieser Stellung nun übernahm Schertlin das Kommando über einen Teil des schmalkaldischen Heeres. Zu seinem großen Kummer ist der Feldzug übel geleitet worden, und er geriet mit den Herren Kriegsräten, besonders mit dem Landgrafen von Hessen einigemal hart aneinander. Auch muß man zugeben, daß Schertlin entschieden die richtigeren Ideen hatte. Er wollte zuerst in einem raschen Vorstoß des in Regensburg weilenden Kaisers sich bemächtigen. Der Kriegsrat lehnte das wegen vermeintlicher Neutralität der Herzoge von Bayern ab. Schertlin drang hierauf über Füßen, das er brandschatzte, gegen die Ehrenberger Klause vor, die er besetzte, und wollte dem von Italien her anrückenden Fußvolk den Uebergang über den Brenner sperren; er dachte sogar daran, das Konzil in Trient zu sprengen. Auf Befehl des Kriegsrates mußte er umkehren. Als endlich der Kaiser von Regensburg mit seinen, dem bündischen Heere noch immer an Zahl und Ausrüstung nicht gewachsenen Truppen gegen Schwaben marschierte, um sich mit der aus den Niederlanden ihm zuziehenden Mannschaft zu vereinigen, drang Schertlin bei mehr als einer Gelegenheit darauf, eine Entscheidungsschlacht zu wagen — aber der Landgraf wollte nicht, selbst bei Ingolstadt nicht, wo die Bündischen auch den Vorteil einer vortrefflichen Stellung für sich hatten. „Mit aller Marter“

brachte Schertlin es dahin, daß man das grobe Geschütz gegen die Feinde spielen ließ, das ihnen großen Schaden zufügte; „Italiener und Hispanier waren schon in aller Flucht dem Wasser zu — aber unsere Veldherrn obgemelt — Got vergelt es — wolten uns mit nichten schlagen lassen. Dass ich denselben Tag nit von meinen Sinnen bin kommen, das ander ist alles geschehen“ — fügt Schertlin grimmig hinzu.

Zufolge dieser zaghaften Kriegführung gelang dem Kaiser die geplante Vereinigung und nunmehr war das Schicksal der Schmalkaldischen entschieden. Bis März 1547 brachte er Oberdeutschland in seine Gewalt. Eine Stadt um die andere kapitulierte. Auch Augsburg, obwohl Schertlin die mit großem Geschütz, 3000 Landsknechten, Geld und Proviant gut versehene Festung Jahr und Tag zu halten sich getraute. Allein der Rat der XIII wollte von solchem Widerstand nichts wissen. Dabei muß man im Auge behalten, daß die reichen Fugger und Welser des Kaisers ergebenste Diener waren, die an ihm schon schwere Summen Geldes verdient hatten und denen Karl auch damals noch viel schuldig war. Sollten sie diesen sichern Erwerb um einer ungewissen Zukunft willen preisgeben? Schertlin berichtet über die Uebergabe in seiner drastischen Weise wie folgt:

Als aber die von Augspurg die Statt übergebenn sollen, hat der Kaiser mich allaine ausgeschlossen mit dem Geding, das ich ime auß diser Statt entweichen solt, und haben mir die Herren Gehaimen das angezaigt. Es haben die Hern duca di Alba, ain hispanischer Hertzog, Kaisers obrister Feldhauptman, und der von Granvela, deß Kaisers Cantzler, dem Fuckher zugesagt, ich sol um ein claine Zeit, 15 tag lang, ir Majestät zu Ehren entweichen bis in das Schweitzerland, bis die von Augspurg Huldigung gethon, dann sol mein Sach von Stund an auch gut werden. Uff welches ich vor tags uff dem Rathus den Gehaimen geantwurt, ich wölle also nit schaiden, sonder mit wissenn alles ires Kriesvolcks und

Burgerschafft und mir sei es nit im Sinne also mit spotten ungenötigter die Statt zu ubergeben und mein Hab und Gut also zu verlassen. Darauff sie mich mit weinenden Augen gepetten, dweil ich allwegen vertrawlich und ritterlichen an inen gehandelt, solle ich sie und gemeine Statt sampt sovil armen Weib und Kindern nit also in sterben und verderben fieren. Sie erkennen, das die Statt in meiner Hand staud, ich mög inen Frid oder Krieg geben, doch bitten sie umb Gotteswillen, ich solle inen zu Fridenn helffenn. Sie wöllen mir under irer Statt Sigel (wie sie auch gethon) Urkund geben, das ich nichts sonder ir Gehaiss und anders nichts, dann ainem rittermeßigenn Mann gepürt, bei inen gehandelt. Item sie wöllen mir meine Güter zu Burtenbach bezalenn ligends und farends, auch alle Frucht, so ich in Augspurg habe, das ist bis in 1500 Sack vol gewest. Damit und durch vilfaltig ir Vertröstung, auch dweil die Fürsten also spottlich von dem Oberland entwichen, die Oberpfalz und die Thonaw gar und gantz verloren, Wirtenberg und obvermelte Statt alle bis an Constantz und Lindaw schantlich übergeben, Baiernn unnd Tirol wider uns, der Bischoff von Augspurg sein Land gar und gantz eingenomen und alles rings umb Augspurg und Ulme voller Feind, darzu mich kainer ainigen menschlichen Hilff zu getrosten hatte, hab ich mich darain ergebenn und denen von Augspurg, die mich also bar zu bezalenn umb mein Gueter sich erpotten, vertrawet, mich mit einer Verschreibung lassen vernuegen, das sie nach Erkanntniss erbarer Leutenn mir solten Burtenpach, wie gemelt bezalenn, und das es alles nun furohin in irem Schaden und Verlust gemainer Statt steen solt. Und bin also auf 29. Jeners im 1547 Jars morgens vor tags zum Einlass sampt 35 Pferden hinussgezogenn, mit mir weckgebracht bis in 40.000 fl. Bargelt, Silbergeschirr und andrer Guts gemeinschlach.

Schertlin hat sich nachmals bei Gelegenheit seiner Rechtfertigung vor den Eidgenossen auf der Tagsatzung in Freiburg bitter

über die Art und Weise beklagt, wie der Anton Fugger im Namen des Kaisers mit ihm und den XIII Geheimen unterhandelt habe. Es sei zum Erbarmen gewesen. Man mag dem tapfern Manne den Unmut über die ihm verächtliche Schwäche der Augsburger umso mehr zu gute halten, als die Stadt ihren Zahlungs-Versprechungen an Schertlin recht schlecht nachgekommen ist. Nur hat er dabei vergessen, daß er es zweifellos demselben Fugger zu danken hat, wenn man ihn überhaupt ziehen ließ und wenn ihm sogar der schreckliche Alba den erwähnten wohlmeinenden Rat gab. Es lag sonst nicht in der Natur des Herzogs, Rebellen freundschaftliche Ratschläge zu erteilen. Daneben entspricht es freilich ganz der treulosen Politik am Kaiserhofe, daß man dem abziehenden Ritter aus „Anrichten des Bischofs von Augsburg," wie Schertlin glaubte, und mit Bewilligung des Kaisers nachstellte, so daß er sich seinen Rückweg nach Lindau, wo man ihn aber nicht behalten wollte, und weiter nach Konstanz zum Teil durch seine Knechte mit Waffengewalt bahnen mußte.

Nach Konstanz wiesen ihn die Beziehungen zur Familie seiner Frau, die Freundschaft mit einigen angesehenen Männern, z. B. Bürgermeister Gaißberg und besonders die Nähe der Eidgenossenschaft. Auch in Konstanz konnte er aber nicht lange verweilen, weil die Stadt Unterhandlungen mit dem Kaiser einging, ohne Schertlin Sicherheit für Leben und Gut geben zu wollen. Da beschloß er, nachdem Zürich ihm den erbetenen Aufenthalt in Stein a./Rh. wegen der exponierten Lage dieser Stadt abgeschlagen, ihm aber sonst Durchpaß und Aufenthalt in Stadt und Landschaft, wo es ohne Anstoß geschehen könne, erlaubt hatte,[1]) nach Basel zu übersiedeln. „So bin ich mit Weib und aller meiner Haab gen

[1]) A. Stern, Zürich und Schertlin von Burtenbach in: Turicensia. (Festschrift bei Anlaß des 50-jährigen Jubiläums der allgem. geschichtsforschenden Gesellschaft.) 1891. S. 116 f.

Basel 24. Novembris [1547] komen, das Fieber quartan (viertägige Wechselfieber) mit mir auß Constantz gebracht, recht schwach wol 30 Wochenn gewest und hat mich das Fieber erst über 8 Monat verlassen."

Hier war man von der Ankunft des landflüchtigen, durch seine Erhebung gegen den Kaiser kompromittierten Mannes nicht sehr erbaut. Der Rat hat Schertlin das auch gleich in der ersten vertraulichen Unterredung zu verstehen gegeben, der sich aber mit der Zähigkeit seiner Rasse dadurch nicht abschrecken ließ, sondern mit einem, allerdings recht bescheiden gehaltenen schriftlichen Gesuch am 30. November nochmals um die Bewilligung zum Aufenthalt bewarb.[1] „Damit ein erbar Rat diser loblichen Stat seinem vertraulichen Ansuechen stat thue," sei er erbötig, „sein Gesyndlin etwas ze ringern und ain claine Anzal Pferd und Knecht bey ime und dieselbigen in solher Zucht ze halten, das gemaine Stat von ime und den seinen unbeswerdt sein soll." Falls der Rat jetzt anderer Geschäfte halb nicht Zeit hätte, in diesem Handel einen definitiven Beschluß zu fassen, so bittet er „zum höchsten," man möge „den augenscheinlichen Schaden, so ime an seinen Gütern, die im Kaufhaus ligend, zu gewarten ist, bedengken" und erlauben, daß er „ain gelegne Behausung bestellen und sein Hausfraw den Plunder aufmachen und eröffnen mög." Außerdem hofft er, die Herren werden „ime als aim schwachen Man, deßgleichen seiner schwären Hausfrauen in ainer rueigen Behausung ze wonen gönstlich zuelassen."

Der Rat bewilligte Schertlin vorläufig in „aim Gastgebenhaus seine Pfennig zu zehren" und dann auch seine Wäsche zu

---

[1]) Die von da an benützten Akten stammen, wo nicht eine andere Herkunft angegeben ist, aus dem Staatsarchiv Basel, Fascikel Deutschland B. 8. Meinem Freunde R. Wackernagel spreche ich auch hier für den Hinweis auf dieselben gerne meinen Dank aus.

trocknen und zu verwahren. Allein der Aufenthalt in dem lärmerfüllten Gasthofe behagte dem Kranken wenig und er wandte sich deshalb am 19. Dezember neuerdings mit einem Gesuch an den Rat, „in der gantz ungezweifelten Zuversicht, daß, wenn E. Fürsichtigkeit meiner Person, auch alles meins Thuns und Wesens und was ich in vergangnem Krieg gehandelt hab, Kundtschaft und Wissen hetten, sy wurden neben gönstigem Mitleiden unbeswerdt sein, mir alhie meinem vielfeltigen und unvermeidenlichen Ansuechen, Erbieten und Vertrauen nach ain aigen Rauch und Wonung gönstlich zuezelassen, da ich meiner Leibsswachait zur Notdurft ruetlicher auswarrten und mein Haushalltung ordenlicher Weis anrichten möcht." Zugleich versuchte Schertlin die seinem dauernden Aufenthalt entgegenstehenden Bedenken in ausführlicher Erörterung zu zerstreuen, wobei er sich namentlich gegen zwei Anschuldigungen verwahrt, die jetzt gegen ihn vorgebracht wurden, nämlich: „ich hett in neulicher Zeit zu Schaffhausen und Oberbaden Gastung gehalten und ydem Gasst ein Kelch zum Trinkgeschirr fürgestellt, und ain Paten zum Täller dargelegt, deßgleichen auch in vergangnem Krieg Clösster oder Kirchengüter an mich gebracht und mich darmit gereichert, daraus mir bei Ew. Fürsichtigkeit und gemeiner Eidgenoßschaft allerlei Ungunst zu gewärtigen sein möchte." Und wenn er schon nicht zweifelt, daß die GG. HH. diesen Reden wenig Glauben geben, sondern wissen werden, daß derlei Verunglimpfungen in seiner „Mißgönner hässigem Gemüet" ihren Ursprung haben, will er doch ausdrücklich sagen, daß er inner 27 Jahren nicht mehr in Schaffhausen gewesen sei und weder in Oberbaden noch sonstwo je solche Gastung gebraucht und dabei Kelch oder ungewönliche Trinkgeschirre fürgestellt hätte. Die Kirchengüter betr. gibt er zu, daß bei der Eroberung Füßens und anderer des Stifts Augsburg Gütern an Getreide, Wein und anderm „wol bis in die 4000 fl. Werdt zu seiner als eins Obersten Handen kommen seyen." Allein davon

habe er von der hochlöblichen Stände und E. E. Rats zu Augsburg wegen eine stattliche Summe — wie groß sie war, sagt er freilich nirgends — ausgegeben und darüber Rechnung getan. Da er seiner Leibsschwachheit wegen nicht persönlich vor dem Rate erscheinen kann, unterläßt er wenigstens nicht, jenes Zeugnis des Bürgermeisters und Rates von Augsburg beizulegen, worin sie erklären, daß Schertlin sich in ihrem Dienst, aus dem er eigentlich noch nicht entlassen sei, bisher „allerding uffrecht, redlich und zu ihrem Gefallenn gehaltenn unnd erzaigt habe, wie ainem erlichen Ritter und deß Adels wol angestanden unnd also mit Eeren, auch irem guttenn Wissen unnd Willen von hinnen geschieden“ sei.

Das Gesuch blieb unberücksichtigt. Ganz mißmutig schrieb Schertlin am 22. Februar 1548 an Bullinger: „Ich wollt tausend Cronen bezahlen, daß ich bey meinen lieben Herren von Zürich oder in irer Flecken ainem geblieben wäre.“[1]) Man begreift nicht recht, warum Schertlin diesem Herzenszug, wenigstens mit Eintritt der bessern Jahreszeit, nicht gefolgt ist, da doch seine äußere Lage in Basel noch geraume Zeit dieselbe blieb und der plumpe Versuch, sie durch Bestechung einzelner Ratsherren zu verbessern, deren einem er z. B. ein Spanferkel schickte, das wieder zurückgeschickt wurde, ihm nach dem Zeugnis wohlmeinender Personen mehr schadete als nützte.[2])

Unter solchen Umständen war es ein Glück für ihn, daß er einen mächtigen und gerade in der Eidgenossenschaft einflußreichen Fürsprecher besaß an König Heinrich II. von Frankreich.

Schertlins Verbindung mit dem französischen Hofe berührt sich mit den politischen Beziehungen, in denen viele deutsche Fürsten, protestantische und katholische, seit langer Zeit und besonders lebhaft seit der Wahl Karls V., zu den französischen Königen standen.

[1]) Stern, a. a. O. S. 117.

[2]) Gast's Tagebuch. Herausgegeben von Buxtorf-Falkeisen. S. 91.

Namentlich aber fanden die schmalkaldischen Verbündeten dort bereitwillige Unterstützung, weil Frankreich durch sie des Kaisers Macht gelähmt sah, ohne daß es mit ihm direkt Krieg zu führen brauchte. Von dem Augenblick an, da der Bruch zwischen Schertlin und dem Kaiser offenkundig und Schertlin ein heimatloser Flüchtling war, wurde auch der angesehene Söldnerführer für den französischen König ein begehrenswerter Mann. — Er war kaum eine Woche in Konstanz, als Franz I. schon eine Botschaft schickte, ihn im Reich zu suchen und zu bitten, daß er sich keinem andern Herrn mehr verdingen, sondern zu ihm nach Frankreich kommen soll; er werde ihm nach Wohlgefallen Dienstgeld geben. Damals meinte Schertlin freilich noch, schriftlich wolle er sich nicht einlassen, es sei denn, daß sich seine Lage nicht besserte; „dann muß ich ainem dienen, wider welchen ich lieber sein wollt.“[1]) Dieser Hauch vaterländischen Ehrgefühls berührt uns wohlthuend, wenn auch Schertlin dem Drucke seiner äußern Lage doch bald nachgegeben hat. Er selbst knüpfte die Verbindung mit dem französischen Hofe, wo inzwischen Heinrich II. am 31. März 1547 den Thron bestiegen hatte, wieder an. Er schrieb dem König von seinen Drangsalen und von seiner Absicht, mit der Familie nach Basel zu übersiedeln, und Heinrich empfahl mit Brief dd. Fontainebleau 18. Dezember 1547 den capitaine Bastian Chartel desirant pour estre de nos serviteurs dem Rate Basels zur freundlichen Aufnahme. Bald gewann Heinrich diesen Mann ganz für sich.

Bis gegen Ostern 1548 hatte Schertlin die Hoffnung auf eine Aussöhnung mit dem Kaiser nicht aufgegeben und sich durch Fugger angelegentlich darum beworben, was ihn freilich nicht hinderte, am 6. Januar 500 Kronen von dem französischen Könige

---

[1]) Th. Herberger, Sebastian Schertlin v. B. und seine an die Stadt Augsburg geschriebenen Briefe. 1852. S. 216.

anzunehmen, die ihm durch einen besondern Gesandten in Basel ausgezahlt wurden. Als ihn nun aber um Mittfasten „die von Augspurg, auch Fuckher ganz mißtröst, daß sie nach ernstlichem anhalten nichts erhebenn kunnten" und gleichzeitig wieder dringende Briefe aus Frankreich einliefen, da hielt sich Schertlin an seine früheren Dienstherren nicht mehr gebunden, sondern ritt mit seinem Sohne Hans Sebastian am 29. Februar mit elf Pferden zu König Heinrich, der ihn am Charfreitag in $1^{1}/_{2}$ stündiger Audienz empfing und auf 1. April in seinen Dienst nahm, jährlich für seine Person um 1200 Kronen „und uf 12 Hauptleut, ainen jeden 200 Kronen, und ainen Leutinant 100 kronen. Unnd hat mir der Konig abermals schencken lassenn Kronen 500." Auch gab er ihm wieder ein Empfehlungsschreiben an den Basler Rat mit.

Wenn damit der eine Wunsch Schertlins, wieder eine Stellung zu gewinnen und sei es auch in französischem Dienst, bald befriedigt worden war, so hatte es dagegen mit der Erfüllung des andern, ein eigenes Haus zu besitzen, noch seine guten Wege. Er hatte zwar nicht versäumt, schon früher seinen neuen Herren und Gönner auch hiefür um seine Unterstützung zu ersuchen, und in der That schrieb Heinrich selbst dem Basler Rate, er möge seinem Diener erlauben in der Stadt „hußhäblich alls ein Hindersäß zu wonen," und ließ ihn durch seinen Botschafter in Solothurn Ludwig Boisrigault von Dangerant am 8. Januar 1548 daran erinnern, daß Schertlin noch keine Antwort erhalten habe. Allein diese Verwendung blieb, so gut wie Schertlins eigene Bitten (S. o. S. 241), unbeachtet. Zwar gelang es ihm, während seiner Abwesenheit in Frankreich durch seinen Sohn Hans Philipp „das Hus, Hofstatt, Stallung und Garten by dem Salzthurm, [das] hinden uff dem Rhin, vornen an der Herberg zum großen Blumen über, zwischen dem Stall, der zum Salzthurm gehört, und Zacheus Kellers Hus gelegen und zum cleinen Blumen genant ist," um 1300 fl. von dem Münz-

meister Sebastian Eder zu kaufen.[1]) Aber bis er es wirklich beziehen durfte, waren noch Schwierigkeiten zu überwinden, über die wir nicht genau unterrichtet sind, die aber vermutlich damit zusammenhängen, daß der Rat Fremden, die keine Steuer zahlten, auch keine Niederlassung in der Stadt gewähren wollte.[2]) Wie dem auch sein mag, Thatsache ist, daß am 1. Juni 1548 der französische Gesandte abermals den Rat ersucht, er möge Schertlin und seiner Familie „quelque honneste maison“ einräumen, daß aber erst ein im August direkt an den Bürgermeister Theodor Brand gerichteter Brief des Ritters voll bitterer Klagen Erfolg gehabt hat. Denn am 3. Oktober konnte der französische Gesandte, der für Schertlin eine mit den nötigen Schmeicheleien durchflochtene Rede vor dem Rat hielt, sich mit der Bitte begnügen, den Kapitän trotz aller Briefe und Schriften in dem Hause, das er gekauft habe, wohnen und kochen zu lassen.

Eben diese Briefe und Schriften haben seinen weitern Aufenthalt in Basel bestimmt. Die wichtigste derselben war die Achtserklärung vom 3. August 1548, mit der Karl V. über Schertlin „der in Vergeß der vielfältigen empfangenen Gnaden als der fürnemsten Befehlshaber und der Hauptsacher der Schmalkaldener einer, vor andern, ohne befugte Ursach rein aus höchstem Mutwillen sich in Rebellion begeben“ hätte, die Acht, Verbannung aus dem Reich und den Erblanden mit Konfiskation aller Habe und Lehen aussprach. Burtenbach wurde einem Italiener Buonacorso geschenkt.

[1]) Fertigungsbuch im Gerichtsarchiv zum angegebenen Jahr. Ich verdanke diese Notiz Herrn Dr. Karl Stehlin, der dazu auf Grund seiner Forschungen, die er in dem der historisch-antiquarischen Gesellschaft geschenkten historischen Grundbuch niedergelegt hat, bemerkte, daß dieses Haus dem jetzigen Hôtel „Drei Könige“ entspricht. Es hieß noch nach hundert Jahren „Schertlins Hof.“ S. F. A. Stocker, Basler Stadtbilder. S. 100 f.

[2]) Vgl. A. Heusler, Verfassungsgeschichte der Stadt Basel. S. 252.

Allerdings fand das k. Mandat nicht überall die gebührende Aufnahme. In Straßburg wurde es zerrissen und mit Straßenkot verschmiert, der Rat von Basel weigerte sich sogar, den Achtbrief vom Kammerboten, der ihn dann doch öffentlich anschlug, anzunehmen oder eine Urkunde deshalb zu geben.

Aber damit war für Schertlin noch nicht viel gewonnen, weil die Entscheidung in dieser Angelegenheit nicht mehr bei Basel allein stand; denn schon am 19. August hatte Karl die Achtserklärung der Tagsatzung mitgeteilt und die Eidgenossen ersucht, dem Rebellen keinen Schutz zu gewähren, der zudem gesonnen sei, an des Kaisers und Reiches Unterthanen, die durch die Eidgenossenschaft ziehen oder ihre Güter durchschicken, sich schadlos zu halten.

Als am 24. September 1548 die Tagsatzung in Baden zusammentrat, da wollte Luzern sogleich dem Begehren des Kaisers entsprochen wissen. Denn hier, wie überhaupt in der Innerschweiz war schon früher die Stimmung gegen den Ritter, „so die Kilchen beroupt, die Unghorsamen ufghalten, jetzt (Juni 1547) badet on Gleit und anderes zu Baden, den Boten von Underwalden zu Memingen beroupt, ein Verreter gscholten," recht schlecht, so daß man daran gedacht hatte, ihn mit Zustimmung anderer Orte „gfenklich anzenemmen." Mit um so größerem Eifer verlangte nunmehr Luzern, daß Basel den Schertlin fortweise, damit die Eidgenossenschaft seinetwegen nicht in Schaden gerate. Der Antrag ging zwar nicht durch, weil man Schertlin auf das von ihm eingereichte Gesuch hin nicht ungehört verurteilen wollte, weil Basel das Privileg Karl IV. vom 6. August 1377,[1]) laut welchem es Geächteten Aufenthalt gewähren dürfe, in Erinnerung brachte, und weil die meisten Boten ohne „Befehl" für dieses Traktandum waren.[2]) Allein

[1]) A. Heusler, Verfassungsgeschichte der Stadt Basel S. 332 Nr. 13.
[2]) Eidgen. Abschiede 4, 1 d, 824 und 1030 f.

in Basel gewann doch offenbar unter dem Eindruck der energischen Erklärung Luzerns die Ansicht Raum, daß man, um Verwicklungen mit den Eidgenossen und vollends mit Karl zu vermeiden, trachten solle, Schertlin auf eine anständige Art los zu werden.

Um die Wende des Jahres 1548 ersuchten deshalb Bürgermeister Braud und Oberstzunftmeister Schöll Schertlin, sich auf einige Zeit hinweg zu thun, „ob sich villicht die Sachen und Anschlag ändern möchten. Solches eigenwilliges Wegreiten wäre nützlicher und ehrlicher, denn da man ihn ausweisen müßte.“ Schertlin suchte durch eine schriftliche Eingabe (21. Januar 1549) den Rat hiervon abzubringen. Er führt darin namentlich aus: Er sei kein Rebell gegen k. Majestät, wie seine Mißgünstigen behaupten. Er habe im vergangenen Krieg nur gehandelt, was ihm seine rechte Obrigkeit geheißen und ihm die Liebe und die Pflicht des heiligen Wortes Gottes und seines Vaterlandes gewiesen habe. Wenn er also etwas verwirkt habe, so wäre das nicht ihm, sondern seiner Herrschaft und Oberkeit aufzulegen und zuzumessen. Ueberdies sei er bei gemeiner Eidgenossenschaft von k. Majestät durch unrechtmäßige Acht noch unverglimpft und seine erbotene Antwort von den Orten noch nicht gehört. Würde er jetzt gehen auf das vorsätzlich erdichtet Geschrei, so wäre die Acht, was Basel betreffe, doch exequiert, was einer Schmälerung der städtischen Freiheiten gleichkäme. Er bittet ferner, in Erwägung zu ziehen, daß ihm bei seinem Abgang Verlust der noch ausstehenden Gelder drohe, er bei keinem Ort der Eidgenossenschaft mehr angenommen und Schande und Spott seinen Erben nachfolgen würde. Und doch habe er keine Werbung weder aus dieser Stadt noch andern Orten der Eidgenossenschaft je gehabt und verspreche, sich aller Praktik, die Basel oder gemeiner Eidgenossenschaft zuwider wäre, zu enthalten.

Mehr als diese, teilweise etwas sophistischen Ausführungen und wohlfeilen Versprechungen half Schertlin ein anderer Umstand.

Am 7. Juni 1549 hatte Heinrich II., nicht ohne Mühe, das von seinem Vater im Jahre 1521 geschlossene Bündnis mit allen Orten, ausgenommen Bern und Zürich, erneuert.[1]) Bei einer etwas gewaltsamen Anwendung des § 13 dieser „Vereinigung“ auf den Fall Schertlin konnte nun der französische König die Fürsprache, die er seinem Kapitän seit Jahr und Tag bei der Tagsatzung angedeihen ließ, mit größerm Nachdruck geltend machen. In dem Widerstreit der sich bekämpfenden kaiserlichen und französischen Einflüsse gelang es seinem Gesandten fast $1\frac{1}{2}$ Jahre lang jeden entscheidenden Entschluß gegen Schertlin, für den er als des Königs Diener freien Wandel in der Eidgenossenschaft verlangte, zu hintertreiben, obwohl die katholischen Orte sich neuerlich für dessen Ausweisung aussprachen und Luzern, Unterwalden und Solothurn im Februar 1549 mit Nachdruck erklärten, daß sie, wenn Basel dem Schertlin noch länger Aufenthalt geben wolle und ihm dadurch Schaden widerfahre, damit nichts zu thun haben wollten. Erst am 6. Oktober 1550 kam ein Beschluß der X Orte außer Bern, Basel und Zürich zustande des Inhalts, der König solle sie wegen Schertlin endlich ungesucht und in Ruhe lassen; Schertlin habe gegen die Erbeinung mit Oesterreich[2]) gefehlt, die älter sei als die Vereinigung, und muß deshalb verwiesen werden, und als der französische Gesandte Liancourt die Unverschämtheit hatte, diesen Beschluß einfach zu ignorieren und die alte Forderung zu wiederholen, antwortete man ihm trotzig: die Eidgenossen bleiben bei ihrer Antwort; man wolle doch sehen, ob dem König von Frankreich eine einzige Person lieber sei als die ganze Eidgenossenschaft. Diesen Beschluß teilte der Rat von Basel am 25. November Schertlin mit und ersuchte ihn mit Rücksicht auf das unaufhörliche Anhalten k. Majestät und einiger Orte der Eidgenossenschaft, von denen Unruh

[1]) S. Basler Chroniken, 1, 166. Eidgenössische Abschiede 4, 1 e, 1385.

[2]) Gemeint ist: die ewige Richtung von März 1474.

und Kriegsempörung seinethalben zu besorgen sei, bewiesene Gutthaten freundlich anzunehmen und sich in Frankreich oder andern Orten in der Eidgenossenschaft oder sonst ferner aufzuhalten. Schertlin protestierte zwar sogleich mündlich und noch am 5. Januar 1551 mit einer langen Eingabe an den Rat schriftlich gegen seine Ausweisung. Wesentlich neue Gründe bringt er hier nicht vor; er sucht namentlich nur die Motivierung des Tagsatzungbeschlusses, daß er das Haus Oesterreich auf dessen Grund und Boden mit Krieg überzogen und sonach gegen die Erbeinung gefehlt habe, zu entkräften. Allein weder diese Beweisführung noch das wiederholte Argument, daß es für Basel beschwerlich wäre, wenn eben „er die erste Person gewesen sein sollt, von dero wegen man sich Abbruch gemeiner Stat Freiheit zuzulassen begeben sollt," noch der Hinweis auf „die Vereinigung, Gevatterschaft[1]) und Verwandtnus mit kg. Majestät zu Frankreich," noch die direkte Verwendung Heinrichs II. beim Rat konnten diesen bewegen, sich über den Mehrheitsbeschluß der Orte hinwegzusetzen.

Schon am Tag nach seiner Eingabe ließ er Schertlin durch die Häupter Bürgermeister Brand, Bernhard Meyer und Zunftmeister Schöll ansagen, es sei eines Rates Meinung nach wie vormals und Schertlin soll auf Invocavit (15. Februar) 1551 die Stadt räumen. Dieser hat nun selbst die Nutzlosigkeit weiteren Widerstandes eingesehen und Basel verlassen. In der Charwoche ist er mit seinem Sohne Hans Sebastian nach Frankreich geritten.[2])

Die Dienste, die Schertlin dem französischen Hofe leistete, beantwortete Karl V. mit Erneuerung der Acht und damit, daß

[1]) Die XIII Orte, die III Bünde Rhätiens und die Zugewandten versahen auf Einladung Heinrichs II. Patenstelle bei seiner 1547 geb. Tochter Claudia (?). Eidgen. Abschiede 4, 1 d, 885 ff.

[2]) Darnach ist die Darstellung in P. Schweizers Geschichte der schweiz. Neutralität S. 206 zu berichtigen.

er 4000 fl. dem, der Schertlin lebend einbringe, und 3000 fl. dem, der ihn töte, zu zahlen versprach. Durch diese Summen verlockt, und von dem Freiherrn von Bollweiler, k. Obersten in Konstanz, noch besonders aufgefordert, wollte ein Metzger, Hans Gutschick,[1] dieses Blutgeld verdienen. Er ging lange Zeit damit um. Schertlin selbst erzählt: „Dieser Mörder hat auch versehen, das er zu Basel bei Graf Jörg von Würtemberg und mir an einem Tisch gesessen, mir ain Gläßlin mit Wein gebracht, darauß ich trinken sölt, darinne er das Gifft gehapt, unnd, als ich das trincken wöllen, hat ine der Rewkauff ankomen, gedacht, was er mich, der mit ime nichts arges zu thun hab, zeihen wote, hat er im beisein sonst viler erlicher Mannen [das Glas] sampt dem Wein an die Wand neben mir geworffen." Gutschick wurde wohl ebensosehr wegen der Schertlin bereiteten Nachstellungen, als wegen der durch Briefe Bollweilers erwiesenen Spionage in Basel am 11. Januar 1552 hingerichtet, zum großen Verdruß Gasts aber nur geköpft, statt gevierteilt.[2])

Wenige Wochen nachher führte den Ritter, der auch später noch zweimal von Meuchelmord bedroht wurde, der Umschwung der politischen Verhältnisse in Deutschland wieder nach Basel zurück. Bekanntlich erfolgte unter der Mitwirkung des perfiden Herzogs und Kurfürsten Moritz von Sachsen jener Gegenstoß gegen die den deutschen Fürsten unerträglich gewordene kaiserliche Macht, der Karl binnen wenigen Wochen aller Erfolge des schmalkaldischen Krieges beraubte. Die Vorbereitungen hiezu waren schon seit 1548 mit großer Heimlichkeit betrieben worden und natürlich spielte dabei der alte Verbündete aller antikaiserlichen Bestrebungen, Frankreich, eine bedeutende Rolle. Moritz und seine Parteigenossen erkauften die

[1]) Ungewiß ob aus Konstanz, Stockach oder Zell a/Untersee.

[2]) S. Gast a. a. O. S. 92. — Basler Chroniken 1, 165 Anm. 5. — Wurstisens Chronik, 3. Aufl. S. 139.

militärische und finanzielle Unterstützung König Heinrichs in dem Vertrag von Friedwalde vom 5. Oktober 1551 durch die Preisgebung der Städte Cambray, Metz, Toul und Verdun, durch das Versprechen, ihn bei der geplanten Wieder-Eroberung der Franche-Comté, von Flandern und Artois, also der von Karl nach 24-jährigen Kämpfen mühsam behaupteten Provinzen zu unterstützen und ihm selbst bei einer Bewerbung um die deutsche Krone gefällig zu sein.

Wenn schon bei den Unterhandlungen, die zu diesem Vertrag führten, Schertlin, der seit seiner Ausweisung aus Basel am französischen Hofe weilte, mitgewirkt hatte, so wurde er vollends in Anspruch genommen, als König Heinrich sehr bald Anstalten traf, den Krieg mit Karl im Anschluß an die ständische Bewegung in Deutschland zu beginnen. Dazu gehörte es, daß, wie in früheren Kriegen, auch diesmal wieder einige Fähnlein deutscher Landsknechte angeworben werden sollten. Hiefür war Schertlin natürlich der gegebene Mann und er machte sich mit einem durch Rachsucht gesteigerten Eifer ans Werk. Da sein Name unter den Landsknechten einen guten Klang hatte, stand einem Erfolg seiner Werbung nur das Hindernis im Wege, daß er als Geächteter deutschen Boden nicht unmittelbar betreten durfte.

Aus dieser Schwierigkeit sollte ihm die Eidgenossenschaft und besonders Basel als gut gelegene Grenzstadt — das Frickthal war damals noch österreichisch — helfen. Schon am 25. Februar 1552 überreichte er dem Basler Rat ein Empfehlungsschreiben Heinrichs, mit dem ein von ihm vorzubringendes, nicht näher bezeichnetes Gesuch — zweifellos war damit die Werbung gemeint — der Unterstützung des Rates empfohlen wurde.

Es sind keine Nachrichten darüber erhalten, wie Schertlin mit seinem Gesuch empfangen wurde. Schwerlich mit großer Freude; denn die Erinnerung an das, was man schon mit dem flüchtigen,

jeder politischen Thätigkeit entsagenden Manne erlebt hatte, konnte für den französischen Werber unmöglich günstig stimmen. Zudem hatte man die Unruhen und die Plackereien zu erwarten, wie sie die Ansammlung des rohen, undisziplinierten Kriegsvolks unvermeidlich mit sich brachte, und selbst die Gefahr einer kriegerischen Verwicklung war infolge der österreichischen Nachbarschaft nicht ganz ausgeschlossen. Weil man aber den Diener des verbündeten französischen Königs nicht einfach abweisen wollte noch konnte, ließ man den Dingen ihren Lauf.

Zunächst war es für Basel sehr vorteilhaft, daß schon am 9. März Bern, Solothurn, Zürich und Schaffhausen demselben durch Schertlin übermittelten Gesuch des französischen Königs um Durchpaß, Aufenthalt und Bewaffnung für die Landsknechte zustimmten.[1]) Bern bewilligte die Orte Aarau, Brugg, Lenzburg und Aarburg als Sammelplätze und Provianteinkauf bis Juli. Zur Vorsorge sollten in den Städten Wachen aufgestellt werden. Es verkaufte ferner 1000 Spieße, das Stück zu 5 Batzen an Schertlin, der selbst schon früher 400 Handrohre mit etlichem Zubehör, aber ohne Pulver und ebensoviele Sturmhüte in Lyon gekauft und in seinem Hause in Basel verborgen hatte. Solothurn wies Schertlin ebenfalls zwei nicht genannte Orte als Musterungsplätze an und bewilligte Durchpaß, ebenso Zürich und Schaffhausen; doch sollten die Knechte nicht haufenweise und nicht mit Fahnen durchziehen. Auch im Thurgau, in Münsterlingen und Kreuzlingen konnte Schertlin seine Leute sammeln und auf Basler Boden dienten ihm Liestal, Dornach und Reinach zu demselben Zweck. Diese letztgenannten Orte waren, weil sie der französischen Grenze am nächsten lagen, für Schertlin am wichtigsten, er suchte, so schnell als möglich seine Truppen hier zu konzentrieren und so mußte doch Basel

[1]) Für das folgende vergl. Eidgenössische Abschiede 4, 1e, 606ff.

den Hauptanteil des ganzen Werbehandels übernehmen. Der ließ sich aber trotz des Rückhaltes, den man an den andern beteiligten Orten besaß, sogleich recht unerfreulich an.

Um der unwürdigen Reisläuferei der deutschen Landsknechte nach Frankreich ein Ende zu machen, war ein Mandat ausgegangen, das den Reichsunterthanen verbot, in fremde Dienste zu ziehen, und die österreichische Regierung that ihr möglichstes, diesem Befehl Nachachtung zu verschaffen. Sie bot bewaffnete Mannschaft auf, errichtete einen förmlichen Grenzkordon längs der Schweizergrenze und ließ alle, die verdächtig waren, Schertlin zuziehen zu wollen, aufhalten. Schertlin empfand die Wirkung des Mandates sehr wohl. „Ich hab mein Regiment mit solcher Müh und Arbeit zusammen gebracht," schreibt er, „als mein Lebenlang mir nie beschehen ist, Ursach, das mir die Österreichischen das Elsas, Sund-, Breis- und Hegau und Würtemberg alle Päß dermaßen verlegt und verwacht, das ich mit aller Marter 8 schwache Fendlin Knecht mocht uffbringen. Mir seind 8 Hauptleut gefangen worden und bis in 3000 Knecht." —

Schertlin übergeht hier Einzelheiten, die die schwierige Lage Basels erst erkennen lassen. Als nämlich die Bewohner von Kembs als folgsame Leute ca. 80 Landsknechte, die dort, in Othmarsheim und sonst angekommen waren und dem Könige von Frankreich zuziehen wollten, aufhielten, schickte Schertlin denen von Kembs und Othmarsheim, sowie dem Vogt zu Landseer „trutzliche" Schreiben, die so drohend gehalten waren und eine solche Aufregung hervorriefen, daß die Regierung nach Othmarsheim und Landseer „einige Unterthanen zum Schutz" absandte.

Dann mußte Basel herhalten. Die Ensisheimer Regierung unterrichtete am 5. März die Basler von dem Vorfall, erinnerte sie an die Erbeinung, rechnete auf ein getreues Aufsehen und verlangte eine schriftliche Zusicherung, daß man alle Thätlich-

keiten abwehren wolle. Die Sache erschien dem Rate wichtig genug, um sich sogar gegen alles Herkommen an einem Sonntag zu versammeln. Man citierte und verhörte Schertlin, der sich recht trotzig stellte: er habe als Diener Frankreichs Befehl, einige Knechte zu sammeln; er sei entschlossen, die Neutralität mit Oesterreich und Burgund zu wahren, d. h. die Erbeinung zu beobachten, erwarte aber ein Gleiches auch vom Hause Oesterreich, so daß man also auch die Knechte, besonders die mit dem Hause Oesterreich nicht verwandten ihm zuziehen lassen müßte. Da das nicht geschehen sei, habe er, um Unwillen seines Königs zu verhüten, denen im Elsaß seine Meinung geschrieben; Thätliches habe er nichts geplant, dazu auch keinen Befehl, am wenigsten aus der Stadt Basel. In diesem Punkt hat übrigens Schertlin gröblich gelogen. Denn er selbst teilt uns in seinen Memoiren mit, daß er einen Ueberfall auf das Elsaß mit Hilfe des Freiherrn von Rolle und sogar Mülhausens, das ihm „etliche Stuck Buchsen zu leihen zugesagt," beabsichtigt hätte und daß ihn nur Basels und der V Orte Intervention daran gehindert hätte, die sein Vorhaben gemerkt und denen er sich verschreiben mußte, Elsaß, Sundgau und Burgund nicht anzugreifen, denn es wären ihre Kornkästen und geliebte Nachbarn. Schertlin hätte sich wahrscheinlich trotzdem in seinem Vorhaben nicht aufhalten lassen, wenn er nicht in einer Zwangslage gewesen wäre, wie er es selbst ganz naiv bekennt: Das habe ich ihnen halten mießen, von wegen das ich mein Weib, Haus und Hof in Basel hatte.

Damit war aber die Sache für Basel noch keineswegs abgethan. Wenn die österreichische Regierung sich bei der Stadt Schertlins wegen beklagte, so hatte umgekehrt Basel Ursache, wegen Mißhandlung und ungerechtfertigter Haft seiner eigenen Bürger vorstellig zu werden. „Hieby aber, günstig lieb Herren und Fründt, könnendt wir üch nit bergen, das den Unsern, so irer Notturfft

und Geschefften noch in ewer Verwaltung reysenth von Ümwern vyll und mancherley Hochmuts und Gwalts begegneth, also daß hingeflossner Zytt Bernhart Stächelin, unser Burger, so Wyn im Elsas khoufft, unserr von Colmar im frigen Veldt angerent unnd mit angesetzten Fhürbüchsen an den Lyb trutzlichen gerechtfertigeth und zuletst noch vyll Hochmuts, so sy mit dem Unsern getriben, gesagt: „Wir die Rüter von Ensen haben dieß thon; daß sag dinen Herren.“ — So ist der Unser von Hünigen, wie wir üch vergangner Tagen zugeschriben, by Michelfelden uff unserem Erdtrich geschlagen; hörendt aber noch nit, das den Thätern einiche Stroff widerfaren sye. — Uff Donstag nechstvergangen ist Hanß Wernher Rigle, unser Burger, so Geschefften halbenn, [die] syn Eefrouwen belangen, zu Rüdlingen gsyn, am Heimziechen in dem Dorff Mely one alles Verschulden hinder dem Tisch im Wirtshus gfencklich angenommen und über und wider das er sich ein Burger von Basell genempt, gen Rinfelden gefiert, in Thurm gelegt und, wie woll er der Gfangenschafft wider ledig geben [ist], hatt er doch sollche Schmoch unverdient erlyden müssen. — Samuel Lösch, unser Burger, ist vergangner Tagen Geschefften halben zu Collmar gewesen; dem ist am haruffryten zu Othmarsheim ein Büntell, der doch nit syn, sonder eim sy von Zürich und dem Unsern alhar zu fieren verdingt gsin, durch den Landtweibell genommen, entwert, und ist zudem der Unser noch allerley Hochmuts, so im begegneth, gefencklich angenommen, in Ysen geschlagen, ersucht[1]) und vyll Mutwillens mit im getriben. — Solche Dinge seien auch der Erbeinung zuwider, die von beiden Parteien gleichmäßig eingehalten werden sollte. Die Ensisheimer Regierung möge dafür sorgen, daß, wenn sich einer als Basler zu erkennen gibt, man ihn „unersucht syn Stroß hinziechen“ lassen und daß das „Streiffen zu Ross und Fuß, Tag und Nacht uff basler Erdtrich“ unterbleibe.

[1]) befragt; auch peinlich, d. h. mit der Folter befragt.

Die Ensisheimer Regierung behalf sich diesen Beschwerden gegenüber mit der gewöhnlichen offiziellen Ausrede: es sei ihr von solchen Geschehnissen nichts bekannt. Ungehörigkeiten werde sie, sobald sie genauen Bericht habe, bestrafen. Dann fährt sie fort: „darneben so werden wir gleich wol auch bericht, wann euwere Burgere und Verwandten, die inn diesen Leuffen durch unsere Verwaltung ziehen, guettlich angesprochen werden, dass sy dagegen ganntz trutzlichen und bösen Bescheid geben, darüber dann inen hinwiderumb, biß man grundtlich bericht wirdt, wohär sy seyen, villeicht auch rauhe Wort widerfaren möchten.“ So z. B. hätten fünf Basler, darunter der Wirt zum goldenen Kopf die auf die hinlaufenden Knechte wachehaltenden Untertanen auf Reichsboden bei dem Weghaus in der Hard „trutzlich zu Pferd angerenndt, die Büchsen uß den Fuetern gezogen und gesagt: wie schmeckht euch diß Kraut und warumb sy wachen, mit andern unfreundlichen Worten.“ Man wolle hoffen, daß das nicht mit Willen des Rates geschehen sei.

Mittlerweile war die Kunde von den Rüstungen Schertlins zum Kaiser gedrungen, der schon am 14. März von Innsbruck aus dem Rat eine deutliche Mahnung schickte: Unns gelangt glaublich an, wie das unnser unnd des Reichs offner erclärter Echter Bastian Schertlin nit allain sein Undterschlaiff unnd Aufenthalt bey Euch haben, sonder allerlay Unruhe im heiligen Reiche teutscher Nation mit Aufwiglung des Kriegsvolks, unnserm unnd des Reichs unentsagtem Vheind unnd Widersacher, dem Konig von Franckreich zu Vorthail unnd unns unnd dem heiligen Reiche zu höchstem Nachtail anzustiften ... auch sich allerlay Betrowung gegen etlichen genachparten Lannden vernemen lassen solle. Dieweil wir unns dann bey Euch gar nit versehen, das ir unns unnd dem Reiche Teutscher Nation . . . ainich Unruhe . . . oder Nachtail zu verursachen . . . gemaint seyet, so haben wir nit undterlassen wöllen, euch gnediger

Mainung hiemit zu erinnern und zu warnen und begern demnach mit sonnderm Fleis an euch, ir wollet solch Kriegsgewerb, welchs unns unnd dem heiligen Reiche, gemainem Vatterlanndt . . . zu hochstem beschwerlichem Nachtail furgenommen wirdet, alsbald . . . abstellen, auch demselben . . . Echter, dem Schertlin . . . lannger nit . . . Undterschlaiff . . . geben noch ime zuesehen . . . ainichen Stanndt in Teutscher Nation mit Kriegsgewalt zu überfallen . . . Unnd wiewol wir in kainem Zweifel stellen, ir werdet dem nachkommen, so begern wir doch dessen hiemit Ewer zuverleßig Antwort und seind deren bey disem Potten gewertig." An diesem Brief muß auffallen, daß der Kaiser unmittelbar von sich aus die Entfernung Schertlins begehrt, ohne sich dabei auf den Beschluß der Tagsatzung vom 6. Oktober 1550 zu stützen, ein Beweis, wie lebhaft damals die Zugehörigkeit der Eidgenossenschaft zum Reiche beiderseits noch empfunden wurde. Daß die kaiserliche Kanzlei jenen Tagsatzungsentscheid sehr wohl kannte und ihn hier nur absichtlich bei Seite ließ, erhellt ganz deutlich daraus, daß sie sich mit großem Nachdruck auf ihn bezog in dem Brief vom 22. März an die Tagsatzung, mit dem sie sich über die Duldung und sogar Unterstützung der Schertlinischen Werbung und die Annahme von Schweizersöldnern in Landsknechtskleidern beklagte. Beide Briefe des Kaisers wurden übrigens durch die Ereignisse überholt. Als sie ankamen, war Schertlin schon abgezogen, was Basel dem Kaiser in einem ausführlichen Rechtfertigungsschreiben am 2. April,[1]) zwei Tage später kurz die Tagsatzung meldete.

Noch viel schärfer als Karl ließen sich aber die V Orte vernehmen, die an dem Aufenthalt Schertlins von Anfang an großes Mißfallen gehabt hatten. Als der Luzerner Schultheiß Hans Hug von der am 13. März in Solothurn gehaltenen Tagsatzung die

---

[1]) Missiven 37, 300 Staatsarchiv Basel.

Nachricht nach Luzern brachte, daß Schertlin von Basler Boden aus durch den Sundgau und Lothringen ziehen wolle, geriet der Rat in große Aufregung. Am 18. März schrieb er an Basel: „Ir unser gethrüw lieb Eydtgenossen wüssent, wie Rhömische K. Mt. gmeinen Eydtgnossen Schertlins halb geschriben, was deßhalb zu Tagen je und je unser Stim gsyn unnd wir üch gar lutter anzeigen lassen, so Schertlins halb üch Schaden zugfügt wurd, wir uns deß nit beladen noch annemen, wyl doch ir uff unser so vilfalltig fründtlich Bitten und Begären inne nit verwysen, sonders allso enthalten wellen unnd bishar enthallten hanndt. — Gethrüw lieb Eydtgnossen, legent für üch die Erbeynung, verläsens, verstants und betrachtens wol, dan wir unserstenls gar nit darin lochen oder loblicher Eydtgnoschaft tötlichen Krieg anfachen wöllent." Die Basler mögen nach Kräften dazu thun, daß Schertlin nicht etwa von ihrem Boden aus den Kaiser beleidige, denn wenn das geschähe, so „hannd ir als die hochferständigen liechtlich zferstan, wie ir das wurden mogen gegen einer Eydtgnoschaft verantworten." Sie bitten sie nochmals dringend, in „diser vast gfaren Zyt" keine Werbung, noch weniger einen etwaigen Kriegszug zu erlauben, sondern Schertlin und seinen Anhang ohne allen Verzug zu verweisen. „Doran werdent ir loblicher Eydtgnoschafft ein gutt Werch thun und uns besondre Fründtschafft erzeigen. Dan loblicher Eydtgnoschafft Wolfardt zu betrachten sind wir schuldig."

Dieser Brief brachte aber selbst den geduldigen Basler Rat in Harnisch und er beantwortete ihn am 21. März scharf abweisend. Sie seien entschlossen, die Erbeinung, „unangesehen, das unns und Unseren allerley, so deren zuwider, begegnet," so getreu zu halten, wie die andern Eidgenossen, auch der Eidgenossenschaft mit Gottes Hilfe keinen Krieg aufzuladen. Bei der von Schertlin im Auftrag ihres Bundesgenossen und Gevatters, des französischen Königs, veranstalteten Werbung hätten sie sich so gehalten, daß ihre lieben

Freunde und Nachbarn im Ober-Elsaß, der k. Majestät Regenten und Räte, mit ihnen wohl zufrieden gewesen seien, „deßhalben üwer Schriben gegen uns wol mit fruntlicheren Fugen geschehen und gegen andern unsern getruwen lieben Eidgnossen Unwillen zu verhuten wol erspart" werden konnte.

Luzern hatte nämlich den andern Fünförtischen den Inhalt seines Briefes mitgeteilt, die an demselben „ein bsunder groß Wolgefallen empfangen" hatten und in der entschiedenen Verurteilung der Haltung Basels mit ihm ganz einig gingen. Vollends unerträglich war den V Orten aber der Gedanke, daß Schertlin, um die durch die österreichische Sperre entstandenen Lücken in seinem Regiment zu füllen, Schweizer, zumal aber Unterthanen aus den gemeinen und besondern Vogteien in seinen Dienst nahm. In diesem Punkte traten ihnen auch andere Orte bei: Solothurn hatte den Durchpaß bewilligt, aber bei Strafe von Leib und Gut verboten, Knechte aus seinem Gebiet oder den Vogteien zu nehmen. (9. und 13. März). Am 13. März richteten die V Orte mit Bern, Zürich, Schaffhausen und Solothurn ein Schreiben an die eidgenössischen Knechte bei Schertlin, welches in dem Vorwurf gipfelt, daß sie die Art ihres Vaterlandes verleugnen und sich „uf landsknechtische begeben," was keinem Eidgenossen wohl ansteht. Die V Orte gingen der Sache weiter nach. Sie machten nicht nur den Basler Rat auf das Benehmen Schertlins und der Knechte, das unerhört sei in der Eidgenossenschaft, aufmerksam, sondern setzten Schertlin selbst mit großer Deutlichkeit ihren Standpunkt auseinander. Würden er und die Seinen, schreiben sie ihm im Anschluß an einen Brief Luzerns vom 18. März, ihr Verbot übersehen und verachten und würden er oder die Seinen dabei betreten, so werde man ihn und die Seinen nach Vermögen strafen und dasselbe auch thun, wenn er ab der Eidgenossenschaft Erdreich zuwider der Erbeinung etwas unternehmen werde. Dieser Brief, erst am Tage nach Schertlins Aufbruch ab-

geschickt, kam freilich zu spät. Schertlin hat aber schon in der Antwort vom 21. März auf das Luzerner Schreiben versichert, daß er nie Eidgenossen angenommen und seinen Hauptleuten befohlen habe, solche, wo es geschehen, sofort zu entlassen. Dies ist aber ein rechtes Diplomatenschriftstück, da Schertlin selbst erzählt, daß er, um seine acht! Fähnlein aufzurichten, „etlich 100 Eydgnossen annemen" mußte, von denen ihm später „bis in 400 entlauffenn und ob 3000 Kronen entragen" hätten, und da Gast berichtet, daß die Basler Soldaten, die mit ihm zogen, vorher das Abendmahl im Münster empfingen.[1])

Trotz alledem setzte Schertlin sich, da seine Gegner ihm doch nichts Ernstliches anhaben konnten, am 22. März 1552 mit seinem Kriegsvolk, dessen gutes Aussehen Gast rühmt, ungehindert in Bewegung und zog über Laufen, Pruntrut und Mömpelgard nach Metz. In Laufen und den umliegenden Dörfern haben die Soldaten, die dort zweimal übernachteten, teilweise recht übel gewirtschaftet. Am 9. April lief ein Brief des dortigen Statthalters und Rates ein mit Klagen über die Knechte, die vieler Orten, obwohl die Bürger ihnen dargestellt, was sie vermochten, sich doch damit nicht begnügt hätten, sondern in Keller und Kammern eingebrochen seien und alles unbezahlt genommen hätten, daraus den Bürgern schwerer Verlust und Schaden erwachsen wäre; besonders zwei Wirte Jörg Kutler und Matthis Reber hätten an die Leute des Hauptmanns Füeger und des jungen Schertlin noch Forderungen von $46^1/_2$ tt. Der Basler Rat möge sich ihnen behilflich zeigen. Er that das auch, indem er Schertlin am 3. Mai schrieb, er solle veranlassen, daß seine Hauptleute und Knechte diese Schulden bezahlen, und es scheint sogar, daß der Brief Erfolg hatte. Wenigstens kommt der Rat, der noch bis zum Beginn des folgen-

[1]) Gast a. a. O. S. 95.

den Jahres mit Schertlin in Briefwechsel blieb, auf diese Forderung so wenig, wie auf die des Bürgers „Bastli Lormann" zurück, dem ein Hauptmann noch 9 ℔ schuldig war und dem der Rat wenige Tage später deshalb ein Empfehlungsschreiben an Schertlin mit auf den Weg gab.[1])

Schertlin zeigte sich dem Rate trotz aller scharfen Worte, die gefallen waren, erkenntlich für die Hilfe, die er bei seiner Truppenwerbung auf Basler Boden gefunden hatte, indem er ihm ziemlich häufig Nachrichten über den Verlauf des Feldzuges und sonst allerhand „nüwe Zyttung" zukommen ließ. Der Rat benutzte diesen Briefwechsel, um nun seinerseits Schertlins Verwendung in besonderen Fällen in Anspruch zu nehmen. Er bittet ihn, sein Gesuch um Freilassung der armen gefangenen und am Leben bedrohten Christen (Waldenser?) in Lyon bei dem französischen Könige zu unterstützen,[2]) oder er empfiehlt ihm den Bürger Hans Jakob Sürlin, der sich einige Zeit „mit synem unordenlichen Läben dermassen gehallten," daß er darob höchstes Misfallen empfangen, „darumb er dan ein zytlang in Ungnod und Stroff gestanden," der aber jetzt widerum begnadigt sei, zum Eintritt in sein Heer,[3]) oder er schickt ihm einen Brief an den Hauptmann Nikolaus Irmi,[4]) damit dieser den Nachlaß des verstorbenen Heinrich Meltinger, „der Statt Eeren (Zeichen), Buchsen, Roß, Hab und waß er in Gellt oder Gelltswert verlassen," an sich nehme.[5])

Wenn man also, nach diesen Zeugnissen zu urteilen, auch in Minne von einander geschieden war, so wollte doch nach den ge-

[1]) Brief vom 18. Mai 1552 in den Missiven 39, 118.

[2]) Brief vom 24. Mai 1552, Missiven 37, 356 an Schertlin, S. 356 an den König.

[3]) Brief vom 4. Juli 1552, Missiven 39, 156.

[4]) Vgl. über Irmi A. Burckhardt-Finsler im Jahresbericht des Vereins für das Historische Museum 1894. S. 33 ff.

[5]) Brief vom 21. Januar 1553, Missiven 39, 319.

machten Erfahrungen der Rat weitere Verbindlichkeiten Schertlins wegen nicht mehr eingehen. Er lehnte deshalb das Ansuchen der Stadt Augsburg, für deren ausstehende Schulden bei Schertlin Bürgschaft zu übernehmen, höflich, aber bestimmt ab. Man konnte zudem darauf hinweisen, daß in diesen gefährlichen Zeiten innerhalb der letzten zwei Jahre ähnliche Geldforderungen von Fürsten, Herren und Landschaften mehrmals an Basel gestellt worden seien, daß jedoch jeweilen großer und kleiner Rat beschlossen hätten, glatt bei der Ratsordnung zu bleiben. Diese Ordnung aber setzte fest, daß der Rat von der Stadt gemeinem Gut nichts ausleihe und sich für niemand verbürgen dürfe.

Zu Anfang des Jahres 1553 trat Schertlin aus Verdruß darüber, daß König Heinrich sein „Regement geschwecht und die Besoldung abgebrochen" hatte, und zugleich in der von einigen Freunden neuerdings geweckten Hoffnung auf eine Verständigung mit dem Kaiser aus dem französischen Dienste aus und scheint noch einmal nach Basel zurückgekehrt zu sein. In der That wünschte Karl den erprobten Söldnerführer, den er mit Gewalt doch nicht zur Unterwerfung gebracht hatte, wieder zu gewinnen und trat auf Unterhandlungen ein, die bald mit einem Ausgleich zwischen ihm und Schertlin endeten und diesem noch vor Ende des Jahres die Rückkehr nach Burtenbach ermöglichten. Daraufhin verkaufte seine Frau am 15. September 1553 das Haus in Basel, das ihr von ihrem Manne geschenkt worden war, an Hans Wilhelm von Lichtenfels[1] mit einem Gewinn von 1000 fl., womit die Beziehungen der Stadt zu Schertlin und seiner Familie endgiltig gelöst waren.

Ein etwas später lebender Basler, Peter Ryff, hat in seiner Chronik über Schertlin geurteilt, er sei den Baslern kein unwerter Gast gewesen, da der Rat nach seinen „Anschlagen und Angäben

[1]) Auch diese Angabe verdanke ich Herrn Dr. Karl Stehlin.

die großen Bolwerck neben dem Steinenthor beidersits uff dem Berg gelegen" erbauen ließ (1547).[1] Ohne das Verdienst dieser Arbeit, deren Schertlin selbst mit keiner Silbe erwähnt, schmälern zu wollen, wird man doch sagen dürfen, daß es nicht hinreicht, sein übriges Verhalten in Basel ganz vergessen zu machen, und wenn man in jüngster Zeit die Erinnerung an den tapfern Schwaben in einer Form wieder belebt hat, die sonst nur für die Besten des eigenen Gemeinwesens gewählt wird, so ist ihm damit sehr viel Ehre erwiesen worden, gewiß mehr, als er selbst je erwartet haben mag, und vielleicht mehr, als sich historisch rechtfertigen läßt.

---

[1]) Basler Chroniken 1, 165.



Basler Chronik

vom

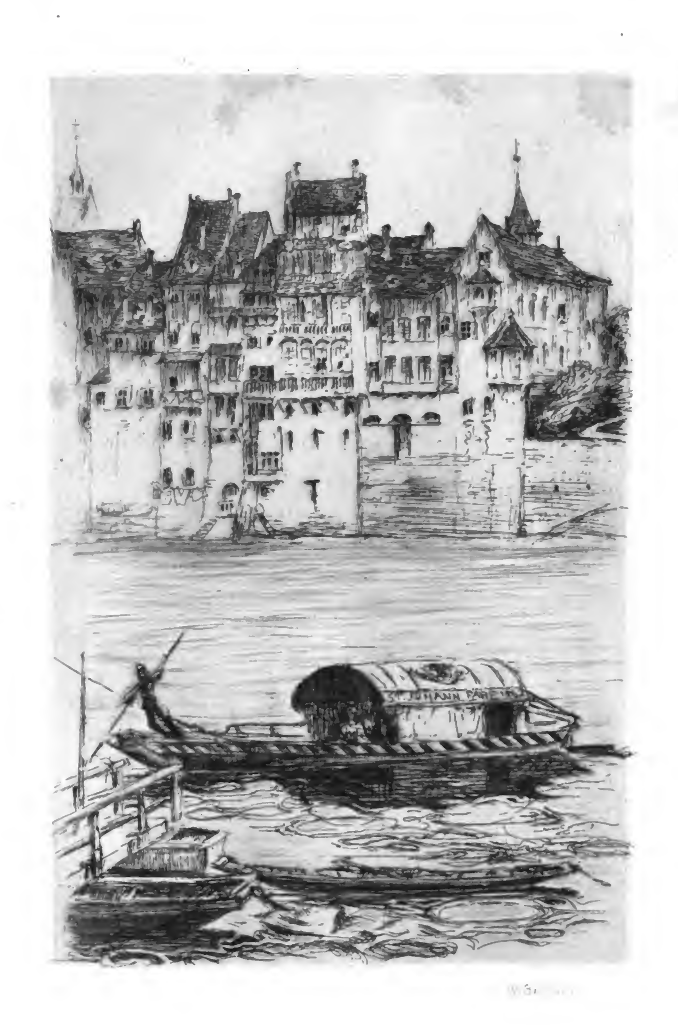
1. November 1895 bis zum 31. Oktober 1896.

Von Dr. Fritz Baur.

November 1895.

1. Die vor einigen Tagen angelangten Glocken der Matthäuskirche in Kleinbasel werden von den Schülern der Sekundarschule auf den Turm gezogen. — August Junkermann beginnt ein Gastspiel von mehreren Abenden im Stadttheater und tritt in L'Arronges „Mein Leopold," in Raimunds „Verschwender," im „Lumpazi-Vagabundus" (als „Knieriem") und als „Onkel Bräsig" auf.

3. Die eidgenössische Volksabstimmung über die revidierten Militärartikel der Bundesverfassung werden in Baselstadt mit 5986 Ja und 2694 Nein angenommen. Man wundert sich über die große Zahl der verwerfenden Stimmen, weil die Hauptparteien die Revision empfohlen, nur Katholiken und Sozialisten sie bekämpft hatten. Es hat in der Gesamtschweiz eine der Revision ungünstige Stimmung geherrscht; die Artikel wurden abgelehnt mit ca. 190,000 gegen ca. 260,000 Stimmen. — In der St. Theodorsgemeinde wurde durch den Antistes Salis der dortige neugewählte Helfer, Pfarrer Rothenberger (Reformer) und in der Lukaskapelle



der von der Evangelischen Hilfsgesellschaft zur positiven Pastorierung des Gundeldinger Quartiers berufene Pfarrer Paul Christ durch Professor v. Orelli feierlich ins Amt eingeführt.

8. Die Rektoratsfeier in der Aula benützt der abtretende Rektor, Professor Karl Von der Mühll zu einer Rede über die Einwirkung der Mathematik auf die Physik. Die Preisfrage der medizinischen Fakultät wurde trefflich gelöst von Albert Breitenstein, praktischem Arzt. An den Festakt schloß sich das Zunftmahl der akademischen Zunft im Schützenhaus an. Am Abend vereinigte ein Kommers die ganze Studentenschaft in der Burgvogtei. — In der Morgenfrühe starb nach langer Krankheit Theodor Hoch, geb. 1828, seit 1868 Direktor des Bürgerspitals, früher Lehrer am humanistischen Gymnasium.

9. Seit einigen Tagen herrscht eine für die gegenwärtige Jahreszeit durchaus ungewöhnliche Wärme, die bis auf + 20° C. steigt, am 10. aber sich in einem starken Landregen entladet.

10. Eine Volksversammlung in der Burgvogteihalle zieht über 200 Sozialdemokraten aus Mülhausen nach Basel, weil im Elsaß z. Z. sozialdemokratische Versammlungen verboten sind. Der Mülhauser Reichstagsabgeordnete Bueb bespricht ein allgemeines Thema und daneben die aktuelle Angelegenheit der vor einigen Monaten geschehenen Ermordung des Fabrikanten Henri Schwartz in Mülhausen, die auf sozialistische Aufreizungen zurückgeführt wird.

12. Fackelzug der Studentenschaft zu Ehren der während der Ferien verstorbenen Professoren Friedrich Miescher, Ernst von Sury und Johannes Töpffer.

13. Nach langem Leiden stirbt 73-jährig Georg Kiefer-Bär, Besitzer des größten Quincaillerie-Geschäftes der Stadt, ein Mann, der auf dem Gebiet der gewerblichen und kommerziellen Bildung sich viele Verdienste erworben hat. In der Politik, die er sehr aktiv mitmachte, war er in jüngeren Jahren ein Führer der

Linken, später des Centrums. Er war Alterspräsident des Großen Rats. Als Militär erreichte er den Grad eines Artilleriehauptmanns.

14. Großer Rat. Nach Bestätigung von 42 Bürgeraufnahmen wurde der § 4 der kantonalen Viehversicherungskasse geändert, der Staatsrechnungsbericht für 1894 ganz und der Prüfungsbericht für 1894 zur Hälfte erledigt.

15. Das Budget der Regierung für 1896 verzeigt an Einnahmen 6,934,340, an Ausgaben 8,118,826 Fr., also ein Defizit von 1,184,486 Fr.

16./17. Zum ersten Mal übt das Volk sein Recht der Richterwahlen aus, und zwar werden das Appellationsgericht ganz und die Präsidenten der Gerichte 1. Instanz (je 3 Civil- und Strafgerichtspräsidenten) gewählt. In Zukunft wird dann alle drei Jahre eine hälftige Erneuerung erfolgen. Es beteiligten sich nur ca. 4000 Wähler, d. h. ein Drittel der Stimmfähigen. Gewählt wurden ins Appellationsgericht Prof. Andreas Heusler als Präsident und als Mitglieder Adolf Burckhardt-Bischoff, Dr. Karl Burckhardt-Burckhardt, Bernhard Colin-Bernoulli, Dr. Hermann Christ, Dir. Johann Jakob Oberer, Prof. Ludwig v. Salis, Prof. Andreas von Tuhr und Fritz Wybert-Klein; als Civilgerichtspräsidenten die DDr. Gustav Brodbeck und Karl Christoph Burckhardt; als Strafgerichtspräsidenten die DDr. Heinrich David und Hans Völlmy. In der Civilgerichtspräsidentenwahl erreichten das absolute Mehr (2103) nicht der von den vereinigten Freisinnigen vorgeschlagene Dr. Albert Huber mit 2009 und Dr. Fritz Ostertag, der Kandidat der Quartiervereine mit 1972 Stimmen, bei der Strafgerichtspräsidentenwahl Dr. Karl Hübscher (Quartierv.) mit 2017 und Dr. Oskar Schär (Freis.) mit 1958 Stimmen, letztere bei einem absoluten Mehr von 2095. In diesen Fällen muß es also zu Stichwahlen kommen.

17. Der Kirchengesangchor begeht mit einem Konzert im Münster und mit einem Bankett am Montag 18. November das Fest seines 40-jährigen Bestandes.

19. Die Regenz wählt zum Rektor der Universität für 1896 den Theologieprofessor Bernhard Duhm. — Zu Safran findet am Abend eine Sitzung statt von Vertretern des Handels und der Industrie, die beratschlagen, auf welche Weise dem Niedergange, den Basel namentlich als Bankplatz zu erfahren droht, begegnet werden könne. Es wird beschlossen, beim Großen Rat vorstellig zu werden betr. Herabsetzung, eventuell Aufhebung der Stempelsteuer und gegen das in zweiter Beratung liegende Börsengesetz.

20. Im großen Saale des Bernoullianums findet die Jahressitzung der Schulsynode statt, die sich nur mit Fragen von untergeordneter Wichtigkeit befaßt. Der 2. Akt findet in Form eines Mittagessens in der Kardinalhalle statt. — Am Abend findet Emil Milan als Recitator im Schmiedenzunftsaale eine zahlreiche andächtige Zuhörerschaft.

23. Cäcilienfeier der Liedertafel im Stadtkasino; Direktor Volkland wird zum Ehrenmitglied ernannt.

23./24. Im zweiten Wahlgang, also unter der Herrschaft des relativen Mehrs, siegen die Kandidaten der Freisinnigen und Sozialisten über die der Quartiervereine und zwar macht als dritter Civilgerichtspräsident Dr. Albert Huber 2125 Stimmen; Dr. Fritz Ostertag hatte 2108; als dritter Strafgerichtspräsident macht Dr. Oskar Schär 2158 und Dr. Karl Hübscher blieb mit 2034 in Minderheit. — Jahresfeier der Schweiz. heraldischen Gesellschaft in Basel. Sitzungen im Schützenhaus und Besuche der ins Fach einschlagenden Sammlungen der Stadt.

25. Gegen Abend stirbt nach langem Leiden an Herzdegeneration Prof. Ludwig Rütimeyer, seit 1855 Lehrer der vergleichenden Anatomie an unserer Hochschule. Ende 1893 hatte er resig-

niert. Rütimeyer zählte zu den ersten Naturwissenschaftern unserer Zeit und die größten wissenschaftlichen Anstalten der alten Welt beneideten die Universität Basel um ihn. Gleich bedeutend als Zoolog, Paläontolog, Geolog und Ethnograph fand er noch Zeit, die Bewegungen in den andern Wissenschaften und auf dem Gebiete der Kunst aufmerksam zu verfolgen. Er war ein Charakter mit Kanten und Knorren, gleich einem Granitblock, aber wahr und aufrichtig und treu, eine wissenschaftliche Zierde Basels und der Schweiz. Geboren war er am 25. Februar 1825.

27. Vortrag des Prälaten Kneipp aus Wörishofen in der überfüllten Burgvogteihalle über sein Natur- und Wasserheilverfahren.

28. Großer Rat. Die Beratung des Berichts der Prüfungskommission wird abgeschlossen und der Verwaltungsbericht der Regierung, der Gerichte und der Kirchenbehörden für 1894 genehmigt. Dann werden angekauft die Häuser Sperrstraße 33 und Ochsengasse 15. Die Regierung wird ermächtigt, die Anwänder der Schwanengasse zu Beiträgen an deren Korrektion heranzuziehen. Der Rat bewilligt eine Herabsetzung des Gas- und eine solche des Wasserpreises vom 1. Mai 1895 an; er bewilligt einige kleine Nachtragskredite, und endlich wird nach langer Diskussion der Rekurs Fresel-Schmid betr. Verbot der Aufstellung einer lärmenden Maschine mit Motivierung an die Petitionskommission zurückgewiesen.

30. Geselliger Abend des Bürgerturnverein in der Burgvogteihalle.

Dezember 1895.

30. Nov. und 1. Dezember. Die Wahl von 13 Straf- und von 12 Civilrichtern geht bei einer Beteiligung von etwas über 2000 von 13,000 Wahlberechtigten vor sich. Die Bestellung der Gerichte erfolgt nach dem Vorschlag der Quartiervereine. Nur eine

Wahl kommt nicht zu stande und zwar eine unbestrittene, wegen ungenauer Bezeichnung des Kandidaten. Die Regierung wird den Entscheid über den Fall dem Großen Rat überlassen.

4. Die Kunstkommission kauft einen Böcklin, Odysseus und Kalypso, für die öffentliche Kunstsammlung im Museum an. Beiträge von Privaten und vom Museumsverein erlauben ihr, den ziemlich hohen Kaufpreis aufzubringen. — Die Generalversammlung der Aktionäre der Centralbahn nimmt eine Statutenänderung vor im Sinne des kürzlich in Kraft getretenen neuen Bundesgesetzes betr. das Stimmrecht der Aktionäre. Doch geht sie nicht über das strikt notwendige hinaus. Gegen einen neuen bundesrätlichen Entwurf zu einem verschärften Eisenbahnrechnungsgesetz legt sie als gegen einen drohenden Rechtsbruch Verwahrung ein.

7. Als Nachspiel zu den Richterwahlen spielt sich vor Strafgerichtspräsidentenverhör ein Beleidigungsstreit zwischen dem dritten Civilgerichtspräsidenten Dr. Huber und dem Advokaten Dr. Feigenwinter ab. Er endigt mit einer Verurteilung beider wegen Beleidigung. — Der Basler Liederkranz begeht seinen Cäcilienabend und die Feier des 25-jährigen Bestandes. — Das Erscheinen des Basler Jahrbuchs für 1896 fällt zusammen mit dem einer im nämlichen Verlag erscheinenden Mappe mit Radierungen der Basler Künstler Karl Theodor Meyer und Fritz Völlmy. Die sehr gelungenen Bilder stellen Ansichten aus der Stadt selbst und deren Umgegend dar.

12. Großer Rat. Die in der letzten Zeit getroffenen Richterwahlen werden in ermüdender Diskussion erledigt. Dabei wird beschlossen, die Validierung auch der Wahlen in die gewerblichen Schiedsgerichte durch den Großen Rat zu beanspruchen. Dann wird eine Petition betr. Aufrechthaltung der ungeteilten Theodorsgemeinde und betr. Anstellung zweier neuer Geistlicher an derselben der Regierung überwiesen, die Anstellung eines Elektrotechnikers be-

schlossen und endlich die zweite Beratung des Börsengesetzes vorläufig hinausgeschoben, weil eine Eingabe von 17 Bankfirmen eine Wiedererwägung, namentlich der Frage, ob die Einrichtung der Sensale beizubehalten sei, dringend gewünscht hatte.

14. In den Regierungsratsverhandlungen wird dem Theologieprofessor Otto Kirn, der nach Leipzig berufen ist, die erbetene Entlassung bewilligt. Der außerordentliche Professor Dr. Johann Jakob Bernoulli (Archäologie) rückt zum ordentlichen und der Privatdozent J. U. D. Ulrich Stutz zum außerordentlichen Professor (für deutsches Privatrecht und Kirchenrecht) vor. — Die Gesamtzahl der Zuhörer an der Universität beträgt für den Winter 1895/96 571. Davon sind 410 (3 weibliche) immatrikuliert und 161 (31) nicht immatrikuliert. Baselstadt gehören an 125 (2), der gesamten Schweiz inkl. Baselstadt 330 (3) Immatrikulierte.

14./15. Für eine neue 3-jährige Amtsdauer werden bei sehr schwacher Beteiligung der Wählerschaft die gewerblichen Schiedsgerichte neu bestellt. Die Wahlen gehen ohne Kampf vor sich und fallen für die Arbeitgeber nach den Vorschlägen des Handels- und Industrie- und des Handwerker- und Gewerbevereins, für die Arbeiter nach denen des Arbeiterbundes und des Kaufmännischen Vereins aus. Eine einzige von 129 Wahlen kam überhaupt nicht zu stande.

16. Die theologische Fakultät ernennt ihr früheres Mitglied, den jetzigen Theologieprofessor Karl Marti in Bern, zum Doctor theologiae honoris causa.

20. Der engere Bürgerat bestätigt die vom Pflegamt getroffene Wahl des derzeitigen Pfarrers in Hinweil, Kantons Zürich, August Hermann Müller, zum Spitaldirektor.

21. ffg. Obschon Basel nicht unmittelbar berührend, erregen doch auch in unserer Stadt gewisse Vorgänge in der Centralbahn viel Aufsehen. Bei einer Verwaltungsratssitzung in Olten wird

Placid Weißenbach als Direktor weggewählt und ersetzt durch den Chef des Rechtsbureaus der S. C. B., Erismann, während das Präsidium dem Direktor Heusler-Vonder Mühll zufällt. Gleichzeitig geht unter den Beamten und Angestellten der Bahn eine Bewegung um Aufbesserung der Gehalte vor sich. Zwar kommt den Unzufriedenen die Direktion weit entgegen; da sie aber die Forderungen nicht in vollem Maß erfüllen will, erklären die Untergebenen, ihren Streit fortzusetzen, mit den Eisenbahnern anderer Netze sich vereinigen und eventuell einen Generalstreik inscenieren zu wollen.

27. Der Basler Bankverein ändert in seiner Generalversammlung seine Statuten in dem Sinne, daß eine Fusion mit dem Zürcher Bankverein unter der Firma Basler und Zürcher Bankverein mit einem Aktienkapital von 23 Millionen Franken zu stande kommt.

Januar 1896.

5. Zum ersten Mal votieren nach den Vorschriften der neuen Gerichtsorganisation die Appellationsrichter in einem Civilfall öffentlich. Die Sitzung war eingeleitet worden durch eine treffliche Ansprache der Gerichtspräsidenten, Prof. Andreas Heusler.

8. ffg. Gastspiel von Fräulein Erika Wedekind (Dresden) im Stadttheater in Regimentstochter und Carlo Boschi.

9. Großer Rat. Zunächst wird den zurückgetretenen Richtern der Dank der Großen Rates votiert und die Wahl von je 10 Ersatzrichtern für das Civil- und für das Strafgericht vorgenommen. Der Rekurs Frefel kommt zum zweiten Mal zur Verhandlung. Die Diskussion dauert bis in den Nachmittag hinein und endigt mit Abweisung des Rekurses. Zwischen hinein validierte der Rat mit einer Ausnahme die Wahlen zu den gewerblichen Schiedsgerichten. Ferner beschloß er Tagesordnung gegenüber einer Petition

des Hausbesitzervereins betr. Aufhebung der Beleuchtungssteuer. Ferner wurden Landankäufe ratifiziert auf dem Plateau der Gasanstalt vor dem St. Johannthor, auf dem Markt (Pigueron'sche Liegenschaft) und im Gundeldinger Quartier. Endlich wurde die Stellung des Kantonstierarztes neu geregelt.

11. Am 12. Januar 1745 ward Johann Heinrich Pestalozzi geboren. Die 150. Wiederkehr seines Geburtstages wurde in der ganzen Schweiz zu Pestalozzifeiern benützt und der Bund warf Beiträge aus zur Beschaffung von Bildern des Lanzischen Denkmals in Yverdon für sämtliche Schulzimmer. Die Feier für die Schulen wurde in Basel auf den 11. angesetzt, da der 12. Januar auf einen Sonntag traf. In den Primarschulen wickelte sich die Feier in den einzelnen Klassen ab. Gymnasium, Realschule und Sekundarschule zur Mücke fanden sich um ½ 11 vormittags im Münster zusammen, wo Dr. Moosherr, die übrigen Knabensekundarschulen in der St. Theodorskirche, wo Dr. Luginbühl, die höhere Töchterschule zu St. Martin, wo Dr. Largiadèr und die Mädchensekundarschule zu St. Peter, wo Rektor Huber ein Lebensbild des Gefeierten entwarf. Allenthalben verschönte die junge Schar die Feier mit Gesängen. Alle Schüler wurden mit der Islerschen Pestalozzischrift erfreut; die Primarschüler faßten außerdem einen Pestalozziwecken. — Am Nachmittag hörte die Lehrerschaft in der Martinskirche Ansprachen von Reg.-Rat Zutt und Dr. Xaver Wetterwald, die gleichfalls von Gesängen umrahmt waren und traf sich am Abend im Rittersaal des Kardinal zu löblichem Thun. — In den Gottesdiensten am eigentlichen Geburtstag, 12. Januar, gedachten gemäß obrigkeitlicher Verfügung sämtliche Geistliche des Mannes; in einem populären Vortrag schilderte ihn Dr. Largiadèr, und am Abend wurde im Münster von unsern großen Männergesangvereinen ein Konzert und in der Burgvogteihalle durch das Quodlibet eine mehr heitere Abendunterhaltung

veranstaltet zu Gunsten der Ferienversorgung und der Suppenverteilung.

13. Im Alter von 68 Jahren stirbt Theophil Stähelin-Frey, 25 Jahre lang Pfarrer in Bubendorf, dann positiver Hilfsgeistlicher zu St. Leonhard und zu St. Peter, zuletzt Präsident des Komite der Riehener Diakonissenanstalt.

15. ffg. Aeußerst gelungenes Gastspiel von Rosa Sucher aus Berlin im Stadttheater als „Elisabeth“ im Tannhäuser und als „Fidelio.“

18. Jahresfest des Kaufmännischen Vereins in der Burgvogteihalle.

19. Der neugewählte Geistliche der St. Elisabethengemeinde, Pfarrer Georg Birnstihl, bisher in Flawil, wird von Antistes Salis feierlich in sein Amt eingeführt. — Benefizkonzert für Kapellmeister Dr. Alfred Volkland (Beethovens 8. Symphonie).

22. Im Alter von 75 Jahren stirbt der um das musikalische Leben Basels hochverdiente August Walter-Strauß und am gleichen Tag 82-jährig Friedrich Fäsch-Schumacher, der Veteran der Primarschullehrer, seit längeren Jahren im Ruhestand.

23. Großer Rat. Zum 2. Staatsanwalt wird gewählt Dr. W. Altermatt und sodann das Budget durchberaten. Es weist jetzt auf an Einnahmen 6,936,840, an Ausgaben 8,139,226 Fr. also ein Defizit von 1,202,386 Fr. — Prof. Schulin reicht aus Gesundheitsrücksichten seine Demission als Universitätslehrer ein.

26. Die deutsche Kolonie verlegt den 25. Jahrestag der Wiederaufrichtung des Reichs (18. Januar) auf den heutigen 37. Geburtstag des Kaisers und begeht ihn festlich mit Schmaus und Tanz im geschmückten Musiksaale des Stadtkasinos.

27. In der Morgenfrühe stirbt bei Verwandten in Basel, wo er sich vorübergehend aufhielt, der 1825 geborene Simon Bavier aus Chur, von 1879 bis 1882 Bundesratsmitglied, 1883 bis

1895 schweizerischer Gesandter in Rom. Die Beerdigung findet in Chur statt.

29. Im benachbarten Kleinhüningen stirbt, wenig über 50 Jahre alt, der dortige Pfarrer, Dr. phil. Paul Jung.

30. Erste Aufführung der Oper „Kudrun“ von Hans Huber, zu der Stephan Born das Libretto geschrieben hat.

Februar 1896.

1. Die Regierung ernennt zum Nachfolger Prof. Schulins, den sie auf seinen Wunsch entließ, zum Lehrer des römischen Rechts an der Universität Prof. Andreas von Tuhr.

8. Eine Lohnskala, die das Direktorium der Schweiz. Centralbahn ausgearbeitet hat, würde von den Angestellten und Arbeitern nicht ungünstig aufgenommen, wenn nicht das Steigen mit den Gehalten von den Leistungen der Angestellten abhängig gemacht würde, was diese als einen Faktor bureaukratischer Willkür fürchten.

10./12. Fröhliches Studentenkonzert der „Zofingia“ im Stadtkasino.

13. Großer Rat. Es wird abgewiesen der Rekurs der Erben Bay; die Petition betr. Abschaffung des Wechsel- und Frachtbriefstempels geht an die Regierung; ferner beschließt der Rat Errichtung eines unterirdischen öffentlichen Abtritts auf dem Markt, Ankauf des ehemals Dr. Burckhardtischen Hauses am Schlüsselberg und Verbreiterung des Schafgäßchens; das Armengesetz und das Gesetz betr. Organisation des Baudepartements werden an Kommissionen gewiesen; die Vorlage betr. Reorganisation der kantonalen Militärdirektion geht an die Regierung zurück und endlich wird nach langer, vielbenützter Diskussion eine Motion Krebs betr. Errichtung eines staatlichen Vereins- und Versammlungshauses in bedeutend abgeschwächter und modifizierter Form an die Regierung gewiesen.

14. Hermann Stegemanns Schauspiel „der Südsturm“ erfährt unter einem sehr erfreulichen äußern Erfolg seine erste Aufführung im Stadttheater.

15. Der Basler Lehrerverein, der s. Z. zur hundersten Wiederkehr von Pestalozzis Geburtstag war gegründet worden, begeht die Feier seines 50-jährigen Bestandes. Noch sind einige seiner Gründer am Leben (Theophil Burckhardt-Piguet, Waisenvater Schäublin); ein anderer, Friedr. Fäsch-Schumacher, ist vor wenigen Wochen gestorben. Den Hauptbestandteil der Feier bildet ein von jüngern Pädagogen aufgeführtes 4-aktiges Pestalozzi-Schauspiel des Lehramtskandidaten Albert Witt.

16./17. Die Evangelische Stadtmission feiert ihre Jahresversammlung im Vereinshaus. Das Referat am Sonntag hat der frühere Petersburger, jetzt Berliner Seelsorger D. Dalton übernommen.

17. Eine Anzahl Anwohner des Marktplatzes und der Umgegend thun sich als Referendumskomite zusammen gegen den Großratsbeschluß vom 13. Februar betr. einen unterirdischen Abtritt auf dem Marktplatz.

17 ffg. Der Hofopernsänger Anthes aus Dresden tritt auf dem Stadtheater auf in „Tannhäuser,“ in „Bajazzo“ und „Cavalleria Rusticana“ und in „Lohengrin.“

21 ffg. Den Behörden und dem Publikum wird Zutritt gewährt in das vollständig ausgerüstete neue Frauenspital an der Schanzenstraße. Der stattliche Neubau gewährt Raum für 140 bis 150 Kranke in einer Gebär-, einer gynäkologischen und einer Isolierabteilung. Am Sonntag, 23. Februar, als der Besuch vollständig freigegeben war, stellte sich ein so kolossaler Andrang ein, daß die Polizei mußte aufgeboten werden, um ihn einigermaßen in Schranken zu halten. Es sollen während der Tagesstunden etwa 15,000 Personen den Bau besucht haben.

24.—26. Fastnacht. Das Maskentreiben war namentlich verglichen mit 1895 matt und wenig belebt. Der Montag-Morgenstreich hatte unter ziemlich strenger Kälte (—9°), der Mittwoch-Nachmittag unter unfreundlich grauem, schneedrohendem Winterhimmel zu leiden. Um so bunter und toller gings auf den Bällen und im Theater zu.

27. Großer Rat. Nach Ratifikation von 49 Aufnahmen ins Stadtbürgerrecht wird beschlossen, die Stelle des 1. Staatsanwalts, dessen Amtsdauer abgelaufen ist, ohne Ausschreibung wieder zu besetzen. Eine Motion betr. Arbeiterinnenschutz wird der Regierung überwiesen, Regierungsvorlagen betr. Abbitte der von der Gesamtheit der Stimmfähigen gewählten Beamten und betr. Bauten auf dem Areal der alten Gasanstalt an der Binninger-Straße werden angenommen, endlich ein Rekurs Bloch betr. Erhebung der Handänderungssteuer und eine Petition der Erben Lotz-Specker betr. Berechnung der Erbsteuer abgewiesen. In der Nachmittagsitzung wird Errichtung eines botanischen Instituts an der Schönbeinstraße nach Regierungs-Antrag beschlossen und ein Verzeichnis durch das Hochbautengesetz obsolet gewordener früherer gesetzlicher Bestimmungen genehmigt.

März 1896.

1. Nachdem am 29. Februar in Bern auf einer Konferenz zwischen Bevollmächtigten der Bahnangestellten und der schweizerischen Bahndirektionen mit Ausnahme der Nordostbahn eine Einigung in Bezug auf Lohnforderungen u. dgl. erzielt worden war, stand man auch in Basel den Sonntag über unter dem Eindruck, auf dem Nordostbahn-Netz werde demnächst der Streik ausbrechen. Unter dieser Voraussetzung hielten am Abend einige hundert Bahnangestellte vor dem Straßburger Denkmal eine Versammlung ab, in der sie ihre Solidarität mit den Kollegen von der Nordostbahn aussprachen.

Da wurden die Verhandlungen durch ein Telegramm aus Zürich unterbrochen, demzufolge es auch dort zu einer Verständigung gekommen ist. — Gastspiel von Alexander Barthel aus Frankfurt a/M. am Stadttheater. Der Gast tritt auf als Jaromir („Ahnfrau"), König Astolf (Talisman"), Bolz („Journalisten") und Mortimer („Maria Stuart").

5. Der Gesangverein führt im Musiksaal unter Dr. Volkland Schumanns Faustmusik auf. Als Solisten wirkten mit Johanna Nathan, Jenny Kaufmann und Anton van Rooy aus Frankfurt a/M., Robert Kaufmann und Opernsänger Dreßler aus Basel. An die Aufführung schloß sich ein Bankett für die Vereinsmitglieder.

5. ffg. Im Zoologischen Garten wird ein auf der Durchreise begriffenes Nilpferd im Säuglingsalter ausgestellt.

6. Bank in Basel. In der Generalversammlung wird die Notenemission von 20 auf 24 Millionen erhöht und eine Dividende von 200 Fr. per Aktie ($5^1/_3$%) beschlossen.

Im Alter von nahezu 70 Jahren stirbt ganz unerwartet an einer Herzkrankheit Bürgerratspräsident Albert Hoffmann-Burckhardt, Präsident des Spitalpflegamts, früher Meister E. E. Zunft zum Schlüssel, gewesener Präsident der Kommissionen der Gemeinnützigen Gesellschaft für die Frauenarbeitsschule und für die Zeichnungs- und Modellierschule, je für eine Amtsdauer Centralpräsident der Schweiz. Gemeinnützigen Gesellschaft und des Schweiz. Alpenklubs, ein allgemein beliebter Bürger voll hingebender Opferwilligkeit für das gemeine Wohl.

7./8. Zum Geistlichen der altkatholischen Gemeinde wird an Stelle des verstorbenen Otto Haßler gewählt Karl Weckerle aus Basel, d. Z. Pfarrer in St. Gallen.

9. fg. Infolge anhaltenden Regens und warmer Föhnwitterung steigt der Rhein bis zu der lange nicht mehr erlebten Höhe von 3 m. 90, aber ohne wesentlichen Schaden anzurichten. Wie bei

Hochwasser üblich, wurde der Fährverkehr eingestellt u. dgl. Bösartiger hauste die Wiese, die bei Lörrach und bei Riehen die Dämme durchbrach, bei Klein-Hüningen sie überflutete und die Gärtnereien an der Klybeckstraße samt den angrenzenden Feldern, einem Teil des Dorfes Klein-Hüningen und der Langen Erlen unter Wasser setzte. Ein Schopf und eine Scheune fielen dem Wasser zum Opfer, ungerechnet die großen Stücke der Landfeste, die da und dort das Element wegfraß. Doch kostete es wenigstens keine Menschenleben wie anderwärts, denn der größte Teil der Schweiz und Süddeutschlands wurden in diesen Tagen auch von Hochwasser heimgesucht.

12. Großer Rat. Zum Untersuchungsrichter wird gewählt Dr. W. Lüber. Der Rat beschließt Korrektion der untern Klybeckstraße und Pflästerung der Zufahrten sowie Asphaltierung der Trottoirs der Wettsteinbrücke. Ferner werden 6400 Fr. bewilligt für Einrichtung der kürzlich gekauften Liegenschaft Schlüsselberg 11/13. Endlich wird ein Anzug Eckenstein und Konsorten betr. angebliche Mißstände in der Irrenanstalt zum Teil an die Regierung zum Teil an eine halb außerparlamentarische Kommission zur Untersuchung gewiesen.

13. Ein partieller Gärtnerstreik bricht aus.

14. flg. Die Ornithologische Gesellschaft veranstaltet in der Brauerei Löwenbräu in der Aeschenvorstadt (Glock) eine Fisch- und Geflügelausstellung, die großenteils nach Genf bestimmte Ausstellungsgegenstände betrifft. — Vom 18. an bleibt die Fischzucht allein für einige weitere Tage auf dem Plan mit einer verstärkten Ausstellung von Fischen und Fischereigerätschaften.

15. Die Brauereiarbeiter, die während des ganzen Winters mit einem Streik gedroht hatten, fügen sich im wesentlichen den Forderungen der Meister, so daß in Basel der geplante Bierboykott vorläufig unterbleibt. — Es bricht ein Streik der Holzarbeiter aus. — Der Verband schweizerischer Konsumvereine hält in Basel

seine Delegiertenversammlung ab. — Eine Versammlung zu Safran setzt ein Initiativkomite nieder, das den Gedanken einer elektrischen Bahn Riehen-Chrischona in Fluß bringen soll.

15. ffg. Ausstellung des künstlerischen Nachlasses von Frank Buchser aus Solothurn in der Kunsthalle.

18. Bei der Märzfeier der Sozialisten in der Burgvogtei spricht Greulich über die Pariser Kommune 1871.

22. Schluß des Gärtnerstreiks und Beilegung des Bierboykotts. Die Seidenarbeiter beschließen eine Lohnbewegung, die Einführung des 10-stündigen Arbeitstages zum Zweck hat.

24. ffg. In der Kunsthalle wird das von einem Basler Kunstfreund gekaufte Gemälde Arnold Böcklins, „Odysseus und Polyphem" ausgestellt.

26. Der Bürgerrat wählt als Ersatz für den verstorbenen Albert Hoffmann-Burckhardt in den Engern Bürgerrat Georg VonderMühll und zum Präsidenten der Behörde Wilhelm Uhlmann-Becker. Präsident des Spitalpflegamts wird an des Verstorbenen Stelle Fritz Vischer-Bachofen.

29. Ausstellung der Lehrlingsarbeiten und Lehrlingsprämierung im Musiksaal. — Ausstellung der für Genf bestimmten Arbeiten von hiesigen gewerblichen Bildungsanstalten in der Allgemeinen Gewerbeschule.

April 1896.

1. Neun Lehrer der Allgemeinen Gewerbeschule veröffentlichen eine Broschüre mit Vorschlägen zur Reorganisation der Anstalt.

6. (Ostermontag). Im ersten Unterhaltungskonzert des Frühjahrs tritt der frühreife ungarische Geiger Pecskai Lajos als Solist auf, ebenso am 8. April.

7. Gründung eines Pestalozzivereins zur Unterstützung der notleidenden und zur Hebung der verwahrlosten Jugend.

9. Großer Rat. Der Bericht über die pendenten Geschäfte des Großen Rats sowie der Rückständebericht der Regierung werden entgegengenommen. Ein Rekurs betr. Verweigerung der Konzession für eine neue Dienstmänneranstalt wird abgewiesen, die Liegenschaft Frefel am Kohlenberg angekauft und ein Vertrag über Zurücksetzung des Hauses Freiestraße 82 genehmigt. Ferner gewährt der Rat zwei Nachtragskredite, verifiziert den Vertrag betr. Abgabe von Grellinger Wasser an die Nachbargemeinde Binningen und weist drei Vorlagen betr. Organisation der evangelisch-reformierten Landeskirche (Teilung der St. Theodorsgemeinde 2c.) an eine 7-gliedrige Kommission, ebenso an eine zweite Kommission eine Reihe von regierungsrätlichen Abänderungsvorschlägen zum Wirtschaftsgesetz.

10. ffg. Die an der kommenden Landesausstellung in Genf sich beteiligenden öffentlichen Anstalten, beispielsweise Gewerbeschule und Gewerbemuseum, Frauenarbeitsschule u. dgl. machen ihre Ausstellungen vor der Abreise nach Genf dem Publikum noch zugänglich.

Nach Erledigung der jährlichen Prüfungen werden in verschiedenen Kirchen die öffentlichen Promotionen unserer Mittelschulen begangen.

12. Eine vom Aargauer Verein in Basel zu gunsten eines projektierten aargauischen Sanatoriums für Lungenkranke in der Burgvogteihalle veranstaltete große musikalisch-theatralische Abendunterhaltung wirft für den Zweck die Summe von 410 Fr. ab.

13. Schlußsitzung der Historischen Gesellschaft auf der Schützenmatte.

16. Der Reichstagsabgeordnete August Bebel hält in der bis zum letzten Plätzchen angefüllten Burgvogteihalle einen Vortrag über Sozialdemokratie und moderne Gesellschaft.

18. Der soeben veröffentlichte Abschluß der Staatsrechnung weist auf an Einnahmen 7,766,533, an Ausgaben 7,717,614 Fr., also einen Ueberschuß von 49,919 Fr., während das Budget ein Defizit voraussah von 1,059,325 Fr.

20. Der königl. Hofschauspieler August Junkermann giebt eine stark besuchte Reuter-Vorlesung im Stadtkasino.

23. Großer Rat. In seiner letzten Sitzung vor Ablauf der 3-jährigen Legislaturperiode überweist der Große Rat einen Ratschlag betr. Erweiterung des Expropriationsgesetzes an eine Kommission, beschließt Tramlinien nach Birsfelden, nach Kleinhüningen, durch die Missionsstraße und über die Wettsteinbrücke und bewilligt dafür Kredite im Gesamtbetrag von 1,646,000 Fr., und genehmigt endlich Kanalisationsarbeiten in der St. Johannvorstadt und im äußern St. Albanquartier, wofür 250,000 Fr. nötig werden.

24. Bei der üblichen Promotionsfeier des Obern Gymnasiums in der Aula des Museums spricht August Beck S. M. C. über den Vortrag lyrischer Poesien.

25./26. Der erste Wahlgang der Erneuerungswahlen für Regierung und Großen Rat auf eine neue dreijährige Amtsperiode geht vor sich. Es lagen 5 Listen vor: eine freisinnige, eine konservative und eine katholische, die für sämtliche Stellen Vorschläge brachten (mit Ausnahme der katholischen, die eine Regierungsstelle freiließ), eine sozialistische und eine solche des Handwerker- und Gewerbevereins, die bloß gebrochene Listen brachten und von denen die letztere keine Regierungsvorschläge machte. Die Regierung wurde in ihrer ganzen Zusammensetzung bestätigt, Reese mit 6560, Speiser mit 5900, Brenner mit 5793, Zutt mit 5770, Iselin mit 5743, Bischoff mit 5515 und Philippi mit 4734 Stimmen bei einem absoluten Mehr von 3543. Von den 130 Sitzen für den Großen Rat kamen für 83 die Wahlen zu stande; mit zwei Ausnahmen betrafen die zu stande gekommenen Wahlen bisherige Mitglieder der Behörde. Von den Gewählten dürften 42 der freisinnigen, 34 der konservativen, 4 der sozialistischen Partei und 3 dem Centrum angehören. Es sind über 8 Tage 47 Stichwahlen zu treffen. — Der Großratsbeschluß betr. Errichtung eines unterirdischen Aborts

auf dem Marktplatz (vom 14. Febr. 1896) wird mit 4779 gegen 2216 Stimmen verworfen.

30. ffg. Große Gartenbauausstellung in einer eigenen Hütte auf dem Barfüßerplatz zur Feier des 40-jährigen Bestehens der Gartenbaugesellschaft. Ein Bankett wird bei dem Anlaß gefeiert und der einzige noch überlebende Gründer der Gesellschaft, Adolf Burckhardt-Bischoff, zum Ehrenmitglied ernannt.

Mai 1896.

1. Der Arbeiterfeiertag des 1. Mai wird nicht nur durch das unfreundliche kalte Regenwetter in hohem Grade beeinträchtigt, sondern auch dadurch, daß der Reichstagabgeordnete Bueb aus Mülhausen, der als Hauptredner vorgesehen war, durch Fraktionsangelegenheiten in Berlin festgehalten wurde.

2. Die Generalversammlung des Allg. Konsumvereins beschließt für das Jahr 1895 eine Dividende von 9 % und nimmt die ordnungsgemäße Neubestellung der Gesellschaftsorgane vor.

2./3. Für die Stichwahlen zum Großen Rate hatten sich die Freisinnigen mit den Sozialisten durch einen Kompromiß geeinigt, so daß ihre Listen beinahe bis auf den letzten Namen stimmten, ähnlich wie die der Konservativen und Katholiken. Im letzten Moment hatte die Wahlpolemik noch hohe Wellen geschlagen, an den Mauern und in den Spalten der Tagesblätter. Von den 47 noch ausstehenden Wahlen fielen mit dem relativen Mehr 28 der freisinnigen, 12 der konservativen, 6 der sozialistischen und 1 der katholischen Partei zu. Der ganze Rat besteht somit aus 70 Freisinnigen, 45 Konservativen, 11 Sozialisten, 3 Vermittlern und einem Katholiken. Gegenüber dem abtretenden Großen Rate sind die Parteiverhältnisse nur unwesentlich verschoben. Die Freisinnigen haben zwar an die Sozialisten und an die Konservativen einige wenige Sitze verloren, behaupten aber noch immer die Mehrheit.

3. Am Abend findet in der Schmiedenzunft die Diplomverteilung statt an 14 junge Kaufleute, die die Prüfungen des Kaufmännischen Vereins mit Erfolg bestanden haben.

7. Großer Rat. Die konstituierende Sitzung der neu gewählten Behörde wird eröffnet durch Adolf Burckhardt-Bischoff als Alterspräsidenten. Zum Vorsitz wird berufen Dr. Paul Scherrer, zur Statthalterschaft Dr. August Sulger. Die leichte Verschiebung des Schwerpunkts in der Behörde nach rechts, die die Wahlen brachte, kommt darin zum Ausdruck, daß bei den Bureauwahlen und bei denen der Petitionskommission zum Teil die konservativen Vorschläge entgegen den freisinnigen durchdrangen. Am Nachmittag werden Baulinien für Rappoltshof, Untere Rebgasse und Webergasse beschlossen, 230,000 Fr. für ein Schulhaus in Kleinhüningen, und 12,500 Fr. für Landerwerb zur Durchführung der Klaragrabenkorrektion, endlich 125,000 Fr. für Landerwerbungen an der Klybeckstraße zur Anlegung von Remisen 2c. der Trambahnen bewilligt.

10. In Kleinbasel wird ein gut besuchtes nordwestschweizerisches Ring- und Schwingfest abgehalten. — Das auf einen Sonntag fallende Hebelmähli in Hausen nimmt infolge dieses Umstandes und Dank dem herrlichen Frühlingswetter größere Dimensionen an als gewöhnlich und geht seinen ungetrübten Lauf zu allgemeiner Befriedigung.

11. Der Regierungsrat nimmt die neue Verteilung der Departemente vor. Es behalten die Reg.-Räte Bischoff die Sanität, Philippi das Innere, Reese das Bauwesen und Speiser die Finanz; dagegen übernehmen neu Brenner die Erziehung (bisher Zutt), Iselin die Justiz (Brenner), die Militärdirektion (Bischoff) und das Löschwesen (Philippi), Zutt endlich die Polizei (Iselin).

12. Der Handels- und Industrieverein nimmt die Neubestellung der Handelskammer vor, ernennt den ausscheidenden Adolf

Burckhardt-Bischoff zum Ehrenmitglied und beschließt Schaffung eines ständigen Sekretariats.

14. Die Liedertafel trifft am heutigen Auffahrtstag mit der Berner Liedertafel in Olten zusammen. Die beiden Vereine ernten Lorbeeren bei einem gemeinsamen Konzert in der Stadtkirche zu gunsten der Oltener Armen.

15. In der Schlußsitzung der Gemeinnützigen Gesellschaft wird zum Vorsteher für 1896/97 gewählt Karl Köchlin-Iselin, zum Schreiber Dr. Alfred Balth. Fischer. Ein kleines Nachtessen zu Safran beschließt das Gesellschaftsjahr.

17. An den Kirchthüren wurde eine Kollekte erhoben zu gunsten der schwer bedrängten Armenier und ergab nebst einigen den Geistlichen direkt zugestellten Gaben netto 13,300 Fr.

21. Großer Rat. Nach einer Interpellation von Rudolf Sarasin betr. Verwendung des Münsters zu einer Konzertaufführung werden die Großratswahlen validiert. Der Große Rat bestellt den Erziehungsrat aus Reg.-Rat Dr. Zutt, Dr. Heinrich David, Prof. Kinkelin, Prof. Hagenbach-Bischoff, Prof. Courvoisier, Waisenvater Schäublin, Prof. P. W. Schmidt und Lehrer Chr. Gaß (letzterer im 2. Wahlgang). Neuntes Mitglied und Vorsitzender ist von amteswegen Reg.-Rat Dr. Brenner als Vorsteher des Erziehungsdepartements. Der Verkauf des Areals des bisherigen botanischen Gartens um 525,000 Fr. wird genehmigt und die Militärorganisation abgeändert im Sinne einer Besserbesoldung der Beamten und Angestellten. In einer langen Nachmittagsitzung wird die Weiterführung des Hüninger Kanals bis Basel besprochen und schließlich der Regierung das Einverständnis des Großen Rates mit den in der Sache bisher geschehenen Schritten ausgesprochen.

25. Bei einem Pfingstmontag-Ausflug auf die Rigi-Hochfluh findet der Ingenieur Albert Krug aus Basel, als trefflicher Klubist

in Sportkreisen wohlbekannt, durch Absturz den Tod. Von seinen drei Begleitern, sämtlich Baslern, wird einer schwer verletzt.

29. fg. In Basel findet die 51. Versammlung des ärztlichen Centralvereins der Schweiz statt. Die eigentlichen Arbeiten begannen am 30. und wickelten sich meist in den Sektionen ab. In der allgemeinen Versammlung sprachen Prof. Hagenbach-Bischoff über Röntgensche Strahlen, Prof. Courvoisier über Gallensteinkrankheiten, Dr. Schwendt über Felsenbeinoperationen. Dann folgte ein Bankett im Musiksaal des Stadtkasinos und am Sonntag, 31. Mai, ein Ausflug nach Rheinfelden zur Besichtigung des neuen Armenbads.

30. Die Regierung bestellt auf eine neue Periode von drei Jahren die Kommissionen, deren Wahl ihr obliegt.

Juni 1896.

2. und 4. Die Schüler der Obern Realschule veranstalten im Stadttheater unter Leitung von Dr. Franz Fäh und Hugo Schwabe Aufführungen von Schillers Wilhelm Tell zu gunsten der Suppenverteilung und des Ferienheims. Die überall gelobten Vorstellungen warfen einen Nettoertrag ab von 1745 Fr.

4. Großer Rat. Die Errichtung eines Krematoriums wird genehmigt, ebenso die Vorlagen betr. Baulinien an der Dufourstraße und betr. Landerwerb zur Ahornstraße und zum Allschwilerplatz. Ein Rekurs Jetzer wird abgewiesen und ein Anzug Stehlin betr. Einführung eines Verwaltungsgerichtshofs angenommen, d. h. die Regierung mit Prüfung der Frage beauftragt.

7./8. Beim Schweiz. Pferderennen auf der Schützenmatte, das unter günstigen Bedingungen glücklich verlief, erritten Preise folgende Basler: Im Herrenreiten R. Merian auf dem Vollbluthengst „Muscadin“ des Herrn de Graffenried-Villars in Thun einen ersten Preis; im Croß-Country Guiden-Fourier Futterer den

3. Preis mit der Stute „Krane“; im Militär-Campagne-Reiten derselbe den 4. Preis auf dem nämlichen Tier; im Jagdrennen für Mitglieder der Sektion Basel endlich 1. R. Vogel, 2. L. Vischer und 3. A. Mylius.

11. Großer Rat. Der Anzug R. Schweizer betr. die Zustände in der Allgem. Gewerbeschule wird abgelehnt und eine von der Regierung vorgeschlagene Tagesordnung angenommen. Hierauf wird Abschaffung der Börsensensale beschlossen. Der Rat nimmt das Gesetz betr. Abtretung von Liegenschaften zum allgemeinen Nutzen an, ebenso die Errichtung eines Spezialbureaus für Erweiterung und Korrektion der Stadt, endlich die Baulinie zwischen Wettsteinbrücke und Mühlenberg.

12. Es wird viel geklagt über sehr kritische Lage der Bandindustrie. In der Merzischen Maschinenfabrik herrscht schon seit mehreren Tagen Streik und zwischen den Bierbrauermeistern und deren Gehilfen ist ein heftiger Streit ausgebrochen. Da sich die Arbeiterschaft im Allgemeinen mit den Brauerburschen solidarisch erklärt, so droht ein großer Bierboykott, der die ganze Schweiz umfassen würde, wie denn auch jener Streit keineswegs auf Basel lokalisiert ist.

14. Der Gesangverein führt im Münster Bachs Matthäuspassion auf unter Leitung von Kapellmeister Volkland. Als Solisten wirken mit Frau Ida Huber (Sopran), Frl. Pauline Manifarges aus Rotterdam (Alt), Rob. Kaufmann (Tenor), Prof. Hildach aus Charlottenburg und Wilhelm Fenten aus Düsseldorf (Bässe). Weiter bethätigten sich in hervorragender Stellung die HH. Glaus, Lutz, Bargherr und Dr. Bucherer. Ein Abendessen im Sommerkasino beschloß den Tag.

15. Die Gesellschaft für die Freie evangelische Volksschule beschließt, die Anstalt zu erweitern und einen tüchtigen Schulmann zu deren Leitung zu berufen. Zu Ende des Monats beruft die

Kommission an das Rektorat Dr. Kubli-Ecklin aus dem Kanton Schaffhausen.

16. Gegen den Großratsbeschluß betr. den Leichenverbrennungsofen (siehe zum 11. ds.) wird das Referendum ergriffen.

18. In der Sitzung der Synode der reformierten Landeskirche wird der Bericht des Kirchenrates für 1895 genehmigt. Ebenso wird die Verlegung der Reformationsfeier auf den ersten Novembersonntag bewilligt. — Der Bierboykott (s. zum 12. ds.) wird zur Thatsache.

20. Grundsteinlegung des Neubaues der Zunft zu Rebleuten in der Freienstraße.

21. Auf dem Landhof vor dem Riehenthor findet bei starker Beteiligung auch des den Sport nicht treibenden größern Publikums ein nationales und internationales Velorennen statt.

25. Großer Rat. In dieser Sitzung wird eine Interpellation betr. Baulinien an der Gerbergasse behandelt, eine Motion eingereicht betr. Revision des Schulgesetzes, und sodann das von einer Kommission durchberatene Gesetz betr. eine einheitliche Kanalisation der ganzen Stadt in erster Lesung erledigt.

26. Der langjährige Inspektor der Basler Knabenprimarschulen, Dr. J. W. Heß, reicht auf 1. Oktober sein Entlassungsgesuch ein.

28. Der vom Gesangverein „Frankonia" veranstaltete erste internationale Sängertag wickelt sich unter starker Beteiligung vieler namentlich kleinerer Vereine zumal aus der elsäßischen und der badischen Nachbarschaft ab. Die größern Vereine der Stadt, Gesangverein, Liedertafel, Männerchor, Liederkranz, hielten sich fern. Von den konkurrierenden Vereinen und den Persönlichkeiten, die sich um das Fest Verdienste erworben hatten, wurden alle ohne Ausnahme mit Lorbeerkränzen ausgezeichnet.

29.—3. Juli. Die Woche der religiösen Jahresfeste.

Juli 1896.

1. In der Schlußsitzung der Naturforschenden Gesellschaft tragen vor einem weitern Publikum im obern Saale des Stadtkasinos die DDr. Paul und Fritz Sarasin über ihre wissenschaftlichen Arbeiten und Reisen auf der Insel Celebes vor, von der sie eben zurückgekehrt sind.

3. Der seit einigen Tagen ausgebrochene Bierboykott betrifft vier größere Brauereien Basels und veranlaßt eine ganze Reihe von Versammlungen der Brauer und Wirte einer-, der Arbeiter andrerseits. — Prof. Dr. H. Schieß erhält die gewünschte Entlassung vom Lehramt. Zum ordentlichen Professor der Ophthalmologie wird an seiner Stelle berufen Dr. Karl Mellinger, sein langjähriger Assistent. Der bisherige Privatdozent der Augenheilkunde, Dr. F. Hosch, rückt zum außerordentlichen Professor vor. Dr. J. W. Heß erhält die gewünschte Entlassung als Inspektor der Knabenprimarschulen.

5. Bei sehr günstiger Witterung wird im Hofe des Klingenthals das von zahlreichen befreundeten Vereinen der in- und ausländischen Nachbarschaft beschickte Kantonalturnfest begangen. Am Nachmittag wurde die Arbeit unterbrochen zur Fahnenweihe des Stadtturnvereins. Eine Abendunterhaltung in der Burgvogteihalle beschloß das gelungene Fest.

6. Dr. Traugott Geering aus Basel, Chef des eidg. handelsstatistischen Bureaus in Bern, nimmt den Ruf der Handelskammer als Handels-Sekretär für Basel an.

7 flg. Auf der Schützenmatte eröffnet der Zirkus Drexler in einem Leinwandzelt seine Vorstellungen.

8. Die hiesigen Bierbrauereien entlassen total 54 Gehilfen, die sich den von den Arbeitgebern gestellten Bedingungen nicht fügen und nicht aus der Gewerkschaft austreten wollten. — Zum

Präsidenten der Kommission für das diesjährige St. Jakobsfest wird gewählt Fritz Brändlin, Redakteur der „Nationalzeitung."

9. Großer Rat. Nach der Bestätigung von 25 Bürgeraufnahmen wird das Kanalisationsgesetz in zweiter Lesung durchberaten und angenommen, der Anzug Müller-Ott betr. Schaffung eines kantonalen statistischen Bureaus der Regierung überwiesen, ein Antrag auf Ergänzung des Polizeistrafgesetzes durch einen Artikel betr. ordnungsgemäße Führung von Firmen genehmigt, ein Vorschlag der Regierung über den Bau einer zweiten Kirche für die Leonhardsgemeinde und Gestaltung von deren Umgebung zum Beschluß erhoben und endlich ein Liegenschaftskauf an der untern Freienstraße ratifiziert, der die Korrektion der Ecke mit der Goldenen Apotheke ermöglicht.

12. Nach langem Leiden stirbt 59-jährig Dr. Fritz Göttisheim, der auf die Gestaltung des politischen Lebens in Basel während der letzten Jahrzehnte einen maßgebenden Einfluß geübt hat. Er eröffnete seine Thätigkeit als Redakteur des „Tagblattes der Stadt Basel"; bald trat er als Staatsschreiber in die öffentlichen Dienste. Während langer Jahre Mitglied des Großen Rates, stieg er im Staatsdienst höher und höher. Zweimal kandidierte er für die Regierung, beide Mal allerdings vergebens. Im Jahr 1881 gab ihm der Gr. Rat gleich viele Stimmen wie seinem Gegenkandidaten Klein, aber das Los entschied zu seinen Ungunsten; 12 Jahre später unterlag er in der Volkswahl gegen Reg.-Rat Reese. Auch in unser kirchliches Leben hat er als Synodal- und als Kirchenratsmitglied eingegriffen. Seit er 1883 den nach Washington abreisenden spätern Bundesrat Emil Frey als Redakteur der „Basler Nachrichten" ablöste, hatte er um so freiere Hand, sich politisch hervorzuthun. Er vertrat mehr als ein Jahrzehnt lang seine Vaterstadt im Ständerat und hat im eidgenössischen Leben nicht nur die Ehrenstelle eines Ständeratspräsidenten ausgeübt (1891/92), sondern auch das

Präsidium der schweizerischen großfreisinnigen Partei geführt, wie er denn auch Zeit seines Lebens sich zum Radikalismus bekannte. Von Haus aus Philologe, wandte er später sein Interesse vor allem sanitarischen Fragen zu und hat sich auf dem Gebiet der Hygiene als Schriftsteller versucht. Einige Zeit gehörte er als Privatdozent für dieses Fach der medizinischen Fakultät an. — Eine Volksversammlung in der Burgvogteihalle beschließt für die organisierte Arbeiterschaft den Generalboykott über das Bier sämtlicher Ringbrauereien.

14. Beim Nationalfest der hiesigen französischen Kolonie überreicht Emil Fischer-Miville den Franzosen Basels die Fahne, die 1871 die Basler Schützen vom Schützenfest in Macon heimgebracht hatten.

15. Die Leichenfeier für den verstorbenen Ständerat Göttisheim versammelt eine Menge Freunde und Parteigenossen des Verewigten. Außer offiziellen Delegationen der Regierung (Reg.-Räte Philippi und Speiser), des Gr. Rates (DDr. Paul Scherrer und Aug. Sulger), des Nationalrates (Forrer und Künzli) und des Ständerates (von Arx und Kellersberger) wohnen auch die Bundesräte Frey und Hauser bei. In der Kirche sprach Pfr. Rothenberger, auf dem Grab Reg.-Rat Brenner und Ständerat Kellersberger.

16. Großer Rat. Der Präsident, Dr. Paul Scherrer, widmet dem verstorbenen Mitglied Göttisheim einen Nachruf. Nach Erledigung einer Interpellation betr. die übelzeitige Abstellung des Kleinbasler Teiches und einer längern Debatte über die Tagesordnung wird das Haus Leonhardsstapfelberg 3 angekauft und die durch die neuen Tramlinien bedingte Abänderung von Wettsteinstraße und Wettsteinplatz beschlossen. Nach langer Diskussion wird eine Baulinie auf die rechte Seite der untern Gerbergasse gelegt, und Ankauf der Häuser Martinsgasse 20, sowie

Sattelgasse 20, endlich Verkauf einer Landparzelle an der Ecke der Thiersteiner-Allee und der Tellstraße beschlossen.

17. Im Alter von 73 Jahren stirbt Dr. Selmar Bagge, langjähriger Vorsteher der Musikschule und Dozent der Musik an der Universität.

21. Die Saison der Jugendfeste dieses Sommers wird eröffnet.

26. Der Bürgerturnverein und der Musikverein veranstalten eine große Abendunterhaltung im Sommerkasino, werden aber durch ein plötzliches Gewitter unliebsam gestört. Sie wiederholen das Gartenfest darum am 31.

31. Prof. Ulrich Stutz nimmt einen Ruf als ordentlicher Professor für Rechtsgeschichte in Freiburg i./Br. an.

August 1896.

6./7. Infolge starker anhaltender Regengüsse, die vielen Sommerfrischlern ihre Ferien verderben, steigt der Rhein zu der in den letzten trockenen Jahren ungewohnten Höhe von 3 m 30. Doch richtet er nirgends Unheil an.

10. Im mittleren Baselbiet, zwischen Sissach und Liestal, richtet am Abend ein Wolkenbruch ganz außerordentliche Verheerungen an. Namentlich die Dörfer Lausen und Itingen werden schwer heimgesucht. Die Centralbahnlinie und die Waldenburgerbahnlinie werden unterbrochen. Auch hier ist ein hoher Rhein in den nächsten Tagen die Folge.

16. Auf dem Landhof wird ein wegen der ungünstigen Witterung wiederholt verschobenes großes Nachtfest mit Feuerwerk und zwei Musikkapellen abgehalten. — Schützenfestchen der Baselstädtischen Schießvereine auf der Schützenmatte bei sehr günstiger Witterung.

17. Das Kriegsgericht der 5. Division tritt in Basel zusammen und verurteilt einen Sanitätsrekruten aus dem Kanton

St. Gallen wegen Diebstahls von 5 Fr. zu einer halbjährigen Gefängnisstrafe.

20. Ein Komite von in Basel niedergelassenen Basellandschäftlern thut sich zusammen, um Liebesgaben zu sammeln für die Wasserbeschädigten vom 10. ds.

26. Das Komite für Sammlung von Referendumsunterschriften gegen das vom Gr. Rat beschlossene Kanalisationsgesetz teilt der Regierung mit, die zur Herbeiführung einer Volksabstimmung notwendigen 1000 Unterschriften seien jetzt beisammen. — Das St. Jakobsfest nimmt den üblichen Verlauf, nur daß es trotz dem überaus regnerischen Charakter des ganzen Monats August von einer kaum zu hoffenden gnädigen Witterung begünstigt wird. Die Festrede hielt Pfr. Rothenberger zu St. Theodor.

29. Zum Schulinspektor der Knabenprimarschulen an Stelle des zurücktretenden Dr. J. W. Heß wählt die Regierung Dr. Franz Fäh, zum Vorsteher des Stadtplanbureaus Ingenieur Ed. Riggenbach. — Der Verein vom Roten Kreuz nimmt die Sammlung für die Opfer der Lammbachkatastrophe (Kienholz) und für die Wasserbeschädigten Basellands an die Hand, während für die letztern zugleich auch ein Komite von Landschäftlern sammelt.

30. Auf dem Landhof vor dem Riehenthor findet, begünstigt von regenlosem, aber bewölktem Himmel das Bundesrennen des Schweiz. Velozipedistenbundes statt. Wir verzichten darauf, die Sieger jedes einzelnen Rennens zu registrieren und begnügen uns, zu erwähnen, daß Karl Käser aus Basel sich als Meisterschaftsfahrer für die Schweiz auswies.

September 1896.

2. Im Hinblick auf die bevorstehende Krematoriumabstimmung (5./6. Sept.) veranstaltet der Verein für Leichenverbrennung eine

Volksversammlung in der Burgvogteihalle, in der Prof. Heim aus Zürich das Hauptreferat zu Gunsten der neuen Bestattungsart hält.

3. In Göschenen verunglückt durch einen Sturz mit dem Wagen der Bankier Rudolf Kaufmann-Neukirch aus Basel. Seine Tochter, Frau Otto, die ihn begleitet hatte, starb bald darauf, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben; der Vater erlag einer Herzschwäche am 12. September, allgemein um seines jähen Hinscheidens willen bedauert, seines Fleißes, seiner geschäftlichen Tüchtigkeit und seiner gesellschaftlichen Gaben wegen betrauert.

5./6. Die Errichtung eines Krematoriums wird vom Basler Volk mit 3376 gegen 3197 Stimmen angenommen. — In der St. Jakobgemeinde wird Pfarrer Rudolf Handmann, zu St. Theodor Pfarrer Hans Lichtenhahn bestätigt, beide ohne Opposition.

10. Die Direktion der Musikschule wird so geordnet, daß die künstlerische Leitung Dr. Hans Huber, die mehr administrative H. Zickendraht übernimmt.

17. Zum Präsidenten des Gesangvereines wird an Stelle des zurücktretenden Dr. Theodor Beck neu gewählt Dr. Emanuel Probst.

18. In der Kardinalhalle hält Dr. Theodor Surbeck einen Vortrag über das Eisenbahnrechnungsgesetz. — Die Gemeinnützige Gesellschaft giebt ihre Zustimmung dazu, daß die Aktiengesellschaft für Speisewirtschaften ihren Geschäftskreis wesentlich erweitert durch Ankauf des Gasthauses zum Engel in der Spalenvorstadt als zweiten Schenk- und Speiselokals.

21. Die Liedertafel wählt in ihrer Jahresversammlung zum Präsidenten Bernhard Frey. Den nach 20-jähriger Verwaltung des obersten Vereinsamtes zurücktretenden Dr. Hans Frey ernennt sie zum lebenslänglichen Ehrenpräsidenten.

22./23. Der Heilsarmee-General Booth hält vor überfüllter Burgvogteihalle am 21. einen öffentlichen Vortrag, am 22. eine sogenannte Heiligungsversammlung und außerdem im intimern

Kreise seiner Truppen noch eine Reihe von gottesdienstlichen Uebungen ab.

24. Großer Rat. Nach einigen untergeordneten Geschäften wird der Kauf der Liegenschaft Suter-Läderach an der Zürcherstraße (50,000 Fr.) ratifiziert und dadurch die Anlegung einer Birsstraße möglich gemacht, ferner vom Gesetz betreffend Organisation des Baudepartements die erste Hälfte durchberaten. — Am Abend sprach vor einer schwach besuchten Versammlung in der Burgvogteihalle Reg.-Rat Reese und Dr. Albert Huber über das Kanalisationsgesetz, über das am 26./27. abgestimmt werden soll.

26./27. Das Gesetz betr. die Kanalisation der Stadt wird in der Referendumsabstimmung mit 3713 gegen 1357 Stimmen angenommen.

27. Die Theaterspielzeit wird eröffnet mit Aufführung von Verdis „Aida."

29. Eine Versammlung des Eidgenössischen Vereins und der Quartiervereine vernimmt Referate, die zur Verwerfung der drei am nächsten Sonntag zur Abstimmung gelangenden eidgenössischen Vorlagen auffordern, des Viehhandelsgesetzes, des Rechnungsgesetzes und der Disziplinarstraforduung.

30. Die Regierung lehnt es ab, dem Komite für eine Chrischonabahn die Konzession zu erteilen für eine Straßenbahn Basel-Riehen. — Eine Grütlianerversammlung beschließt, am Sonntag das Viehhandels- und das Rechnungsgesetz anzunehmen, die Disziplinarstraforduung zu verwerfen.

Oktober 1896.

1. In der Burgvogteihalle beschließt die radikale Partei auf ein Referat von Nationalrat Dr. Brenner hin Annahme aller drei am Sonntag zur Abstimmung gelangenden eidgenössischen Vorlagen.

2. Nach einem Vortrag des aus der Türkei seit 2 Jahren ausgewiesenen armenischen Geistlichen Gabared Thumajan über die armenischen Greuel wird ein Komite niedergesetzt, das sich mit diesen Angelegenheiten befassen soll. Es besteht aus Pfarrer Ecklin, Kand. Iselin, Antistes Salis, Pfarrer Tissot und Dr. Zoller. Es wird sowohl Liebesgaben sammeln als Unterschriften zu einer Petition, die den Bundesrat bittet, zu Gunsten der Armenier bei den Großmächten Schritte einzuleiten.

4. Der Kanton Baselstadt giebt in der Volksabstimmung über die vorhin wiederholt genannten Bundesgesetze für den Viehhandel 4108 Ja und 2797 Nein, für das Eisenbahnrechnungsgesetz 5640 Ja und 1881 Nein, für die Disziplinarstrafordnung 3208 Ja und 3950 Nein ab. In der Eidgenossenschaft wurde das erste Gesetz abgelehnt mit 172,288 Ja gegen 202,072 Nein, das Rechnungsgesetz angenommen mit 220,568 Ja gegen 170,616 Nein, das Disziplinarstrafgesetz verworfen mit 76,564 Ja und 302,887 Nein.

5 ffg. Seit dem Ende des vorigen Monats erregt lebhaftes Interesse die im Kasino vor sich gehende Darstellung von lebenden Photographien (Kinematograph), die schon an der Landesausstellung in Genf viel sind bewundert worden.

6. An der obern Freienstraße, wo gegenwärtig eine lebhafte Bauthätigkeit herrscht, gerät ein schwer beladener Wagen ins Gleiten und verletzt schwer den Fuhrmann und zwei kleine Kinder, deren eines noch am nämlichen Tag im Spital stirbt.

8. Großer Rat. Nach einigen unbedeutenden Interpellationen über Verkehrsstörungen in der Stadt während der letzten Wochen wird das Gesetz betr. Organisation des Baudepartements in erster Lesung durchberaten. Der Rat nimmt ferner an die Ratschläge betr. das Gäßlein längs dem Teich im Rappoltshof, betr. Aufhebung des Großratsbeschlusses vom 28. März 1895 über öffentliche

Abtritte in der Stadthausgasse und betr. Ankauf von Landabschnitten an der Zürcherstraße, weist den Ratschlag betr. Baulinien für die linke Seite der untern Gerbergasse, für die rechte Seite der untern Freienstraße und für die obere Seite des Marktplatzes an die Regierung zurück und erledigt in erster Lesung das Gesetz betr. Einteilung der Kirchgemeinden der evangelisch-reformierten Landeskirche. — Nach Genf kommen per Extrazug etwa 650 Baselstädter und Landschäftler, Männer und Frauen zur Landesausstellung mit kostümierten Trommlern, Pfeifern und Fahnenträgern. Sie sind der Gegenstand vielfacher Ovationen. Als Sprecher treten von ihrer Seite auf u. A. Dr. Rudolf Hotz und Professor Ed. Hagenbach-Bischoff.

10. Jahresfest des Kaufmännischen Vereins im Café Spitz.

11. Die neuerbaute St. Matthäuskirche im Horburgquartier wird unter großer Teilnahme der Gemeindeglieder und mit würdigen Feierlichkeiten geweiht. Nach einer Ansprache übergab Regierungsrat Reese, Vorsteher des Baudepartements, seinem Kollegen Dr. Isaak Iselin, Kirchendirektor, die Schlüssel zu der Kirche, der dann seinerseits mit einer kurzen Ansprache das Gotteshaus seinem Zwecke übergab. Es folgten hierauf, umrahmt von Orgelspiel und Gesang der Gemeinde und eines Chors die Weiherede des Antistes Salis und die Predigt des Hauptpfarrers der St. Theodorsgemeinde, von der sich nun St. Matthäus als selbständige Tochter abzweigt. Zwei Stunden, von 9—11 Uhr hatte der feierliche Akt gedauert. Er fand seine Fortsetzung in einem Jugend- und in einem Gesanggottesdienst, während am Abend ein kleines gemeinschaftliches Essen im Café Spitz weltliche und kirchliche Behörden mit der Bauleitung zu einigen angenehmen Stunden vereinigte. Am folgenden Tag, Montag, 12. Oktober feierte der Kleinbasler Positive Gemeindeverein den erfreulichen Anlaß durch einen gelungenen Familienabend in der Burgvogtei.

14. Es wird ein Verein von Basler Kaufleuten gegründet,

der sich zur Pflicht macht, die Interessen des Zwischenhändlers gegenüber dem Produzenten und gegenüber dem unlauteren Wettbewerb zu wahren.

16. Die Delegiertenversammlung der konservativen Partei bezeichnet als ihre Kandidaten zu den bevorstehenden Nationalratswahlen die Bisherigen, Bischoff, Brenner und Kinkelin, und an Stelle des zu allgemeinem Bedauern bestimmt ablehnenden Regierungsrat Speiser neu Regierungsrat Iselin.

18. Eröffnung der Konzertsaison mit dem 1. Abonnementskonzert, in dem Professor Karl Halir als Solist auftritt.

19. Von einer radikalen Versammlung werden als Nationalratskandidaten der freisinnigen Partei auf Antrag der Delegierten proklamiert Brenner und Kinkelin (bisher) und Iselin und Redakteur Wullschleger (neu).

21. Das Testament der in diesen Tagen kinderlos verstorbenen Witwe Margaretha Burckhardt-Heusler wird eröffnet. Es vermacht an Legaten 2c. eine Gesamtsumme von nahe an 300,000 Fr., die in kleinern und größern Beträgen einer Menge von wohlthätigen, gemeinnützigen, wissenschaftlichen, künstlerischen und religiösen Anstalten unserer Stadt zufallen.

23. Ein seit 30 Stunden anhaltender Regen bringt Birs, Birsig und Wiese zu übermäßigem Anschwellen. Doch wird einstweilen auf dem baselstädtischen Kantonsgebiet kein nennenswerter Schaden angerichtet. Der Rhein steigt nicht in gefahrdrohender Weise, weil in den höher gelegenen Gegenden der Schweiz diese Niederschläge in Form von Schnee erfolgen.

25. Nationalratswahlen. Für die 4 von Baselstadt zu besetzenden Stellen lagen 5 ernsthafte Kandidaturen vor; die Nationalräte Brenner und Kinkelin wurden von Sozialisten, Freisinnigen und Konservativen, Regierungsrat Dr. Isaak Iselin und Nationalrat Bischoff von Konservativen und Katholiken, der Erstere zudem

von den Freisinnigen, Redakteur E. Wullschleger endlich wurde von Sozialisten und Freisinnigen portiert. An der Wahl beteiligten sich 8575 von 15,255 Stimmfähigen. Bei einem absoluten Mehr von 4288 wurden gewählt Regierungsrat Dr. Ernst Brenner mit 6797, Professor Hermann Kinkelin mit 6316, Regierungsrat Dr. Isaak Iselin mit 5920 und Redakteur Eugen Wullschleger mit 4635 Stimmen. Der unterliegende Nationalrat Emil Bischoff machte 3553 Stimmen.

27. Die Messe läutet ein. Weder Barfüßer- noch Petersplatz bieten über das Gewöhnliche hinausgehende Sehenswürdigkeiten.

29. Großer Rat. Die am 8. ds. in Angriff genommenen sogenannten Kirchengesetze (Einteilung der Kirchgemeinden der evangelisch-reformierten Landeskirche 2c.) werden in 1. Lesung erledigt; es wird beschlossen, die Straßenbahnlinie Aeschenplatz-Breite bis ins Dorf Birsfelden weiter zu führen. Der Rat erklärt einen Anzug Alfons Burckhardt erheblich betr. Anlegung eines generellen Straßenbahnnetzes und genehmigt ein allgemeines Programm, in dem die Regierung die bei Besserung der Wohnungsverhältnisse namentlich in der innern Stadt zu befolgenden Gesichtspunkte feststellt. — Es wird ein Verein gegründet, dessen Einkünfte dazu dienen sollen, dem Basler Sanatorium in Davos den Betrieb zu erleichtern.





